Biographisch-historische

Studien

von

Ernst Münch.

Erster Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1836.

225 Bg.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

C. E. Stifft,

Geheimen Referendar Sr. Majestät des Königs der Niederlande für die Angelegenheiten des Großherzogthums Luxemburg, Mitglied des teutschen Schiedsgerichtes, Ritter des Ordens vom Niederl. Löwen u. s. w.

in hochachtungsvollster Freundschaft

gewidmet.

Vorwort.

Dem Publikum werden in dieser Sammlung eine Reihe berühmter Charaktere und anziehender Erscheinungen aus verschiedenen Zeiträumen der Geschichte, bearbeitet nach Quellen, dargeboten, ohne daß jedoch der Verfasser sich für verpflichtet erachtet hätte, sie gerade in streng

chronologischer Folge aufzustellen. Wie sie nach Zeit, Muße und Lust, aus seiner Feder theils zum erstenmal hervorgegangen, theils nach früheren Skizzen und Versuchen völlig umgestaltet, von ihm zu Tage gefördert worden sind, erscheinen sie hier hinter einander abgedruckt. Bei weitem der größere Theil ist neu.

Walter Raleigh, der berühmte Seefahrer, Staatsmann, Günstling und Schriftsteller, — der ritterliche Palzgraf Friedrich II. und die schöne Leonore von Oesterreich, — der furchtbare Christian II. von Dänemark mit seiner Geliebten, Düveke oder der Taube von Amsterdam, und seiner berüchtigten Rathgeberin, Mutter Sigbritt, sodann der Märtyrer des Fanatismus, Giulio Cesare Vanini der Philosoph, — Floris von Montmorency, Hr. v. Montigny, Freund und

Schicksalsgenosse von Egmont und Horn (in Vervollständigung des berühmten, von Schiller bearbeiteten Prozesses), — machen den Anfang. Darauf folgen: König Enzio, in neuer Bearbeitung, und Petrus de Vineis, zum erstenmal biographisch und erschöpfend dargestellt; Philipp von Marnix, Hr. von St. Aldegonde; — Studien über Demosthenes und Markus Brutus; über Thrasea Pätus und die Stoiker und letzten Patrioten Roms während der Kaiserzeit; — Hypatia von Alexandrien, mit Nachrichten über Synesios den Kyrenäer und die letzten Neu-Platoniker; — die Verschwörung von P. Zrinyi, Nadasty, Frangipani und Tättenbach wider Kaiser Leopold I.; Tafilet, Usurpator von Nordafrika; Inez de Castro (neu bearbeitet), Hakon Jarl

(nach frischen Quellen); Don Miguel de Cervantes; — Don Antonio de Guevara; — Th. Gray, der Elegiker Englands, nach seinem Leben und seinen Schriften; — Apologie der Lukrezia Borgia wider alte und neue historische Verläumdungen; die Partheikämpfe in Holland zu Ende des 15. Jahrhunderts; die Geschichte der älteren Prinzen von Oranien bis zum Tode Philiberts von Chalons, mit allerlei Denkwürdigkeiten zur Literärgeschichte, besonders der Troubadours; Kardinal Giovanni Moron; Gianettino Doria; Cecilio Curione Segundo und seine Töchter; der Prozeß der Königsmörder Harrison, Lembert, H. Vane u. A. unter Karl II. in England; — Anna Maria von Schuurmann; Lady Jane Gray; — Samuel Henzi; Albrecht von

Haller; — J. G. Zimmermann. — Louvet de Couvrat und die Girondisten; — Georg Forster. — Die Gefangenen vom Asperg und vom Hohentwiel: J. J. Moser, Schubart und Rieger. — Von Charakteren neuester Zeit: König Wilhelm I. von Würtemberg, seine Kriegsthaten und seine achtzehnjährige Regierung in größeren Umrissen. — König Wilhelm I. der Niederlande. — C. F. van Maanen. — J. D. Meyer, der Rechtshistoriker. — P. C. Hooft der Geschichtschreiber der Niederlande; — G. A. Brederoode nebst Beiträgen zur Geschichte der holländischen Volkspoesie. — Frhr. vom Stein, Justus Gruner und Niebuhr; — Lord John Russel. —

Der II. Band wird die Biographie Phi-

lipps von Marnix und Peters de Vinea liefern, welche beide längstversprochene Arbeiten durch das Ausbleiben zugesagter Materialien wider Willen des Verfassers bisher verzögert worden waren. Das Interesse des Publikums für vorliegenden I. Band dürfte entscheiden, ob die angezeigten Artikel, zu welchen alles vorbereitet liegt, mehr oder rasch auf einander folgen werden.

I.

Sir Walter Raleigh.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Fr. Schiller.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

In der, an ausgezeichneten Männern mancherlei Art reichen Geschichte der Königin Elisabeth von England, so wie in jener der darauf gefolgten Regierung Königs Jakob I., erscheint als einer der ersten, und, wenn auf Vielseitigkeit des Talentes, großartige Richtung des Geistes und Universalität der Bestrebungen Rücksicht genommen wird, nach Bakon von Verulam vielleicht als der erste Mann dieser merkwürdigen Zeit, der Ritter Sir Walter Raleigh.

In verschiedenen Sphären, deren mehrere, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge und den Begriffen der Menschen, einander auszuschließen oder zu hemmen pflegen, gewann er gleich großen und bleibenden Ruhm; in der theoretischen Staatskunst, wie in dem praktischen Hofleben und den Geheimnissen der völkerlenken-

den Diplomatie, in den Geschäften eines Rathes der Krone; wie in den glänzenden Improvisationen eines Redners und Volksanwalts im Parlamente; als Seemann, Länderentdecker und Pflanzer, wie als Befehlshaber von Truppen und als friedlicher Priester der Wissenschaft in ihren speculativen und historischen Gebieten. Dazu kam die besondere Eigenthümlichkeit eines Charakters, welcher zahlreiche Freunde und Feinde in gleichem Grade sich erwarb und über manche Punkte das Urtheil der Zeitgenossen wie der Nachwelt verwirrte, welcher aber dennoch in den Hauptzügen siegreich über schwere Verläumdungen, nach vollbrachten großen Thaten, sowohl im Dienste des Vaterlandes als der Wissenschaft, und nach theilweise glücklichen, theilweise mißlungenen Bestrebungen, trotz eines tragischen Endes, sich gestaltete. In dem Haupte dieses Mannes hatten so vermessene Gedanken und weitausreichende Plane, denen es keineswegs an den nöthigen Hebeln zur praktischen Ausführung fehlte, Raum gewonnen, daß selbst mächtige Kabinete entweder von Besorgniß darüber erfüllt wurden, oder um glänzenden Preis seine Freundschaft nachzusuchen sich genöthigt sahen, und daß blos das Unglück eines Regierungswechsels, welcher das Steuer in andere, minder geniale Hände, als die unter der großen Königin wirksamen, gab und welcher der ruheliebenden Tendenz eines ruhm-

losen, wichtige Nationalintereſſen oft verabſäumenden geldſchmutzigen Müßigganges huldigte, die Verwirklichung einer rieſenhaften Idee — Zertrümmerung der ſpaniſchen Macht im Süden von Amerika, und damit Bereicherung des öffentlichen Schatzes und der Staats-Kräfte von Britannien durch neue unermeßliche Hülfsquellen — vereitelte.

In den weſtlichen Provinzen von Alt-England befanden ſich mehrere geachtetete Geſchlechter angeſeſſen, welche den Namen „Raleigh“ führten, und beſonders wurden ihrer Drei, aus verſchiedenen Perioden, was die Niederlaſſung betrifft, und mit unterſcheidenden Wappen und Siegeln, gezählt. Dasjenige unter ihnen, von welchem Sir Walter herzuſtammen ſich berühmte, leitete ſeinen Urſprung bis zur Regierung König Johanns ohne Land zurück; andere jedoch behaupteten, ſchon vor der normänniſchen Eroberung in England bekannt geweſen zu ſeyn. Der Vater unſeres Ritters, welcher jedoch dieſes Prädikat, durch die Gnade ſeiner Königin, erſt ſpäter erhalten hat, hieß Hr. Walter Raleigh (oder Ralegh) von Fardel, in der Grafſchaft Devon. Er hatte ſich dreimal verheurathet und aus ſämmtlichen drei Ehen Kinder erzeugt. Seine letzte Gemahlin war Katharina, Tochter des Ritters Philipp Champernon von Modbury und Wittwe Sir Otto Gilberts von Compton in Devons-

hire gewesen, diese gebar ihm zwei Söhne, Carew und Walter, so wie eine Tochter, welche zweimal sich verehlichte. Mütterlicherseits hatte demnach Sir Walter die drei ebenfalls berühmt gewordenen John, Humphry und Adrian Gilbert zu Halbbrüdern.*)

Er wurde im Jahr 1552 zu Hayns, in Devonshire, welcher Ort nahe an der See liegt, geboren. Nach beendigtem ersten Unterricht bezog er die Hochschule zu Oxford. Nach allen Berichten zeichnete er sich vor seinen Genossen durch Eifer und Fortschritte in allen Fächern, die er ergriffen, und zwar weit über seine Jahre, aus. Nach diesem ward er hintereinander Zögling des Oriel-Kollegiums und jenes der Rechtsgelehrten in Middle-Temple. Im Jahr 1569 begab er sich, nach dem Beispiele vieler jungen Leute aus bessern Häusern, nach Frankreich, um unter der Fahne des Protestantismus Lorbeeren in jenen blutigen Kriegen sich zu erfechten, welche die Politik Katharina's von Medici, der heroisch-nationale Fanatismus der Ligue und die spanische Ränkesucht hervorgerufen. Fünf Jahre lang diente er hier mit Ehre und Gewinn für sich zugleich; denn mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Besonnenheit faßte er nicht nur alle kriege-

---

*) Oldys: Life of Walter Raleigh. — J. Campbell: Life of British Admirals etc. II. Vol. —

rische Begebenheiten, an denen er mehr oder minder Theilnehmer war, sondern auch die politische Seite derselben und und zwar im Zusammenhange und im Verhältnisse zu jenem, auf, stellte über Land, Regierung und Partheien Betrachtungen an und erwarb sich dadurch einen Schatz von praktischen Kenntnissen, welchen die reiferen Jahre herrlich entwickelten.

Sowohl zerstreute Andeutungen in seinen Werken *) als ausdrückliche Angaben von Historikern zeugen hiefür, wiewohl die Biographen manches übersehen.

Aber mehr noch als Frankreich, zog Sir Walter'n der heldenmüthige Kampf des Niederländischen Volkes gegen die Spanier an, welchen er schon frühe in innerster Seele Haß geschworen. In allem diesem huldigte er — wie der Geschichtschreiber brittischer Admirale **) sich ausdrückt — mit der einem jungen Manne natürlichen Lebhaftigkeit ganz der herrschenden Mode gemäß. Frankreich und die Niederlande waren damals die Kriegsschule, in welcher alle diejenigen sich ausbildeten, die ihr Glück durch den Degen zu machen, entschlossen waren, und die sich durch Preisgebung von Leib und Leben zum Dienste ihres Vaterlandes

---

*) Sir W. Raleghs Essays. —

**) John Campbell: Life and Actions of brittish Admirals. T. I.

einen rühmlichen Weg bahnen wollten. Allein während Viele auf dieser Laufbahn schweres Unglück traf, indem sie sich durch die bei Armeen herrschenden Laster und Ausschweifungen verführen ließen, und ein ungebehrdiges und ungestümes Wesen sich aneigneten, welches Anderen wiederum für soldatische Freiheit galt, zog Raleigh aus seinen Kriegsdiensten in fremden Ländern einen wirklichen Nutzen. Seine Kenntnisse in mehr als einem Zweige mehrten sich beträchtlich; die gemachten Erfahrungen vervollkommneten die Theorieen der Kriegswissenschaft, und zugleich gaben sie ihm einen feinen Sinn und ein so geglättetes Aeußere, daß er nach der Rückkehr in sein Vaterland (1578) für einen der gewandtesten und gesittetsten jungen Kavaliere gehalten ward. *)

Bald darauf finden wir ihn für seinen Halbbruder Humphry Gilbert thätig. Dieser, als Lieblingssohn von der besorgten Mutter mit einer vortrefflichen Erziehung ausgestattet, und für Kriegswesen, Seefahrt und Weltkunde schon frühe, als Hauptgegenstände seiner Sehnsucht, begeistert, hatte bei Anlaß

---

*) Wood: Athenaeum Oxoniense T, I. — Camden: Annals of the Queen Elizabeth and King James I. — Thuanus: Historia sui temporis. II. L. 46. — Nannton: Fragmenta regalia. — Campbell. I.

der bekannten Expedition nach Havre de Grace im Jahr 1562 zum erstenmal Gelegenheit gefunden, in Thaten für sein Vaterland sich auszuzeichnen und die Augen des Hofes auf sich zu ziehen. Man begann Vertrauen in das schön aufkeimende Talent zu setzen und Sir Humphry erhielt die wichtige Präsidentenstelle von Münster in Irland, wo er, an der Spitze von weniger Mannschaft in kurzer Zeit Ungewöhnliches und seinen Namen unter den Bewohnern dieses Landes, welche so häufig zum Abfall des tyrannisch über ihm lastenden Englands geneigt waren, gefürchtet machte. Zumal fühlten M'Carthies und Bitz-Morris, Häuptlinge, die bisher den englischen Statthaltern und Generälen viel zu schaffen gemacht hatten, *) seinen Arm. Sir Walter stand seinem Stiefbruder, den er als Geistverwandten, schätzte und liebte, hier und anderwärts redlich bei **).

---

*) Th. Moore History of Ireland. — Lingard History of England. VIII. und IX.

**) W. Pole: Description of Devonshire. — Hooker: Discourse of Sir Gilbert. — W. Monson: Naval Trackts. — Loyd: Stete-Worthirs. — Stove: Annals. — Oldys l. c. — Hackluyt: the principal Navigations, voyages traffiques and discoveries of the English Nation. Lond. 1599. (Ein Hauptwerk für die See- Entdeckungs- und Handelsgeschichte) mit vielen wichtigen und interessanten Dokumenten. Es ist größtentheils aufgenommen in der anderen

Das Hauptziel Humphry's war jedoch, wie wir zum Theil schon angedeutet, die Erforschung unbekannter Weltgegenden, eine Entdeckungsreise im großen Styl. Er versuchte es darum, der Königin Elisabeth in einer eigenen Denkschrift aus einander zu setzen, daß eine nordwestliche Fahrt nach Ostindien zu den Möglichkeiten gehöre und suchte eine Anzahl rüstiger Leute zu einem dießfallsigen Versuche zu bereden; für sich selbst begehrte er vorläufig blos ein Patent, welches ihn zur Besitznahme und Bepflanzung eines erst noch zu entdeckenden, von keinem der christlichen Souveräne schon besetzten Gebietes im westlichen Amerika berechtigte; was ihm denn auch von Elisabeth unbedenklich verwilligt wurde.

Nunmehr handelte es sich um die Ausführung des Projektes oder vielmehr um die Mittel derselben. Eine Menge von Personen hatte sich zwar anwerben lassen und eine Flottille lag bereits segelfertig; allein ergriff Viele auf derselben Kleinmuth; Andere bestimmte Eifersucht gegen Humphry, sich wiederum von ihm los zu sagen, und mit Schmerzen sah er den schimpflichen Ausgang eines wohl eingeleiteten Unter-

---

großen Sammlung: Navigantium atque Itinerantium Bibliotheca, or a compleat Collection of voyages and travels, consisting of above four hundred of the most authentick writers, by John Harris. Lond. 1705. II. Vol. gr. Fol.

nehmens schon vor dem Beginnen desselben. Allein Sir Walter und der zweite Bruder, Adrian Gilbert nebst einigen anderen Leuten besseren Schlages, hielten ihn aufrecht und wußten Hülfe zu schaffen. Besonders aber war es Raleighs Genie, welches viele Hindernisse aus dem Wege zu räumen wußte. Sir Humphry stach also in die See und erreichte glücklich Neufoundland; nach diesem ward hier eine Zeitlang Rast gemacht. Die drei Brüder — Raleigh befand sich mit auf dem Zuge — fühlten jedoch die Nothwendigkeit von Verstärkungen an Schiffen und Mannschaft, oder es war der Wind ihnen nicht günstig und deßhalb die erste Entdeckung verfehlt; genug, sie traten den Rückweg nach England an und begegneten auf demselben einer spanischen Schiffsabtheilung, welche nicht übel Lust bezeigte, sie in den Grund zu bohren; mit Mühe nur und mit dem Verluste eines der besten Schiffe und des wackern Jünglings Miles Morgan, entgingen sie dieser Gefahr, nachdem sie den Feinden lange und muthige Gegenwehr geleistet *).

Raleigh gab nun vorerst jede weitere Expedition auf und ging alsbald bei seiner Rückkehr (im Frühjahr 1579) nach Irland, wo der Kampf mit den Rebellen, in Folge päbstlicher und spanischer Unter-

*) Campbell l. c.

stützungen und Intriguen, einen neuen hartnäckigen Charakter angenommen hatte. Er diente hier unter dem Präsidenten von Münster, in der Eigenschaft als Hauptmann, und im folgenden Jahre unter dem Grafen von Ormond, einem nahen Verwandten und getreuen, über vielfache Versuchungen des Ehrgeizes siegreichen Freunde der Königin. Der Statthalter von Irland, Lord Grey, welcher diese Nation mit persönlichem Hasse verfolgte, legte dem Heere vor allem die Eroberung der wohlbefestigten Festung Dre, am Meerbusen von Smerwik in der Grafschaft Kerry, an's Herz, da die Insurgenten daraus einen Hauptanlehnpunkt ihrer Macht und einen Sammelplatz der neu erwarteten Truppenverstärkung gemacht hatten. Sir Walter hatte einen vorzüglichen Antheil an der endlichen Einnahme. Es wird erzählt, daß die Besatzung, troz feierlich zugesicherter Schonung, mit dem päbstlichen Offizier San Giuseppe an der Spitze, niedergemetzelt worden; allein es scheint, daß der Irische Geschichtschreiber von England hier Raleigh Unrecht thut, wenn er ihm diese That auf eigene Rechnung zuschiebt *), da es aus andern Berichten sich ergibt, daß sie auf ausdrücklichen Befehl des Lord-Statthalters, und zwar mit großem Widerstreben der

*) Lingard: History of England VIII.

damit beauftragten Kapitäne Raleigh und Mackworth, geschehen. Lord Grey hatte diesmal ganz den Grundsatz des römischen Katechismus: Ketzern dürfe nicht Wort gehalten werden, gegenüber den Papisten, befolgt *).

Noch mehrere andere glückliche Verrichtungen beim irischen Heere machten Sir Waltern bei Hofe immer bekannter; er erhielt jetzt die Präsidentschaft von Münster für sich selbst, und nach einiger Zeit, zur Belohnung für seine vorzüglich eifrige Treue auch in diesem neuen Berufe, ein großes Landgut in der bewältigten Provinz **).

Die Feinde und Ehrenneider fehlten jedoch ebenfalls nicht und besonders verbitterte ihm Lord Grey das Leben ungemein, durch eine Reihe von Verdrüßlichkeiten und Zwiste, in welche er ihn hineinzog, und wegen welcher Raleigh denn endlich, da der öffentliche Dienst darunter litt, heimberufen, ja von dem Geheimen Rath, in Folge vielfacher Beschuldigungen von Seite des Statthalters, zur Rechenschaft gezogen wurde. Allein er wußte seine Sache mündlich mit so glän-

---

*) Vgl. Berchetti. — William Con.: State of Ireland. — Cox: History of Ireland. — Carte: Life of the Duke of Ormond. I. — Camden. — Spencer. — Cayley: Sir W. Raleigh. I. — Campbell l. c. im Leben Sir H. Gilberts. —

**) Nannton: Fragmenta navalia. —

zender Beredtsamkeit zu verfechten, daß dem Abtretenden die allgemeine Bewunderung folgte. Die Königin rief ihn unverzüglich zu sich, fand großes Vergnügen an seinem geistreichen Umgang wie an seinen ritterlichen Manieren und feinen Schmeicheleien, die er, höfisch und gründlich zugleich, im Hinblick auf ein größeres Interesse, keineswegs verschmähen zu dürfen glaubte. Raleigh ward nun im geheimen Kabinete oft zu Rathe gezogen und galt bald als „Orakel" desselben.

Eine Anekdote, die auf sein Verhältniß als begünstigter Hofmann, einiges Licht wirft, können wir nicht umgehen, besonders da seine Gegner, sie als Uebermaaß von schmeichlerischer Gewandtheit, später häufig genug ihm vorgeworfen haben. Als nemlich Raleigh eines Tages die Königin auf ihrem Spatziergange begleitete, fand sich eine Stelle, über welche sie setzen mußten, so schmutzig, daß Elisabeth Anstand nahm, weiter zu gehen; jener, rasch besonnen, warf seinen Mantel *) in den Weg, so daß er der Monarchin als Fußteppich diente. Nach diesem Vorfall erhielt er einen Wink aus dem geheimen Kabinete: sein Glück sey gemacht.

---

*) Höchst impertinent und unwahr zugleich setzt Lingard, der die Sache erzählt, hinzu: „vielleicht den einzigen, den er hatte." Sir Walter besaß noch Vermögen genug, um einen neuen Mantel sich anzuschaffen.

Die Ränke seiner Gegner ließen ihn jedoch nicht lange ungestört in einer Gunst, die er mit Sir Charles Blount, Sohn des Grafen Montjoye, theilen mußte. Nachdem dieser letztere als Student zu Innertemple, durch ausgezeichnetes Benehmen bei einem Turniere, die Augen Elisabeths auf sich gezogen, und aus den Händen der Monarchin ein karmoisinrothes Band als Kampfpreis erhalten hatte, machte Graf Essex, welcher die Liebe Elisabeths mit heftiger Eifersucht für sich allein ansprach, bereits die boshafte Bemerkung: jeder Narr müße an diesem Hofe seine Gunst haben. Trotz des darüber statt gefundenen Duells, söhnte er sich jedoch, auf Bitte der Königin, mit Blount wieder aus, und es bildete sich sogar eine enge Freundschaft zwischen den beiden, welche den Grafen Nottingham, einen zweiten, bisher sehr einflußreichen Nebenbuhler, bestimmte, voll Verdruß den Hof zu verlassen. Dagegen blieb Raleigh fortwährend eine widerwärtige Erscheinung für Graf Essex, ohne daß dieser jedoch es dahinbringen konnte, ihn zu verdrängen. Vielmehr zeichnete Elisabeth Walter'n neuerdings dadurch aus, daß sie ihn dem Herzog von Anjou bei seiner Rückreise nach den Niederlanden zum Begleiter gab und als Unterhändler zu dem Prinzen von Oranien sandte, von welchem er auch (1582) Briefe von hoher Wichtigkeit mitbrachte. Einige Monate

blieb er hierauf noch am Hofe und die auf ihn eifersüchtigen Staatsmänner mußten sich bequemen, ihm selbst nun den Hof zu machen, um Allerlei durch seine Vermittlung durchzusetzen. Seine Verdienste waren zu allgemein anerkannt, um von ihnen ignorirt werden zu können. Auch hielt Elisabeth sehr darauf, daß diejenigen geehrt wurden, welche sie selbst ehrte *). Um diese Zeit war Raleigh bereits Mitglied des Geheimen Rathes mit Sitz und Stimme.

Im folgenden Jahre (1583) oder noch zu Ende des abgelaufenen, wurden die früheren Entdeckungsplane wieder aufgenommen. Das erste Mißlingen Sir Gilbert's hatte diesen nicht abgeschreckt; vielmehr ward, noch im Frühjahre, eine zweite Ausrüstung zu Stande gebracht. Sir Walter zeigte sich bereit zu ihrer kräftigsten Unterstützung, und ließ sogar auf seine eigenen Kosten das zweite der fünf Schiffe, aus denen die Flotte bestehen sollte, nemlich das Unter-Admiralschiff, erbauen, welches sofort die Benennung „Barke Raleigh" erhielt. Gilbert war als Admiral frisch patentirt und die sämmtliche Mannschaft unter seinen Befehl gestellt; doch sollte, wenn binnen sechs Jahren keine neue Länder entdeckt worden, seine Vollmacht erloschen seyn.

---

*) Das Nähere bei Leicester: Commonweelth. — Aulicus Coquinar. — Sir W. Raleigh: Invention of Skipping. (Selects Essays.) Shirley: Life of W. Raleigh. —

Am 11. Juni gingen sie zu Plymouth unter Segel; allein schon am dritten Tage sah sich Sir Walters Fahrzeug zur Heimkehr genöthigt, weil eine ansteckende Seuche den Hauptmann und den größten Theil der Mannschaft überfiel. Nachdem Sir Humphry Neuland glücklich erreicht, den Hafen St. Johann in Besitz genommen, auch durch einen aus Sachsen verschriebenen Bergmann eine Silbergrube angelegt und seine Unternehmungen weiter zu verfolgen sich angeschickt hatte, zerstörte ihm in den letzten Tagen des Augusts unter dem 47. Grad nördlicher Breite ein furchtbarer Sturm das wichtige Schiff „das Vergnügen“, wobei fast die ganze Mannschaft und zu seinem noch größern Schmerz der getreue Freund, der sächsische Bergmann, mit zu Grunde gingen. Auf diesen letztern hatte er so große Dinge gebaut, so daß er sogar erklärte, alsbald nach seiner Rückkehr auf die künftige Erzgrube hin 10,000 Pfund Sterl. von der Königin borgen zu wollen.

Allein ein neuer Unstern verfolgte den kühnen und geistvollen Mann auf seiner Heimfahrt und machte allen seinen Entwürfen, welche er nach einer dritten sorgfältigen Ausrüstung um jeden Preis auszuführen gedachte, noch ehe er das Vaterland wieder geschaut, ein tragisches Ende. Am Nagel heftig verwundet, hatte er sich von dem Fahrzeuge: „das Eichhorn“ weg und an Bord der „goldenen Hündin“ be-

geben, um sich verbinden zu lassen. Alle seine Leute setzten ihm heftig zu, auf diesem Schiffe nach England zurückzukehren und daselbst seine beabsichtigten Maaßregeln zu treffen; denn die Barke, auf der er, seit der Abfahrt aus St. Johann, sich befunden hatte, weil es leichter schien, mit ihr rasch in alle Buchten und Häfen, als mit schwereren Fahrzeugen, einzulaufen, däuchte ihnen viel zu klein und unsicher. Sir Gilbert aber, welcher die Mannschaft darauf nicht verlassen und auch dem Vorwurfe der Furcht ungern sich aussetzen wollte, verharrte auf seinem Entschluß, wieder in jenes kleine Schiff zu steigen. Am 9. September erhob sich abermal ein heftiger Sturm und die Wellen drangen so ungestüm an das „Eichhorn“ heran, daß dasselbe zuletzt von ihnen mit allem, was darauf war, verschlungen wurde. Der Ritter hatte dem nahen Tod mit Muth ins Angesicht geblickt und die zitternden Gefährten mit den Worten zu trösten gesucht: „Kinder! wir sind dem Himmel auf der See eben so nahe, als zu Land!“ *)

Der Verlust dieses trefflichen Mannes, der in gewisser Beziehung als einer der ersten Gründer des englischen Kolonialwesens mit Recht betrachtet werden

---

*) S. die Biographie H. Gilberts bei Campbell. I. — Allgem. Historie der Reisen. XVI. —

konnte, ward von Jedermann sehr bedauert; aber er ging Niemanden tiefer zu Herzen, als Sir Walter Raleigh selbst, der die großen Kenntnisse, das Genie und die Gedanken seines Halbbruders mit Kennerauge durchschaut und mit neidloser Bewunderung verfolgt hatte. Ihm war gewissermaßen nun die Erbschaft seiner Plane zugefallen, wiewohl das Mißlingen des Gilbert'schen Unternehmens im Publikum nun viele Bedenklichkeiten über den Erfolg irgend eines künftigen erregte und das Kolonisations-System gänzlich in Stocken zu bringen drohte.

Sir Walter, der mit allem was früher geschehen, völlig vertraut gewesen war, und die Spiele des Zufalls nicht so hoch anschlug, als die Menge, beschloß bald möglichst die nördlichen Entdeckungsreisen um jeden Preis fortzusetzen und entwickelte in einer gründlichen Schrift, welche er der Königin übergab und welche von dieser dem geheimen Rathe zur Prüfung vorgelegt wurde, alle daraus zu gewinnenden Vortheile auf so einleuchtende Weise, daß er schon im Märzmond 1584 den gewünschten Freibrief erhielt. Fortan wurde er, wie alle Geschichtsschreiber und Reisebeschreiber zugestehen, die Seele aller gleichzeitigen und späteren Unternehmungen, welche den englischen Handel auf eine so erstaunenswerthe Höhe brachten.

Sein Blick fiel bei Betreibung der neuen Expe-

dition hauptsächlich auf zwei Kapitäne, Philipp Amadas und Arthur Barlow, in deren Tüchtigkeit er das meiste Vertrauen setzte. Die Anstalten gediehen mit ungewöhnlicher Schnelle und schon am 27. April war die Expedition im Stande, aus einem Hafen der westlichen Küste Englands in die See zu stechen. Sie segelte bei den Kanarischen Inseln vorüber, kreuzte eine Zeitlang (gegen Anfang Juni's) im Golf von Mexiko und nahm sodann die Richtung nach der Küste von Florida. Die den Seeleuten Sir Walters vorgeworfenen Unkunde, welche sie den bedeutenden Umweg von mehr als 2000 Seemeilen machen ließ, beruhte auf der eigenen Unwissenheit derjenigen, welche den Plan im Ganzen und die besonderen Zwecke Raleighs bei dieser Fahrt nicht begriffen. Er hatte ihnen bestimmte Instruktionen mitgegeben; das Verhältniß zu den künftigen gefährlichen Nachbarn den Spaniern motivirten sie hinreichend *).

Am 2. Julius näherten sich unsre Seefahrer dem Ufer, an einem Orte, wo das Wasser außerordentlich niedrig stand, und ein Duft, wie von den lieblichsten Gartenblumen, strömte ihnen entgegen. Daraus zogen sie den Schluß, daß, obgleich noch kein Land zu sehen,

---

*) Verständig hat dies Hakluyt (bei Harris 201) auseinander gesetzt.

dasselbe doch nicht sehr weit entfernt seyn könne. In der That landeten sie bald darauf an einer Insel, auf welcher sie eine große Menge von Thieren und Bäumen der verschiedensten Art trafen. Mehrere Tage verstrichen, ohne daß sie menschliche Wesen erblickt hätten; endlich stießen sie auf kleine Kähne, welche wenige Eingeborne faßten. Sie gaben ihnen ein Zeichen sich zu nähern; aber jene wandten sich, mit kläglichen und seltsamen Rufen die Luft erfüllend, um, entsetzt von dem Anblick der ungewöhnlichen, andersfärbigen Menschengestalten, die wie durch einen Zauberschlag auf ihr Eiland versetzt worden waren. Als man ihnen aber freundlich nachrief und allerlei Spielwerk, wie: Spiegel, Messer, Puppen, Glaskünsteleien u. dgl., vorzeigte, wurden sie zutraulicher und kamen endlich ihren Gästen näher. Ein Bruder des Oberhauptes der Insel war die wichtigste unter den gewonnenen Bekanntschaften *). Sie führten endlich die Neuangekommenen in eine Art von Stadt, Roanoac genannt, stellten sie ihren Wervans oder Oberherren vor und man fand sich nach und nach recht gut zusammen.

Die Insel, unter dem 34. Grad nördlicher Breite

---

*) Die beiden hießen Wingandocaa und Wingina. Gottfried: Historia Antipodum. —

gelegen, zählte ungefähr zwanzig Meilen in der Länge und sechs in der Breite. Die Einwohner zeigten sich von sanfter Gemüthsart, gingen alsbald in die Tauschanträge der Engländer ein und bewiesen darin, gegen die Gewohnheit vieler Stämme der Wilden, außerordentliche Redlichkeit. Zwei von ihnen, Wangiso und Manteo benannt, machten sich bald, wenigstens theilweise, mit der englischen Sprache, vertraut und halfen die Begriffe gegenseitig vermitteln, die Aufschlüsse über das Innere des Landes in allen seinen Beziehungen vervollständigen, und die großen Vorstellungen vom Reichthum ihres Landes vermehren. Nachdem von demselben im Namen der Königin Besitz genommen worden, beschloß man unverweilt nach England zurückzukehren und die freudige Botschaft daselbst zu überbringen. *)

Das Hauptresultat der Entdeckung, und der von den Eingebornen gewonnenen Nachrichten über die Zustände Virginiens, welches Sir Walter an die Königin übermachte, war nachstehendes:

Das Land schien verhältnißmäßig sehr gering bevölkert; denn obgleich das Erdreich üppig an Erzeugnissen sich bezeigte, so konnte es doch wegen allzu mangelhaftem Anbau nicht viele Bewohner ernähren

---

*) Hakluyt II. und Allg. Historie der Reisen XVI.

Man fand folgende Nationen durch das neu entdeckte Gebiet zerstreut: die Recongthans, die Weanocks, die Arrahattocks, die Appenietocks, die Nansemunds, die Cheseapeacs und die Paspahoges. Am Pamumkefluß hausten die Youngtamunds und Mattapaments, am Rappatauok (Toppabamuk) aber die Manahoacs, Moraughtacunds und Duttawomens. Die Häuptlinge lagen unter sich in beständigem Hader und oft bemächtigte sich der eine und andere von ihnen zweier oder dreier benachbarten Hordenreiche, welche jedoch meist nach seinem Tode den Söhnen der vertriebenen Beherrscher wieder zufielen.

Man hielt in der Folge die Eingebornen dieses Theils von Amerika für die allerschlimmsten, und durch Grausamkeit und Verrätherei hervorstechendsten; allein da Sir Walter und seine Freunde sie nicht so hart beurtheilten, so mögen sie alles dieß erst durch die Treulosigkeiten und Mißhandlungen der europäischen Gäste geworden seyn, in denen sie nach anfänglicher Freundschaft nichts anderes, als Feinde, Räuber und Tyrannen, erblicken mußten; denn wiewohl die Engländer in dieser Beziehung noch nicht zu den schlimmsten gehörten; so verübten doch sie und die Holländer oft mit kaltem Blut und berechnender Härte, was die

Spanier und Portugiesen getrieben von der Hitze des südlichen Blutes, vollbracht.

Die Religionsbegriffe dieser Indianer waren nicht ganz so verwahrlost, als man nach ihrer Kulturstufe wohl annehmen mochte. Sie glaubten an einen Gott von durchaus huldvoller Natur, dessen Wohnung im Himmel sey, dessen Güte jedoch bis auf die Erde herabreiche. Unbegreiflich und unbegränzt in seinen Vortrefflichkeiten, und ewig in seinen Jahren, genoß er aller erdenklichen Freuden, befreit von Schmerzen und Besorgnissen. Als jedoch derjenige Eingeborne, welchem man diese Aufschlüsse verdankte, befragt wurde: warum seine Landsleute gleichwohl den „Okee“ (bösen Geist oder Teufel) anbeteten? erzählte er mancherlei, für gutgläubige Christen tolle Dinge, welche aber nicht nur nicht toller, sondern im Einzelnen selbst würdiger des Begriffs von dem was über uns waren, als Vieles, das ein verkehrtes Christenthum in mehr denn achtzehnhundert Jahren ausgehegt. Er meinte: Gott sey freilich der Geber alles Guten; allein es fließe ungezwungen und durcheinander auf alle Menschen ohne Unterschied. Gott bekümmere sich nicht um die ungereimten Handlungen der Menschen, sondern lasse ihnen ihren freien Willen, so daß ein Jeder von dem zufließenden Guten nach eigenem Gefallen wählen könne. Deßhalb sey es thöricht, ihn zu fürchten oder anzubeten; vielmehr

würde sie der böse Geist, wenn sie ihn nicht besänftigten, an Gesundheit, Frieden und Genuß beeinträchtigen. Oft mache dieser seinen Besuch bei den Menschen, im Donner und Sturm oder in anderen dergleichen schreckhaften Erscheinungen. Der Okee (Quiocasen, Oxee, Quivecos) oder Kiwas ward daher in einem Tempel verehrt, während man den eigentlichen den Urgott, gleichsam völlig ignorirte. Doch bestanden noch viele andre Götter von einerlei Natur neben ihm, denen in Tempeln oder „Machurmuh's“ Altäre erbaut werden; Sonne, Mond und Sterne galten als Halbgötter. In einem Felsen, welchen die Priester oder „Wervans“ wiesen, sah man die Fußtapfen des Okée Die Wervans, zugleich die Gelehrten und Weisen des Volkes, wie allenthalben, versprachen denselben einen ewigen Frühling, die schönsten Frauen und die dauerhafteste und reichste Wollust in der andern Welt. Dagegen schreckten sie die Bösen mit düsteren Vorstellungen von Feuerseeen und heftigen Qualen, zugefügt durch eine boshafte Nymphe, in Gestalt eines alten Weibes. Um den Okée oder Kiwas in guter Laune zu erhalten, wurden ihm bisweilen Kinder geopfert, unter allerlei seltsamen Gebehrden und Feierlichkeiten. Die Männer, in Waffen, sahen der herzzerreißenden Scene ruhig zu; die Freundinnen der Mutter, deren Erstlinge hier zur Sühne fielen, unterstützten sie in ihren Klagen und

beschworen in eifrigem Gebet den Zorn des bösen Geistes. Ihre Propheten waren zugleich Zauberer, die von Zeit zu Zeit ihn um Rathe fragten und mit Beschwörungen sich befaßten, welche die Wenigsten unter dem Volke verstanden; sie und die Priester genossen daher gleiches Ansehen bei der Masse. Die Unsterblichkeit der Seele erklärten sie sich so, daß sie entweder in Gesellschaft der Götter ewiger Freuden theilhaft oder alsbald nach ihrer Ankunft in der anderen Welt, in einem feurigen See oder Brunnen, welcher am Ende der Erde, gegen Westen, an dem Orte Popogusso sich befinde, geworfen werden würden. Der Huskanawing, eine höchst eigenthümliche Gewohnheit, zog die Augen der Ankömmlinge besonders auf sich. Ein Dutzend Jünglinge von stattlichem Aussehen und in einem Alter von 20 Jahren, wurden in einen Korb verschlossen, der die Gestalt eines Zuckerrohrs hatte und im Uebrigen wie ein Gitter geflochten war. Hier erhielten sie mehrere Monate nichts als ein Getränk, aus giftigen Wurzeln und Kräutern gebräut; dasselbe machte sie rasend, so daß sie Eltern, Namen und alles vergaßen. Die Probe ward, wenn sie durch irgend etwas merken ließen, daß nicht alle Erinnerungen an den früheren Zustand ausgetilgt werden, wiederholt. Diese Rasenden wurden hiernach als die eigentlichen Weisen, als die „Caucatuses“ oder Notablen der Stämme, betrachtet und man glaubte

ihnen durch solch' bizarre Kur alle Neigung zu kindischen Gedanken und alle Partheilichkeit gegen Sachen und Personen benommen zu haben.

Die Priester machten sich, um ihr Ansehen desto sicherer zu behaupten, so häßlich und fürchterlich, als in ihren Kräften war; die Zauberer theilten stets den Gewinn aus der Leichtgläubigkeit des Volkes mit ihnen. Vor jeder wichtigen Unternehmung wurden beide um Rath gefragt. Charakteristisch bleibt, daß, im Gegensatz zu vielen anderen Völkern, keine Frauen zum Propheten-, Zauberer- und Priesteramt sich hergaben. Bei allen merkwürdigen Vorfällen errichteten sie Altäre und Tempel, welche natürlich nichts als schlecht gelehmte oder gezimmerte Hütten waren und in diesen standen die Bilder ihrer Götter und lagen die Leichen ihrer Heerführer.

Ihre Sprache drückte sich in Bildern aus; sie zählte 1, 10, 100, 1000, gleich den Europäern. Die Jahre ng en mit dem Winter an und theilten sich in fünf Zeiten; in die Knospen-, Reife-, Sommer-, Herbst- und Winterzeit. Die Monate wurden nach Monden, die Tage nach Sonnen-Aufgang, höchstem Stand und Niedergang berechnet. Das Maas, um irgend ein Ding zu schätzen, bildeten Knoten an einer Schnur oder Kerbe an einem Stocke.

Die Ehe war ebenfalls bei ihnen eingeführt; die

Scheidung erlaubt, aber in der Meinung schimpflich; die Kinder wurden im eingetretenen Falle nach der Liebe der Eltern zu ihnen vertheilt; (eine vernünftigere Anordnung als manche unserer modernen, christlich-kirchlichen). Ehebruch galt als großes Verbrechen. Ueber das Naturel und den Charakter der Jungfrauen wichen die Berichte ab. Raleigh und seine Genossen schilderten sie als züchtig, während Andere und Spätere sie als sehr zum geschlechtlichen Genuß sich hinneigend beschrieben haben. Die Weiber der Landschaft erschienen gleich den Männern, gut und stark gebaut, und von hübschem und gefälligem Aeussern. Einige Stämme zeichneten sich durch besondere Körperlänge, lange Lebensdauer und Kräftigkeit im Bestehen von Beschwerden aus; eben so durch sehr breite Hüften; andere dagegen sah man ungewöhnlich schmal und schmächtig, was die unteren Körpertheile betrifft. Ihre Farbe schien von Natur nicht so sehr schwarz; aber die Gewohnheit, sich zu salben, gab ihr ein eigenes Aussehen von Kastanienbraun und Schwarzroth. Die von Natur zarte Haut ward durch die Hitze und das viele Schmieren hart und grob. Das Haar war, gleich ihren Augen, kohlschwarz und ward auf allerlei Weise zu- und verschnitten, getragen. Die vornehmeren ließen hinten eine lange Locke herabhängen; die Weiber trugen es ziemlich lang auf dem Rücken oder mit

Kügelchen von Glas und anderen Materien (welche die Gestalt unserer Rosenkranzkrallen hatten) aufgebunden, viele auch eine Art Kranz auf dem Kopfe. Die Männer beraubten sich der Bärte, die sie für unschicklich fanden, auf eine Weise, die sie als wichtiges Geheimniß betrachteten und den Engländern durchaus nicht mittheilen wollten. Ihre Ohren waren an drei Orten durchstochen und sie hingen Perlen, Muscheln oder andere Zierrath in dieselben. Künstlich verfertigte Mäntel von Welschhahnenfedern, in der Mitte zusammengeschnürt, bildeten die Bekleidung der Männer und unter denselben ein Stück Tuch, welches ganz um den Leib herum, bis auf die Mitte der Schenkel ging. Die Mehrzahl knüpfte jedoch blos ein Tuch oder eine Thierhaut um den Unterkörper. Einige zierten sich das Haupt durch einen Federbusch, andere durch eine Falken- oder Geierhaut.

Die Reicheren führten ein Stück breitgeschlagenes Blech an der Seite mit, oder auch die gedörrte Hand eines ihrer erschlagenen Feinde, als Zeichen der Tapferkeit.

Die Lebensweise betreffend, so bereiteten die Eingebornen ihre gewöhnliche Kost, welche sämmtlich entweder gesotten, geröstet oder gebraten wurde, aus geweichtem indianischem Korn, in einer Art Mörser zerstoßen und bei gelindem Feuer 10 — 12 in Wasser

gekocht. Die gekochten Fische wurden erst, wenn das Mahl begann, aufgeschnitten und die Eingeweide sodann bei Seite gelegt. Ausserdem verzehrten sie Braten von Bibern, Turteltauben und Schlangen, und Suppen von Hirschziemern, Erbsen, Bohnen u. dgl. Auch eine Art Brod, geknetet aus indianischem Korn, wildem Hafer, oder dem Saamen der Sonnenblumen, genoßen sie. Ihre Mahlzeit richtete sich nach dem Appetit ein; sie saßen dabei zu Boden mit untergeschlagenen Beinen; die Vornehmeren auf geflochtenen Matten.

Die Eingebornen verließen ihre Hütten nie unbewaffnet und ohne Bogen und Pfeil. Die Nachtruhen hielten sie auf hohem Gras oder unter schützenden Bäumen. Ueber Flüsse setzten sie in Nachen von Birkenzweigen, welche stets improvisirt und, wenn man ihrer nicht mehr bedurfte, am Ufer stehen gelassen wurden. Die festeren Fahrzeuge, deren sie sich vorzüglich zum Fischen bedienten, der sowohl ein Hauptnahrungszweig, als eine Hauptbelustigung des Volkes war, wurden aus ausgebrannten Baumstämmen verfertigt. Wenn sie Fremde empfingen, so reichte man ihnen die „Friedenspfeife," (der Genuß des Tabaks, von hier zu uns herüber verpflanzt, bildete einen stehenden Artikel); diese Pfeifen waren größer als die gewöhnlich gebrauchten; sobald sie angezündet, that der vornehmste von ihnen

einen Zug daraus und reichte sie dem Angekommenen. Rauchte dieser mit, so bestand Friede und die Pfeife wanderte der Reihe nach in der Gesellschaft herum; verweigerte er's, so war damit der Krieg erklärt. Die Eingebornen zeichneten sich durch besonders gute und von Krankheiten freie Konstitution aus. Stellte sich gleichwohl bisweilen bei Minderstarken Hüft- und Nervenweh ein, so heilten es die Priester oder Zauberer, welche um kleine Geschenke die Stelle der Aerzte versahen, und das Geheimniß ihrer Kunst für eine Gabe der Götter erklärten, durch Schröpfen und ätzende Sachen, wobei das Schwitzen eine Hauptrolle spielte.

Erlöst aus Gefahren, stellten sie große Freudenfeste an. Man reihete sich, ohne Unterschied des Geschlechtes, um ein großes Feuer, mit einer Art von Kürbissen in der Hand, welche, ausgehöhlt und mit kleinen Steinen angefüllt, ein eigenes Geräusch machten, das den Jubel des Volkes ausdrücken sollte. Bisweilen tanzte man an geweihten Tagen auf einem großen Platze, welchen Bildnisse der Götter zierten, Baumzweige und große Blumen in der Hand. Mitten im Kreise aber standen drei der schönsten Jungfrauen, die Mitte des Unterkörpers von vornen bedeckt, Rücken, Hüften und Schenkel aber völlig nackt; sie umhalsten sich schwesterlich und drehten sich mit mög-

lichster Raschheit herum, bis sie müde geworden. Die Frauen und Mädchen, erstere mit ihren Kindern, die sich ganz eigenthümlich um ihren Hals und Rücken schlangen, pflegten gerne dem Fischfang zuzusehen und entwickelten, wenn sie endlich, im Uebermaas des Vergnügens, der letzten Hüllen sich entledigten, und plätschernd und schäckernd und mit Zweigen sich schlagend, mit in die Fluth sich stürzten, oder in langer Reihe am Ufer stehend, in den Strom sich vorbeugten, an den gutgeformten Körpern Reize, gegen welche selbst die europäischen Gäste nicht ganz gleichgültig schienen.

Die vorzüglichsten Orte, welche nach und nach bekannt wurden, meist aus einer kleinen Zahl von Wohnungen bestehend, waren Secota, Ramaoac, Pomeiooc, Dasamonquepeuc.*)

---

*) Ueber die Fahrt nach Virginien und dasselbe vgl.: Th. Hariot und de Bry: Wunderliche doch wahrhaftige Erklärung von der Gelegenheit und Sitten der Wilden in Virginia, welche newlich von den Engelländern, so im J. 1585 vom Herrn. Reichard Grainvile, einem von der Ritterschaft, in gemeldte Landschaft die zu bewohnen geführt waren, ist erfunden worden, In Verlegung H. Walter Raleigh, Ritter und Obersten des Zinbergwerks, auß Vergünstigung der Durchlauchtigsten und Unüberwindlichsten Elisabeth, Königin in Engelland ꝛc. Frankf. a. M. 1590. Fol. mit Kupfern. — J. L. Gottfried: Historia antipodum. Frankfurt a. M. Fol. mit Kupfern von Merian. — Hackluyt Voyags II. III. — Bruzen de la Martinière: Histor.-polit.-geogr. Lexicon. B. VI. Teutsche Ausg.

Die Indianer erzählten Raleigh und seinen Genossen, so wie seinen Nachfolgern gerne zwei allgemein verbreitete Gschichten. Ein ziemlich ruchloser Mann, welcher begraben worden, fing am folgenden Tage an, sich wieder zu bewegen. Hervorgezogen, zeigte er an, daß seine Seele nach Popogusso wäre verstoßen worden, wenn nicht einer der Götter sie erlöst und ihm die Gnade erzeugt hätte, lebend zu den Seinigen wieder kehren zu dürfen, um ihnen die nöthige Anweisung zu ertheilen, durch welche fromme Werke sie solch' einem Schicksal entfliehen könnten.

Ein Anderer erstand ebenfalls aus dem Grabe wieder und erklärte: seine Seele lebe, sein Leib aber liege noch im Grabe. Erstere sey durch einen langen und breiten Weg gewandert, der auf beiden Seiten mit herrlichen Bäumen von so kostbaren und seltenen Früchten geziert gewesen, daß er nimmerdar ihres Gleichen erschaut, und für welche seine Zunge keine Worte fände. Zuletzt sey er bei einem stattlichen Haus angelangt, in welchem er seinen vor längerer Zeit gestorbenen Vater getroffen; dieser habe ihm ausdrücklich geboten, wieder zu seinen Landsleuten zurück zu reisen und ihnen zu berichten, wie ihr Leben beschaffen seyn müsse, um sie alle des gleichen Glückes, wie das von ihm genossene, theilhaft zu machen. In demselben floß süßes Getränk in Strömen; die köstlichsten Früchte

erlabten den Gaumen und wonnigliche Mägdleins von unendlicher Schönheit, standen zur Umarmung bereit.

Eine äußerst wichtige Entdeckung, welche Raleigh in Virginien machte und welche nicht nur für den englischen Handel, sondern selbst für die Kultur überhaupt bedeutsam geworden ist, war die des Krautes, welches die Eingebornen Yppowoc, die Spanier aber Tabac genannt haben, aus dem Grunde, weil der Ort, wo es zuerst getroffen worden, diesen Namen trug. Die Blätter dieses wunderbaren Krautes wurden, nachdem man sie getrocknet, zu Mehl gerieben und, mit einem eigenen Instrumente angezündet, durch den Mund und die Nase gezogen. Der angenehme, narkotische Geruch, verbunden mit den wohlthätigen Wirkungen, besonders gegen Phlegma, zähe Flüsse, Verstopfung und Schweisverhärtung, machte Sir Walther'n so sehr zum Proselyten, daß er ein leidenschaftlicher Raucher wurde und nach seiner Rückkehr in England eine Menge Personen ebenfalls dafür gewann, es bis zuletzt allgemein in die Mode kam, und, wiewohl selbst von theologischer Seite, nicht nur von Staatswegen *) vielfach bekämpft, als eine der Hauptrubriken des Handels galt. Somit gebührt von Seite des

---

*) König Jakob I. selbst gehörte zu den eifrigen Gegnern.

rauchenden Publikums Walter Raleighs Namen ein unvergängliches Denkmal. *)

Die Königin war durch die Schilderung der Resultate von Sir Walthers Bemühungen hocherfreut und verhieß ihm die kräftigste Unterstützung bei seinen ferneren Unternehmungen. Das neu entdeckte Land erhielt nun, von ihr selbst und nicht von Raleigh, wie bisher fast allgemein fälschlich behauptet worden ist, den Namen „Virginien“ **), welches

---

*) Vgl. Robertson's interessante Notizen über den ersten Gebrauch des Tabaks. (Hist. of America. IX. Buch.) Nach ihm hatte Lanes das erste Beispiel gegeben.

**) Ein Geschichtschreiber von hohem Rang, D. Hume, drückt sehr ungalant sich aus: Elisabeth habe dem neuen Lande den Namen von „der zweifelhaftesten ihrer Tugenden“ gegeben. Die Königin wollte aber wahrscheinlich weder ihrer persönlich behaupteten jungfräulichen, noch der politischen Selbstständigkeit ihres Reiches ein Denkmal setzen, sondern blos den Charakter des entdeckten Landes, dessen Bewohner noch durch Einfalt, Reinheit der Sitten und die Jugendkraft der ersten Welt sich auszeichneten, dadurch andeuten. Daß der Name des Landes von einer Stadt, oder einem Könige der Eingebornen, Virginia, den Namen erhalten, wie Bruzen de la Martinière berichtet, ist sehr unglaublich. Daß Walter Raleigh nicht der Urheber der Benennung gewesen, ist insoferne von Wichtigkeit für seinen Biographen, als Viele daraus einen neuen Beweis für seinen ungebührlichen Hang zum Schmeicheln folgern wollten.

jedoch mit der nachmals unter diesem Namen verwalteten Provinz verwechselt worden ist.**)

Das folgende Jahr (1586), im Frühjahr, überließ Raleigh einem seiner vorzüglichsten Begleiter, Sir Richard Greenville, das Geschäft, auf einer Flotille von sieben Schiffen Lebensmittel, Waffen und Kriegsbedürfnisse nach Virginien zu bringen und mit einer Anzahl freiwilliger Auswanderer eine Kolonie daselbst zu gründen. Sir Richard hatte die beiden Indianer Wanchiso und Matteo an Bord; aber seine Absicht und sein Auftrag ging eigentlich nicht dahin, blos das von Walther Raleigh entdeckte Gebiet zu kultiviren, sondern selbstständig für sich die Forschungen fortzusetzen. Allein der Anbau des Bodens mit Erbsen und Bohnen, welchen er versucht, und welcher von

---

**) But perhabs the former was the sense imposed by Sir Walther, the compleatest courtier shal i say, or rather the compleatest man of his time; and the latter the sense in which the Queen would have had it understood. But hower that matter be, we must not confound the Virginia of Sir W. Raleigh with the province now so called; for, without all question, it was in those days a very different thing, and comprehended the whole country claimed by the crown of England, from the southern limits of the new Province of Georgia, tho the ut most extent of our discoveries northwards, agreable to the two Patents granted to Sir Humphry Gilbert and to his Brother, Sir W. Raleigh. Hakluyt. (202, bei Harris.)

sehr günstigen Ergebnissen begleitet war, hielt ihn länger auf, als er gedacht und er wollte, nachdem er einen nützlichen Handel an Pelzwerk, Perlen und anderen Dingen mit Eingebornen getroffen, noch einmal eh' er weiter vordränge, Verstärkungen einholen und auch über manche Bedürfnisse der Kolonie dem Hofe einen erschöpfenden Bericht erstatten.

Achthundert Mann wurden auf Virginien zurückgelassen, mit gemessenen Befehlen zu friedlichem Betragen und gehöriger Vorsicht. Diese Befehle blieben aber unbefolgt; denn kaum hatte Greenville den Rücken gedreht, so zerstreuten sich die Kolonisten in einzelnen Haufen nach verschiedenen Richtungen und drangen, nicht ohne Kränkung der Eingebornen, in's Innere vor, bis mehrere von ihnen erschlagen wurden und die Indianer, welche plötzlich Argwohn und Mißtrauen schöpften, auf Mittel sannen, auch der übrigen Gäste gewalsam sich zu entledigen. Vorerst wußten sie, mit den Hauptgegenständen der Sehnsucht bereits vertraut, auf listige Weise sich durch erdichtete Erzählungen von ergiebigem Perlenfischfang in ihren Meeren und von noch reicheren Goldminen in ihren Bergen, zu beschäftigen, so daß sie die für den Anbau des Bodens so überaus kostbare Zeit versäumten;*) später zeigten sie

---

*) Robertson History of America. L. IX.

sich zu entschiedener That wider die Eindringlinge gerüstet. Lanes begriff die Nothwendigkeit, die Aufgeregten zu besänftigen, und es gelang ihm durch Geld und Geschenke. Die Entdeckungen längs der Küste konnten sofort an die hundert Meilen weit nordwärts ohne Hinderniß forgesetzt werden. Allein nirgendswo war ein Ort auffindbar, welcher zu Anlegung eines bequemen Hafens sich tauglich gezeigt hätte. Man sah daher sich gezwungen, wieder nach der Bucht Roenoeke zu kehren.

Der Winter verstrich ohne besondere Abentheuer; allein das Ausbleiben des erwarteten Beistandes aus England setzte die Kolonie in die peinlichste Verlegenheit; Lanes, des Harrens überdrüssig und vor der Zukunft bange, suchte mit seinen beschränkten Mitteln wenigstens sich in einen Stand zu setzen, der ihm die Rückkehr nach der Heimath sicherte. Da erschien plötzlich, gegen Ende des Augusts, eine englische Flotte, aber nicht von Walter Raleigh, den er erwartet, sondern von Francis Drake angeführt. Dieser berühmte Seemann, welcher eine andere Bestimmung, jedoch die Ordre hatte, bei der neuen Kolonie anzulegen und derselben alle Hülfe zu leisten, deren sie bedürftig seyn könnte, war ganz gerührt von den Leiden und Drangsalen ihrer Bewohner und wollte alsbald das Gewünschte an's Land schaffen, auf einer Fregatte, die

Lanes dringend als Zuflucht für gedenkbare Unglücksfälle sich ausgebeten hatte. Allein in demselben Augenblicke, wo sie sich der Küste näherte, entstand ein fürchterlicher Sturm, welcher das Fahrzeug mit der ganzen reichhaltigen Ladung in die weite See verschlug, so zwar, daß man es ganz für verloren gab. Der Admiral bot nun den Kolonisten ein anderes, gut versehenes Schiff an; allein alles Selbstvertrauen und aller Muth war den durch Strapazen und Hunger physisch und geistig Abgeschwächten gewichen; sie erkannten in den bisherigen Vorfällen einen Wink der Vorsehung, welche ihrem Unternehmen entgegen sey und zogen es vor, auf alles Fernere resignirend, an Bord der Flottille sich zu begeben.

Walter Raleigh, welcher den unglücklichen Ausgang der zweiten Expedition nach Virginien noch nicht kannte, wohl aber ihre Verwicklungen ahnte, rüstete, seine Verbündeten neu ermuthigend, i. J. 1587 eine dritte Fahrt aus, an deren Spitze er sich selbst wieder stellte. Seiner Ungeduld däuchten jedoch die Anstalten so unerträglich langsam, daß er mit dem Hauptschiffe voran auf die Fahrt sich begab und bei dem Vorgebirge Hattoras, etwas südlicher von der Gegend, wo die Achthundert sich niedergelassen hatten, landete. Vergebens suchte er diese in allen Richtungen auf, und trat endlich gramerfüllt die Rückreise

an. Mittlerweile hatte Greenville, welcher 14 Tage später von England abgegangen war, in der Roenoekebucht vor Anker gelegt, jedoch von der Niederlassung nur noch wenige Spuren gefunden. Matteo selbst, welcher bald darauf sich zeigte und über das Verschwinden der europäischen Gäste selber erstaunt war, betheuerte seine uud seiner Landsleute Unschuld. Allein Greenville traute den Dingen doch nicht ganz und begnügte sich, um wenigstens ein Schattenbild von Kolonie zu retten und die Fahrt nicht ganz umsonst gemacht zu haben, fünfzig Mann zurückzulassen, welche um gutes Geld dafür gewonnen und mit allem Nöthigen auf zwei Jahre versehen wurden.

John White trat jetzt nach Sir Richards abermaliger Rückkehr in dessen Fußstapfen und zeigte sich sowohl besonnener, als muthiger und ausdauernder in allen seinen Handlungen und Maßregeln. Auch er sah die Kolonie brach und öde und fand keinen einzigen der Fünfzig mehr auf ihr. Matteo behauptete, ein Theil von ihnen sey bei einem Ueberfall ermordet worden, die übrigen aber hätten darauf die Flucht ergriffen. White stellte alles wieder her, führte neue Wohnungen auf, und baute, um seinen Leuten ein gutes Beispiel zu geben, für sich selbst ein Haus. Sodann trachtete er, die Eingebornen, mehr als bisher geschehen, an das Interesse der Britten zu fesseln. Matteo,

dessen Gesinnungen ausser allem Zweifel waren, leistete hiebei treffliche Dienste und bequemte sich sogar zur Taufe. Er erhielt den Titel eines „Beherrschers der Assamupeack“ (denn also hieß die Völkerschaft zu der er gehörte) und die Engländer wußten seiner Eitelkeit und derjenigen seiner Freunde und Verwandten gehörig zu schmeicheln. Immer mehr Indianer fanden sich ein, und ihre Stämme sowohl, als mehrere andere benachbarte schlossen mit den Kolonisten Freundschaftsverträge. White gab dem jungen Staat eine geregelte Einrichtung und übertrug einem Rathe mit einem Oberhaupt an der Spitze die Leitung des Ganzen. Der angelegte Ort hieß, dem ersten Entdecker zu Ehren: „Stadt Raleigh“. Die neugeborne Tochter eines Engländers aber ward Virginia getauft. Dieses Ereigniß ward als gute Vorbedeutung des künftigen Wachsthums der Kolonie von ihren Bewohnern mit großem Jubel gefeiert.

Als die Umstände neue Hülfsmittel aus England nothwendig machten, ging White auf den Wunsch sämmtlicher Landsleute selbst dahin ab; allein er bestieg das Schiff nicht früher, als bis er für die Zwischenzeit genaueste Sorge getragen hatte. Er beschleunigte die Fahrt und zu London selbst die Vorbereitungen für die Wiederkehr auf jegliche Weise; allein nicht Jedermann daselbst theilte seinen Eifer

und er hatte mit so vielen Hindernissen zu ringen, daß zwei volle Jahre verstrichen, eh' und bevor er wieder auf den Weg sich machen konnte und zwar mit nicht mehr denn drei Schiffen. Zu Ende 1589 lief er von Plymouth aus, auch dießmal wieder über die Antillen (denn noch war man, trotz der erweiterten Seekenntniß, auf keinen andern Weg verfallen) und erreichte erst um die Mitte Augusts das Cap Hattoras. Unruhig über das Schicksal der Pflanzer fand er in mehreren Baumrinden Inschriften, welche ihn belehrten, daß sie zwanzig Seemeilen von Roenoeke weg, nach der Insel Croatan sich begeben hätten. Ein Beweggrund dieses Wechsels war nicht beigefügt. Kaum wieder an Bord, erlebte White das Unglück, daß ein Sturm ihm mehrere seiner Ankerseile zerriß und ihn mitten in die hohe See hinaus trieb. Da es ihm nun unmöglich wurde, die Insel zu erreichen, so sah er sich genöthigt, ohne alle Resultate nach England zurückzukehren *). Dieß erregte dort großes Mißvergnügen, ohne daß doch die geringste Schuld ihm aufgebürdet werden konnte. Nur Walter Raleigh, der stets mit hellen Augen sah und die Hauptkosten von nunmehr fünf Expeditionen getragen hatte, gehörte

---

*) Hakluyt. Vol. III — Campbell. — History of Voyages. XVI. VI. 12.

nicht in diese Kategorie. Er trennte genau was auf Rechnung der Umstände und auf die Schuld der Menschen kam und verfolgte die Idee seines Lebens mit ungeminderter Beharrlichkeit. Zugleich erklärten sowohl er, als seine Freunde die wahren Ursachen des Mißvergnügens und der üblen Gerüchte, welche von Seite vieler der Zurückgekehrten über Virginien und dessen Kolonisation verbreitet worden *). Die Königin selbst, welche große Geister zu fassen wußte, begriff seine Gründe, mit denen er ihr den Stand der Sache erklärte, und überzeugte sich, daß die Plane des Ritters, welcher für seine eigene Person davon den geringsten Nutzen zog, von hoher Wichtigkeit für den Staat seyen. Ihr Vertrauen zu ihm blieb daher ungeschwächt und sie bewies ihm königliche Freigebigkeit, welche Raleigh nur annahm, um andere Unter-

---

*) Vgl. Hariot: Beschreibung von Virginien ꝛc. die von Raleigh und andern erlittenen Züchtigungen wegen üblen Betragens, die Schaam, nach längerem Aufenthalte nichts berichten zu können, die Sucht, sich wichtig zu machen, Stumpfsinn und Unfähigkeit, an Ort und Stelle die neuen Erscheinungen aufzufassen und die noch unpassendere Art, Zustände der neuentdeckten Welt mit alteuropäischen zu vergleichen, gehörten in die erste Reihe dieser Gründe. Alle Berichterstatter über Raleighs Verfahren gegen seine Leute, wie gegen die Eingebornen lauten nur zu seinen Gunsten.

nehmen für das Interesse und den Ruhm seines Vaterlandes verfolgen zu können *).

Inzwischen griffen andere die Idee unseres Ritters bald nachher wieder auf und verschiedene Gesellschaften und Expeditionen, die für Virginia bestimmt waren, bildeten sich, bis endlich John Smith im J. 1606 glücklicher als alle seine Vorgänger wurde und in demjenigen Theil des Kontinentes landete, welcher nachher ausschließlich den Namen „Virginien“ erhielt. Seine Berichte vervollständigten auch die ersten **).

Walter Raleigh hatte noch im Jahre 1584 zur Belohnung für früher erworbene Verdienste, bei Anlaß einer feierlichen Hof-Gala, die Ritterwürde, und zwar mit ganz besonderen Zeichen von Hochachtung, von der Königin erhalten ***). Kurz zuvor war er zum Parlamentsmitglied für die Grafschaft Devon ernannt worden †). Seine neue Expedition, die er nach Virginien ausgerüstet, hatte ihm durch die Kaperung eines spanischen Schiffes eine Prise von 50,000 Pfund an Werth verschafft, wodurch er in seinen Hülfs-

---

*) Hakluyt. III.

**) Smiths Reise-Entdeckungen von Scheibler. Berlin 1782.

***) Campbell. — Coxe: History of Ireland.

†) Oldys. — Brown. — Willis: Notitia Parlamentaria.

quellen nicht wenig sich gemehrt und zu größeren Planen erkräftiget sah. Die nordwestliche Fahrt des Kapitäns Davis, eines ganz ausgezeichneten Seemanns, voll Geist, Thätigkeit, Umsicht und Ausdauer, über welchen Hakluyt ausführlich sich verbreitet hat*), zog seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich, und seiner thätigen Theilnahme daran verdankte man die wichtigen Ergebnisse. Ein Vorgebirg erhielt zur Erinnerung an diese Gemeinschaft den Namen „Davis-Mount-Raleigh-Straße". Die Königin ertheilte unmittelbar hierauf Sir Walter einen Freibrief für den Weinhandel; sodann erhielt er von ihr auch eine Herrschaft von 12,000 Morgen Landes in Irland. Er baute sie mit vielen Kosten an und veräusserte sie später an Sir Richard Boylen (nachmals Graf von Kork). Mehrere Geschichtschreiber Irlands reden nicht allzu vortheilhaft von dem eingeschlagenen Kolonisationssysteme Raleighs und anderer vornehmer Britten. Doch treffen ihre Vorwürfe mehr die dabei verwendeten Subalternen und den Mangel hinreichender Oberleitung, als ihre eigene Person und Absicht**). Eine dritte Flotte nach Virginien und ein Kreuzzug von Barken nach den Azoren wider die Spanier fanden

---

*) Hakluyt (204 — 207 bei Harris).

**) Keralio: Histoire de la Reine Elisabeth. V.

jetzt statt und reiche Beute ward abermals gewonnen*). Für Virginien war Raleigh fortwährend mit besonderer Sorgfalt erfüllt. Die Kolonisten priesen seine ungewöhnliche Freigebigkeit bei Austheilung des von ihm daselbst an die Einzelnen überlassenen Landes, sowie seine klugen Anordnungen; die Seefahrer selbst waren von der Bewunderung seines Namens erfüllt, und voll begeisterter Anhänglichkeit an seine Person, wie aus verschiedenen Reisebeschreibungen hervorgeht.

Der Ritter fuhr fort, seiner Königin und dem Staate die ehrenvollsten und nützlichsten Dienste zu leisten; daher neue Würden, wie die eines Seneschalls der Herzogthümer Cornwallis und Exeter und die eines obersten Aufsehers der Zinngruben in der Grafschaft Devon ihm zu Theil wurden. Später kam noch die Stelle eines Hauptmanns der königlichen Leibwache hinzu, in welcher Eigenschaft man bei der Essex'schen Geschichte ihn findet. Diese Ehren- und Gnadenbezeugungen zogen ihm viele neue Neider und Feinde zu, nachdem es bereits seit längerem nicht an Leuten ge-

---

*) A voyage to the Azors with two pinases, the one called the Serpent and the other the Mary Sparke, both of them belonging to Sir W. Ralegh, written by John Evesham, wherein were taken the gouvernour of the Isle of St. Michael, and Pedro Sarmiento, gouvernour of the straits of Magalanes, in the yeere 1586.

fehlt, welche seine Dienste und Verdienste nach dem gewöhnlichen Maasstab kleiner Geister und kriechender Emporkömmlinge beurtheilten. Dafür erkannten ihn desto bereitwilliger die denkenden Geister und starken Naturen im Lande an, denen nicht gerade Leidenschaft oder Interesse die Prinzipien erdrückte *).

Eine neue Glanzperiode für Raleighs Wirksamkeit nach Aussen eröffneten ihm die großen Seekämpfe seines Vaterlandes mit der Krone Spanien; hier hatten sein Geist, seine Thatengier einen unermeßlichen Spielraum und unser Held säumte nicht, mit aller Kraft, die ihm eigen, sich hineinzuwerfen.

Die Königin hatte ihn bereits mit Sitz und Stimme in den Geheimen Rath aufgenommen. Seine Vorschläge über Mittel und Wege der Vaterlandsvertheidigung gegen erwartete Angriffe des Feindes fanden den meisten Eingang und sein über die Sicherstellung der britischen Insel ausgearbeiteter Plan erhielt vielen Beifall. Die Familie Cecil, in Vater und Söhnen gleich einflußreich, war ihm damals befreundet; ihre Ansichten stimmten zusammen und sie schienen im Patriotismus mit Jedermann wetteifern zu wollen. Die tüchtigsten Seemänner (wie Fr.

---

*) Hakluyt. II. — Oldys. — Cox. — Hooker. Hariot. — Campbell. — Lingard. —

Drake, Hawkins, Frobisher*), 2c.) waren an die Spitze des Ganzen gestellt; als Führer der Freiwilligen, welche auf eigene Kosten Schiffe ausrüsteten, standen die Cecils, Oxford, Northumberland und unser Ritter oben an. Die Nation wurde stark durch das Vertrauen auf diese Männer, so wie auf sich selbst.

Im Jahre 1588 ging der entscheidende Schlag vor sich, auf eine in den Annalen des Seekriegs unerhörte Weise. Lord Howard, Graf von Effingham, hatte als Oberadmiral die brittische Flotte angeführt. Die Geschichte des Kampfes selbst**) und des Schicksals der unüberwindlichen Flotte gehört nicht hierher. Wie bekannt, waren alle auf die Armada verschwendeten Schätze rein verloren und der bei weitem größte Theil der Schiffe ging auf klägliche Weise, theils durch Wind und Wellen und Klippen, theils durch die Angriffe der Engländer, zu Grunde.

---

*) Vergl. deren gutausgearbeitete Biographieen bei Campbell und dessen Geschichte der Engl. Seemacht unter Elisabeth. B. I.

**) E. v. Meeteren. L. XV. — Hakluyt (the miraculous victory atchiered by te English Fleete etc. (p. 591. der Londn. Edit. v. 1599.) — Madem. de Keralio V. — Geschichte der unüberwindlichen Flotte 1834. W. Raleigh ist nach den Hauptanführern unter den vorzüglichsten Personen aufgezählt.

Walter Raleigh, um seinem Enthusiasmus ganz sich hingeben zu können, hatte den vollen Ertrag seines Weinhandels (über welchen neue, mit Zusätzen vermehrte Patente ihm zugestellt worden) verpfändet, ja sein ganzes Eigenthum und alle seine Rechte, die er in Virginien besaß, an eine Gesellschaft von Kaufleuten und andere Privatpersonen verkauft, letzteres in der Ueberzeugung zugleich, daß vielleicht die ihm vor allem theuern Interessen der Kolonie dadurch nur gewinnen würden. Er war großmüthig genug, jenen Leuten, nach Uebergabe der Urkunden, noch bedeutende Summen zu der Ausrüstung zu schenken; für sich selbst behielt er blos den fünften Theil des Ertrags in Gold- und Silberbergwerken vor. Ueberdieß stand er ihnen überall in der Sache mit Rath und That bei und von den Geschichtschreibern werden seine fortgesetzten Verdienste um Virginien in besonderem Maaße angerühmt. Ihm vorzüglich schrieb man daher auch das allmählige Emporkommen und den endlichen Flor derselben zu *).

Als im Jahre 1589 der Prior von Crato, Dom Antonio, der den Titel eines Königs von Portugal angenommen und wider Philipp II. in den

---

*) Townskend: Collections. — Campbell. — Hakluyt II.

Kampf getreten war, mit Elisabeth freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, auch von ihr die Zusage bewaffneter Hülfe erhalten hatte, ließ sich wiederum eine Anzahl Privaten zur Unterstützung der beschlossenen Expedition bereit finden. Die gemachten Vorschläge schienen unserem Ritter so annehmbar, daß auch er einen Theil der Kosten dazu herschoß und andere Personen zu Gleichem anfeuern half. Die Königin selbst gab 6 Kriegsschiffe und 60,000 Pfund; die übrigen Aktionäre zusammen stellten 120 Schiffe, mit 14 — 15,000 Mann Seesoldaten bemannt. In dem Kriegsrath führte er neuerdings eine gewichtige Stimme. Die Zwietracht unter den Anführern vor Lissabon jedoch vereitelte den Hauptplan. Raleighs wichtigste That auf diesem Zuge war die Wegnahme einer Anzahl Hanseatischer Fahrzeuge, wofür die Königin bei seiner Rückkehr ihm eine goldene Kette umhing *).

Nach einem beinah ein Jahr langen Aufenthalt in Ireland entwarf er den kühnen Plan, die Spanier in ihren westindischen Besitzungen anzugreifen und daselbst die Hauptquellen ihrer Macht und ihres Reichthums mit einem Schlage zu zerstören.

Auch dießmal geschah das Unternehmen auf

---

*) Oldys. — Geschichte der engl. Seemacht unter Elisabeth bei Campbell 1.

gemeinsame Kosten der Königin und einer Anzahl Aktionäre. Raleigh und John Hawkins waren die vornehmsten darunter. Ersterem ward die Oberanführung der Flotte, bestehend aus zwei königlichen und fünfzehn Privatschiffen, übertragen. Sie ward jedoch leider über zwölf Wochen lang durch allerlei widerwärtige Zufälle an der englischen Küste aufgehalten. Endlich, am 2. Mai 1590, ging man unter Segel. Tags darauf steuerte der Ritter Martin Frobisher mit einer Ordre der Königin ihm nach, welche ihn zurückberief. Allein Sir Walter, in der Ueberzeugung, seine Ehre leide darunter, wollte den Zug dennoch fortsetzen, versäumte aber den glücklichen Augenblick, da er zu lange auf der See blieb. Endlich kehrte er heim, Frobisher und Burrough das Weitere überlassend. Glückliche Prisen von ungeheurem Werth waren das Hauptergebniß und die Königin, welche das Wenigste zum Unternehmen beigetragen hatte, fand größere Rechnung dabei, als Raleigh, auf welchen nun die Schuld des Mißlingens in der Hauptsache geschoben ward *).

---

*) Campbell. — Biogr. M. Frobisher's. Hakluyt. II. A true report of the honourable service at sea perfourmed by Sir John Burrough Kneight, Lieutenant Generall of the fleet by the honourable Sir Walter Ralegh Knight, Lord warden of the stanneries of Cornwall and Devon, wherin chiefly the Santa Clara of Biscay, a ship of 600

Die Zeit seines sofortigen Aufenthalts in England benützte der Ritter für die Wissenschaften, denen er, seit einer Reihe von Jahren, mit feuriger Liebe zugethan war, und eben so für den Staat, indem er sowohl im geheimen Rathe die Regierung der Königin mit seinen weisen Vorschlägen unterstützte, denn als Redner im Parlamente mit patriotischen Anträgen, ganz so wie es einem Bürger des freien Englands geziemte, bei vielen Anlässen auftrat. Man war im Zweifel, ob dabei mehr die Anmuth seiner Beredsamkeit, oder die Schärfe seines Verstandes bewundert werden sollte. Selbst Gelehrter und Kunstfreund, begünstigte er Gelehrte und Künstler, wo er's vermochte, durch Unterstützung aus eigenen Mitteln, oder durch Fürsprache bei Hof. Elisabeth fand an seinem Umgang ein ungewöhnliches Vergnügen und er galt immer mehr als einer ihrer erklärten Günstlinge. Dieser Umstand und das Bewußtseyn der Sicherheit in der Hauptsache, verleitete ihn jedoch zu mancherlei Unvorsichtigkeiten. Darunter gehörte besonders die Liebe zum schönen Geschlecht. Er fühlte heftige Nei-

---

tumnes was táken, and the two East Indian Caraks, the Santa Cruz and the Madre de Dios were forced, the one burnt, and the other taken and brought into Dartmouth, the 7. Septemb. 1592. (Edit. cit. 194.)

gung zu einem reizenden Fräulein vom Hofstaate der Königin, Miß Throck-Morton, und die Liebenden genossen ihres Glückes in so vollen Zügen, daß die Folgen davon sichtbar wurden. Elisabeth, wiewohl für ihre eigene Person in diesem Punkte nicht übertrieben strenge, nahm es gleichwohl bei ihren Günstlingen sehr genau; und so wie sie einst in ähnlichen Fällen gegen Leicester und Essex sehr in Zorn entbrannte, also zwar, daß sie die Geliebte des letztern ebenfalls ein schönes junges Ehrenfräulein, mit eigener Hand vor ihrem Hofstaate durchzüchtigte, ebenso gerieth sie über die Entdeckung von Sir Walters Roman, in ausserordentliche Gemüthsbewegung, und sowohl der Umstand vielleicht, daß sie es übel ertrug, wenn andre Frauen neben ihr anziehend gefunden wurden, als die Einflüsterungen von Raleighs zahlreichen Feinden, vielleicht auch ein natürliches Gefühl für Ordnung und Schicklichkeit in ihren Umgebungen, deren Flecken auf sie zurückfallen mußten, bestimmten sie zu nachdrücklicher Ahndung. Der Ritter, welcher übrigens mit der Dame seiner Wahl sich vermählte, und an ihr eine erprobte Lebensfreundin fand, ward, nicht ohne Zeichen großer Entrüstung und Ungnade, ja selbst nach zeitlicher Gefangenschaft, vom Hofe verbannt.*)

---

*) Oldys. — Limond d'Ewes: Journal of the Queen

Allein Raleigh, Hofmann und Menschenkenner von tiefer Anlage, hoffte von der Zeit das Beste, und er sann, in scheinbarer Demuth die auferlegte Strafe tragend, während seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit über einen neuen großen Plan nach, welcher ihn, seiner Ueberzeugung nach, mit der zürnenden Monarchin wieder versöhnen sollte. Er irrte sich darin auch nicht.

Zuerst bearbeitete er Elisabeths weibliche Schwäche, die so weit ging, sich im sechzigsten Jahre noch für eine Schönheit zu halten und preisen zu lassen, wiewohl es allerdings wahr ist, daß ihr, überdies von dem immer frischen Hauch ihres geistigen Wesens belebter Körper, auch im Alter noch eine ungewöhnliche Bewahrung der schönen und edlen Formen, so wie der ausdrucksvollen Züge des Gesichtes zeigte. Er schrieb in dieser Absicht einen Brief an seinen Freund Robert Cecil, von dem er wußte, daß er der Königin mitgetheilt werden würde, und in demselben las man unter andern, folgende Stellen:

„Mein Herz war noch niemals so kleinmüthig, wie an diesem Tag, wo ich höre, daß die Königin so weit von hier geht; sie, der ich so viele

---

Elisabeth. — Howard-Townskend: Historic. Collections. — Naunton: Fragmenta regalia. — Camden: Annals. — — Loyd. — Iselin: hist. Lexik. IV. —

Jahre bereits mit so heftiger Liebe und Sehnsucht gefolgt bin, und die mich jetzt in einem dunkeln Gefängnisse ganz allein zurückläßt. Als sie mir noch näher war, so daß ich alle zwei oder drei Tage etwas von ihr hörte, da war mein Kummer geringer; aber jetzt ist mein Herz in eine Tiefe von Jammer versenkt. Ich, der ich gewohnt war, sie reiten zu sehen, wie Alexander, oder jagen wie Diana, oder einherschreiten wie Venus; wenn ein sanfter West ihr schönes Haar um ihre reine Wangen zerstreute, gleich dem einer Nymphe; oder wenn sie zuweilen im Schatten saß, gleich einer Göttin, zuweilen sang, wie ein Engel, und spielte, wie ein Orpheus; — welch' ein Glück hat diese Welt, hat ein einziger Fehltritt mir geraubt! O Herrlichkeit, die nur im Unglück schimmert — was ist aus deiner Verheißung geworden? Alle Wunden vernarben: nur die der Phantasie fließen ewig fort. Alle Leidenschaften werden schwächer: nur die zu einer Dame nicht. Wer ist ein besserer Richter in der Freundschaft, als die Widerwärtigkeit? oder wann erzeigt man Gnade, als bei Beleidigungen? Wahrlich, es wäre keine Gottheit vorhanden, wäre sie nicht der Barmherzigkeit willen nothwendig gewesen; denn die Rache ist thierisch und nur den Sterblichen eigen. Können all die vergangenen Zeiten, Küsse, Seufzer, Sorgen, Wünsche nicht ein vorübergehendes Unglück

aufwiegen? Kann ein Tropfen Galle sich nicht in so großen Süßigkeiten verlieren? Soll ich wirklich den Schluß machen: Spes et Fortuna valete!? Sie ist hinweg, auf die ich hoffte und erinnert sich meiner nicht einmal mehr mit einem gnädigen Gedanken, nicht mit einer Rücksicht auf die Vergangenheit. Wohlan! geschehe mir jetzt, was da wolle! Ich bin des Lebens überdrüssiger, als Andere begierig nach meinem Tode sind. Hätte ich diesen für sie sterben können, wie es nun durch sie geschieht, so würde mein Geschick zu preisen seyn *)."

Allein Walter wußte auch auf Elisabeths Geist und ihr besseres Selbst durch edlere Motive einzuwirken. Sobald es etwas Großes, den Staat und dessen Ruhm betraf, war die Weiblich-Schwache auch stets wieder ein männlichgesinnter König und zur Anhörung des Ernsten und Würdigen bereit.

Südamerika, und besonders das zwar bereits entdeckte, aber doch nur oberflächlich bekannte, in seinem Innern noch gar nicht untersuchte Guiana, wurde das Land seiner Träume. Alle Nachrichten, welche bisher

---

*) Murden 6. und 7. — Hume. VII. (mit allerlei spottenden Glossen auf die in Jahren stark vorgerückte Nymphe und Göttin. Auch Mademoiselle de Keralio kann über Raleigh's unverschämte Schmeicheleien nicht genug sich ärgern.

über dieses Land zugekommen, von den ersten Entdeckungen durch die Spanier an, bis auf den gegenwärtigen Tag, sammelte er sorgfältig, verglich sie mit den Schriften über die südamerikanischen Besitzungen, über deren Eroberung, und Behandlung, u. s. w. und dachte darüber weiter nach. Aus den Ergebnissen seiner Studien entwarf er Instruktionen für einige seiner Leute, die er voraussandte und unter denen vorzüglich der Kapitän Whidon, ein alter erfahrener Seeoffizier, sich auszeichnete. Die Notizen, welche dieser zurückbrachte und die Schilderungen von den maaslosen Grausamkeiten der Spanier gegen die Eingebornen der dortigen Gegend bestimmten ihn zu einem kühnen Entschluß. Ritter Robert Cecil, damals Großadmiral der brittischen Seemacht, theilte seine Ansichten und Plane; beide vereinigten sich zu einem Unternehmen auf eigene Kosten und Walter Raleigh stellte sich in Person an die Spitze desselben. Es wurde nichts gespart, was dem Ganzen Erfolg und Glanz verbürgen konnte. Am 6. Februar 1595 *) verließ er die

---

*) The discovery of the large, rich and beautiful empire of Guiana, with a relation of the great and golden city Manoa, call'd by the Spaniards El Dorado, and performed in the year 1595 by Sir W. Ralegh. London by Robert Robinson, 4. 1596. Französisch unter dem Titel: Voyages de François Corréal aux Indes Orientales.

englischen Häfen und befand sich am 9. auf der Höhe der Küsten von Spanien. Am 17. traf er bei Fuerta Ventura, einer der kanarischen Inseln, ein, wo man frisches Wasser, Holz und Mundvorräthe einnahm und vier Tage Rast hielt. Sofort wurde der großen Kanaria und von da Teneriffa zugesteuert, wo der Kapitän Preston und sein Schiff zu Sir Walter stoßen sollte; allein nach achttägigem vergeblichen Harren sah er sich genöthigt, ohne ihn nach Trinidad unter Segel zu gehen; die einzige Barke des Kapitäns Grosses begleitete ihn, da eine herrliche Fregatte, welche von Plymouth mit abgegangen, unterwegs, an der spanischen Küste schon, Unglück erlitten hatte.

Am 23. warfen sie bei Trinidad auf der Spitze Curiapan (Punta da Gallo) Anker, woselbst, sie vier oder fünf Tage liegen blieben, ohne mit Spaniern oder Indianern in die geringste Berührung kommen zu können. Zwar nahm man, als von Carao nach Punta

---

Amsterdam. Relation du Lac de Parime et des Provinces d'Emeria, d'Arromaja et d'Amápaia, découverts par le Chevalier W. Raleigh. — Eine holländische Uebersetzung erschien zu Amsterdam noch im 16. Jahrhundert. Hiemit können noch verglichen werden: Hakluyts History of Voyages II. III. (wo sie 33 Folioseiten einnimmt.) Biblioth. Itineraria von Harris I. Allgem. Gesch. der Reisen. XVI. 10. — Gottfried: Historia Antîpodum mit Merianischen Kupfern.

da Gallo gesegelt ward, mehrere Feuer auf der Küste wahr; allein die Indianer aus übergroßer Furcht vor den Spaniern, getrauten sich nicht, heranzukommen. Dieß schreckte unseren Ritter nicht ab, gleichwohl an's Land zu steigen und Nachforschungen anzustellen; als er aber nach Verfluß etlicher Tage sich überzeugt, daß hier nichts zu thun sey, setzte er seine Fahrt nordöstlich von Curiapan weiter fort, um die Höhe von Puerta de los Hispaniolos (bei den Indianern Concorobia genannt) zu gewinnen; und hier beschloß Raleigh sein Möglichstes zu versuchen, um die Bekanntschaft der Eingebornen des Landes zu machen. Von da ging es nach Purico, wo herrliches Wasser die Seeleute erfrischte, und Piche, oder Tierra de Bray, wo ebenfalls ein lieblich süßes Wasser und dann wiederum ein ganz salzartiges vorgefunden ward, das in eine Art Fluß sich verlief. Derselbe war von einer Menge von Bäumen besetzt, auf die sich Austern setzten, und diese Speise mundete den Reisenden sehr, da sie schon gesalzen und gleichsam zugerichtet waren*); auch einen vortrefflichen Theer erhielten die Engländer auf Tierra de Bray; sie gaben ihm, nachdem sie ihn versucht, bei weitem den Vorzug vor dem nordischen, und er hatte

---

*) Vgl. über diese Austern-Bäume: Thevet: France Antique.

überdieß die Eigenschaft, an der Sonne nicht zu schmelzen, was für Bewohner südlicher Gegenden von ungemeinem Vortheil seyn mußte. Hierauf legte Raleigh unterhalb Anna Perima vor Anker, segelte von da nach Rio Carone, in der Absicht, unbemerkt bei Puertos de los Hispaniolos landen zu können.

Die Gestalt von Trinidad kam ihm vor, wie die eines Dreifaltigkeitsstabes. Die Insel ist an der Nordseite erhaben, der Boden fruchtbar und besonders zum Zucker-, Ingwer- und Tabak-Bau geeignet; an Wildpret, Fischen und Vögeln und Früchten jeglicher Art war sie sehr reich und einige Spanier gestanden Sir Walter, daß die Flüsse Gold mit sich führten. Ihr altheidnischer Name war Cairi. Verschiedene Namen trennten die verschiedenen Theile ihrer Bevölkerung; die bei Parico hießen Jaioer, die bei Carao Avacaer, die zwischen Carao und Curiadan Salvojoer, und jene zwischen Carao und Punta Galera Nepojoer.

Kaum hatten die Engländer sich vor Anker gelegt, als die Spanier, welche an der Küste Wache hielten, sie einluden, sich ihnen zu nähern. Kapitän Whidon wurde daher an sie abgeschickt, mit dem Antrage, Handel mit ihnen treiben und aufrichtig und friedlich mit einander verfahren zu wollen. Die Spanier stellten sich mit großer Freundlichkeit, als ob sie den Antrag anzunehmen bereit wären; allein dieses Benehmen

war in der Unkunde von der Stärke der Angekommenen und dem Gefühl der Unzulänglichkeit feindseliger Maaßregeln gegen sie begründet. Zwei Indianer, welche noch am gleichen Tage in einem kleinen Kahne an Bord kamen, gaben den Engländern Nachrichten vom Zustande der Insel im Allgemeinen, so wie von dem Hauptsitze der Spanier, St. Joseph, insbesondere. Einige Kaufleute aus jener Stadt erschienen bald darauf, scheinbar des Handels wegen; allein ihre Hauptabsicht ging dahin, die Engländer abzuzählen. Unser Ritter jedoch, welcher ihr Vorhaben merkte und von ihnen selbst allerlei zu erfahren wünschte, wußte, indem er seine Gäste mit freundlichem Gespräche unterhielt, und Wein, den sie lange nicht mehr getrunken, fleißig einschenken ließ, dieselben gar bald zu solcher Heiterkeit zu stimmen, daß sie in alle seine Ideen eingingen und Guiana's wahre Beschaffenheit, Reichthümer und Merkwürdigkeiten redselig ihm schilderten, wodurch seine früheren Ansichten von der Wichtigkeit dieses Landes völlig bestätigt wurden. Raleigh, diese günstige Stimmung festhaltend, und ihr Anerbieten selbst, ihm den Weg zu zeigen, benützend, suchte mit vieler Schlauheit sein eigentliches Vorhaben zu verhüllen und den Spaniern weiß zu machen, daß seine Fahrt ein ganz anderes Ziel und er blos um der Erfrischungen willen bei Trinidad angehalten habe. Inzwischen

aber brütete er wider D. Antonio Berreo, den Gouverneur der Insel, welcher im verflossenen Jahre Whidon acht Mann entführt und Eroberungsplane wider Guiana eingeleitet hatte, einen Plan aus, sowohl um erstere zu rächen, als um letzteres zu verhindern. Von einem Kaziken des nördlichen Theils von Trinidad erfuhr er zugleich Dinge, welche ihn noch mehr zur Ausführung dieses Planes bestimmten; der Statthalter ließ zu Margarita und Cumana Truppen werben, um mit ihnen einen Schlag auf die Engländer, welchen er den Tod geschworen, zu vollführen; um ganz des Geheimnisses Meister zu bleiben, ließ er, so erzählten sie, allen Indianern bei Todesstrafe jeden Umgang mit seinen Feinden verbieten, und ihre Kaziken, denen er sehr mißtraute, einsperren, nicht ohne Zufügung von allerlei empörenden Grausamkeiten*).

Sir Walter wußte nun genug und zögerte nicht länger. Noch in derselben Nacht wurde Kapitän Calfield mit 60 Mann wider St. Joseph abgesendet, und der Ritter selbst folgte mit seinen übrigen Leuten nach und bedrängte den Platz mit solchem Ungestüm, daß er vor Tagesanbruch sich ergab. Der Sieger löste die Bande von fünf mehr todten,

---

*) So wurde ihnen z. B. brennender Speck auf die Haut geträufelt.

als lebendigen Kaziken, deren Körper im beklagenswertheſten Zuſtand gefunden worden; Berreo ward mit ſeinen Leuten gefangen an Bord gebracht. Gegen die Koloniſten und die Eingebornen bewies man die möglichſte Milde und Schonung.

Gleich am folgenden Tage erlebte Raleigh nun auch noch die Freude, daß zwei engliſche Schiffe, von den Kapitänen Keymis und Gifford geführt, als Verſtärkung, zu Puertos de los Hiſpaniolos eintrafen. Sofort ward eine Verſammlung der Hauptleute zu Berathung fernerer Maaßregeln gehalten, zu welcher Raleigh alle Kaziken der Inſel einlud. Die Mehrzahl haßte die Spanier wie Teufel; doch gab es ihrer einige, welche mit Berreo in Freundſchaft geſtanden und viel dazu mitgewirkt hatten, daß er feſten Fuß auf dem Eilande gefaßt. Durch ſeinen Dollmetſcher ſetzte ſie Sir Walter jetzt in Kenntniß: daß er der Unterthan einer Königin ſey, welche mehr Kaziken unter ihrer Herrſchaft zähle, als Bäume auf dieſer Inſel vorhanden wären; dieſe große Fürſtin ſey eine entſchiedene Feindin der Spanier, wegen der Tyranei, durch welche ſie ſich allenthalben verhaßt gemacht, und eben dieſelbe habe ihn hierher geſchickt, um die Eingebornen dieſer Inſel aus dem Joche zu befreien und ihr Vaterland wider die unrechtmäßige Beſitznahme der Spanier zu vertheidigen. Bereits habe ſie

alle an ihre Staaten gränzenden Völker und die nördlichen Theile der Welt befreit. Er zeigte ihnen darauf ein Bildniß seiner Monarchin, welches sie mit Ehrfurcht bewunderten und küßten; ja er hatte große Mühe, sie abzuhalten, daß sie demselbem nicht förmliche Anbetung, wie einem Götterbilde, bezeigten; (eine feine Schmeichelei, welche unser Ritter in dem Berichte über seine Fahrt geschickt einzuweben verstand.) Dasselbe Mittel ward auch noch bei anderen Stämmen der Eingebornen versucht, auf welche er später gestoßen. Die Indianer redeten bald von nichts Anderem mehr — wenn man dem höfisch-feinen Seemann trauen darf — als von der „Ezrabeta Cassipuna aquereruna, (oder der unumschränkten und allermächtigsten Königin Elisabeth.)

Nach einigen Tagen verließ Raleigh Puertos de los Hispaniolos und kehrte mit seinen Gefangenen nach Curiapan; er suchte von Berreo fernere Aufklärungen über das Gebiet zu erhalten, welches er bisher verwaltet hatte; allein seine Angaben schienen nicht ganz Glauben zu verdienen. Der Umstand, daß er aus einem alten Hause stammte und in italienischen und niederländischen Feldzügen gedient, machte den Ritter freundlicher gegen ihn gesinnt und die Verdienste, die er allmählig an ihm kennen lernte, überwogen das Gefühl der Abneigung wegen der ver-

übten Grausamkeit. Berreo behauptete, daß sein Schwiegervater, Don Gonzalez Ximenes de Casada, welcher schon früher auf Entdeckungen ausgegangen, ihn hauptsächlich zu seinen Unternehmungen wider Guiana bestimmt und er bereits einen Aufwand von 300,000 Dukaten dafür gemacht habe; (eine Summe, welche sicherlich als eine alt-kastilianische Uebertreibung angenommen werden darf.) Inzwischen schrieb Raleigh alles, was der Ex-Statthalter ihm an Einzelnheiten davon erzählt, in seinem Tagebuch nieder; denn er wechselte stets zwischen Schwert, Feder und Kompaß ab.

Nach dieser Erzählung hatte Berreo zuerst den Fluß Cassanar aufgesucht, welcher in den Pato sich ergießt, einen größeren Fluß, der sodann selbst in den Meta und später in den Orinoko sich verliert.*) Nach einer ergebnißlosen Fahrt von mehr als 500 Seemei-

---

*) Der Cassanar hatte gleich dem Pato, nach Raleighs Berichten, seine Quelle in den Gebirgen, welche an Tunia stoßen, während der Meta, welcher sie beide aufnimmt, aus den Pampeluna umgränzenden Gebirgen kommt. Der Meta und die Guajare verlieren, nachdem sie jene von Timanga verlassen, ihren Namen im Baraquanstrom, welcher etwas weiter hin Orinoko genannt wurde. Der Rio Grande nimmt seinen Lauf von der andern Seite der Timangagebirge und vereinigt sich bei Santa Martha mit dem Meere.

len, nahm er seinen Weg durch Neu-Granada, wo seine Gattin viele Güter besaß; ein Gefolge von 700 Berittenen und eine große Anzahl indianischer Sclaven begleiteten ihn dahin. Nach einem ganzen Jahre erst gelang es ihm, einen Weg nach Guiana aufzufinden, und zwar durch das Gebiet von Amapeja, dessen Eingeborne ihm lockende Beschreibungen von der Herrlichkeit jenes Landes machten; allein er gerieth mit ihnen selbst in Streit, welcher ihm tapfere Leute und die besten Pferde kostete und mit einem Waffenstillstand endigte. Seinen ferneren Bemühungen, südlich einen Weg nach Guiana zu entdecken, stellten sich Moräste, Krankheiten und Hindernisse der verschiedensten Art entgegen, ausserdem, daß fast alle Völkerschaften, auf die er traf, einen tödtlichen Haß gegen die Spanier offenbarten. Allein Sir Walter nahm bald aus den Antworten über die angestellten Fragen wahr, daß ein großer Theil des von Berreo erduldeten Mißgeschickes auf Rechnung seines Mangels an wissenschaftlicher und seemännischer Bildung zu bringen sey; denn er wußte nicht nur die Namen der Stämme und der Flüsse, welche er auf seiner Entdeckungsreise kennen gelernt, nicht zu nennen, sondern er kannte nicht einmal den Unterschied zwischen Ost und West. Doch gewann Raleigh aus einer Menge einzelner Notizen, die er durch seine eigenen

Studien, wie durch Berichte unterrichteter Reisebeschreiber nach und nach vervollständigte, eine mehr oder minder zusammenhängende Kunde von den Flüssen und Landschaften, von den Völkerstämmen und ihrer Regierungsform, ihren Sitten und Gebräuchen, vom Nordmeer angefangen bis an die Gränzen von Peru, von dem Orinoko bis an den Amazonenfluß. Emeria, an der Mündung des Orinoko, beherrscht von dem Kaziken Catapana, dessen Charakter und Gastfreundschaft er sehr rühmte, war die vorzüglichste Bekanntschaft Berreo's; neuen Hoffnungen jedoch sich hingebend, verzögerte er seinen Entschluß, weiter in das Innere zu dringen, bis auf die Ankunft neuer Hülfsmittel aus Spanien im folgenden Jahre und beschränkte sich darauf, in einem Kanot sich an der Mündung des großen Stromes einzuschiffen. Nach einigem Verweilen auf Trinidad, begab er sich nach der Küste von Paria und sodann nach Margarita, um dem Statthalter derselben, Don Juan de Sarmiento, seine mittlerweile erlebten Abentheuer und gemachten Entdeckungen mitzutheilen und zugleich denselben um einigen Beistand anzugehen. Sarmiento gab ihm 50 Mann und verhieß ihm noch mehr, wenn er zu Carapana zurückkehren und den bereits eingeschlagenen Weg weiter verfolgen wollte; allein diese Verstärkung schien Berreo viel zu unzureichend, um mit

Erfolg etwas ausrichten zu können; er blieb daher zu Trinidad und sendete blos einige seiner Leute nach Emeria, wo sie zwar abermals eine freundliche Aufnahme fanden, wegen Guiana aber an einen andern Kaziken verwiesen wurden, welcher allein im Stande sey, ihre Neugierde völlig zu befriedigen und ihre Unternehmungen zu einem gedeihlichen Ziele zu führen. Das Unglück wollte für Berreo, daß dieser Häuptling bereits mit dem Statthalter von Cumana, Don Vides, sich in Verbindungen eingelassen hatte; kaum erfuhr daher Letzterer die Absichten seines Nebenbuhlers, als er alles anwendete, seinen Schritten Hemmungen in den Weg zu legen, indem er den Ruhm der Eroberung Guiana's mit keinem Andern zu theilen gesonnen war. Morquito, von ihm bearbeitet, ließ alle zu ihm gekommenen Spanier Berreo's tödten, bis auf einen, welcher über den Fluß schwamm und die Nachricht von dem Vorgefallenen seinem Gebieter überbrachte. Dieser schwur dem Kaziken Rache und wußte ihn auch bald so sehr in die Enge zu treiben, daß derselbe unter großen Gefahren nach Cumana sich flüchtete, ohne bei seinem Freunde Vides den gehofften Schutz zu finden; denn der niederträchtige Statthalter hielt es für gerathen, der Aufforderung Berreo's, daß die Beherbergung eines offenbaren Mörders spanischer Unterthanen eine Beleidigung des

Königs und Hochverrath an der Nation seyn würde, Folge zu leisten und den Kaziken auszuliefern; worauf dieser alsbald hingerichtet wurde.

Berreo mißbrauchte seinen Sieg auf ziemlich barbarische Weise, verheerte die Landschaft des Ermordeten, Ajomara, nach allen Richtungen, und mißhandelte die Verwandten Morquito's, so wie seine unschuldigen Unterthanen so lange, bis dieselben, ohnehin durch den Tod ihres Beherrschers tief erschüttert, verzweiflungsvoll sich zur Wehre setzten und selbst den Carapana zum Anschluß an ihre Blutrache bewogen. Berreo sandte darauf eine Menge Erzeugnisse des bisher entdeckten Theils von Guiana, und darunter gediegenes Gold, so wie eine Anzahl Menschen, Thiere, Vögel und Fische, als Probe nach Spanien, und hoffte dadurch den Hof zu kraftvoller Unterstützung seines weiteren Unternehmens zu stimmen. Zu gleicher Zeit traf er mit seinem in Neu-Granada zurückgebliebenen Sohn Abrede in Bezug auf zuzuführende Verstärkungen, welche nach der Landschaft Emeria abgehen und längs den Ufern des Orinoko den Weg zu ihm nehmen sollten. Mitten in diesen Anstalten ward er von Sir Walter Raleigh und den von ihm befehligten Engländern überrascht.

Als dieser ihm nun mittheilte, daß er gerade denselben Plan verfolge und der zeitweise Aufenthalt auf

Trinidad damit zusammen gehangen habe, schien Don Berreo ungemein verdrießlich und ließ nicht ab, durch lebhafte Gemälde von der Menge drohender Gefahren und unübersteiglicher Hindernisse, besonders in Folge des Widerstandes der sehr gereizten Kaziken, unseren Ritter von der Ausführung abzuschrecken; allein obgleich dieser einen Theil seiner Gründe als stichhaltend zugeben mußte, so hegte er doch einerseits zuviel Mißtrauen in die Rathschläge eines Spaniers und andererseits zuviel Selbstvertrauen in seine Kraft, als daß er diesen entmuthigenden Vorstellungen sich hingegeben hätte. Die Gründe, welche er überdieß als für die Sache sprechend, nach reiflichem Erwägen, auffand, waren nicht unwichtig. Er hielt sich für's erste überzeugt, daß Guiana, weil unter gleichem Himmelsstriche, wie Peru, liegend, eben so goldreich seyn müsse, als dieses Land; die Erzählungen von den Reichthümern und Schätzen, welche die Spanier unter Pizarro's und Almagro's Anführung, in letzterem gefunden, und welche den bisher „armen und kleinen König von Castilien" zu einem der größten Monarchen auf der Welt gemacht, hatten seiner Phantasie sich so sehr bemächtigt, daß er nicht ohne Seufzen sie lesen oder hören konnte; für's zweite hatte ihn eine damals sehr verbreitete Sage ganz erfüllt, nämlich: daß Huanca Cajac, der letzte Ynca von Peru,

noch einen dritten Sohn, auſſer Huascar und Athualpa, welche als Opfer der blutigen Habſucht der Spanier gefallen, hinterlaſſen und dieſer, mit den meiſten Schätzen und mehreren tauſend Peruanern, verſtärkt durch andere Stämme der Eingebornen, der Orejonen, das unglückliche Peru verlaſſen und zwiſchen dem Orinoko und dem Amazonenfluſſe ſich angeſiedelt und noch blühendere Städte, als die peruaniſchen, regiert nach denſelben Geſetzen, Gebräuchen und Sitten, in jenem Gebiete angelegt habe; eine Sage, deren durch die klare Thatſache erwieſener Ungrund Raleigh bei dem Mangel an genauer Kenntniß derſelben entgangen war. Endlich hatten Reiſebeſchreiber, abſichtlich oder auf blinden Glauben hin erzählend, die Nachricht von dem Daſeyn einer prächtigen Hauptſtadt dieſes neuen Ynka-Reiches, El Dorado genannt, weithin verbreitet. Dieſe Stadt ſollte von dem Stückmeiſter zu Orbaco, Juan Martinez, beſucht, derſelbe jedoch von der königlichen Kanzlei zu Porto Rico unter allerlei Vorwänden viele Monate lang zurückgehalten und erſt gegen gewiſſe Verſicherungen wiederum freigegeben worden ſeyn, worauf ihn aber die Indianer am Orinoko um all ſein Gold beſtohlen hätten. Zwei Flaſchen blos, ebenfalls damit angefüllt, ſo wie ſein Reiſe-Tagebuch habe Martinez gerettet und nach Porto Rico zurückgebracht, wo er

bald darauf gestorben und das Gold den Kirchen, seine Beschreibung aber der königlichen Kanzlei vermacht. Nun kam noch zu dieser abentheuerlichen Sage der Umstand, daß Männer wie Don Pedro d'Orsua, Geronimo d'Ortal, Pedro Hernandez de Serpa und Gonzalez Ximenes de Casada ähnliche Dinge in ihren Reisebeschreibungen berichtet. All' dieß war Sir Walter'n schon vor seinem Abgang aus England nicht unbekannt geblieben und die Ansicht, daß Guiana reicher, als die reichste unter allen Besitzungen des Königs von Spanien sey, und sein Eroberer mächtiger, als dieser Monarch, ja selbst als der Sultan, werden würde, hatte sich zur fixen Idee bei einem Manne gestaltet, der, so sanguinisch auch seine Einbildung in mancher Beziehung seyn mochte, doch in anderer Hinsicht als eine sehr berechnende, praktisch-intelligente Natur sich bewährte.

Nimmermehr daher an dem glücklichen Ausgange zweifelnd und taub gegen alle Vorstellungen des Berreo, schickte Sir Walter seinen Unteradmiral Gifford, so wie den Kapitän Calfield mit einer Anzahl Mannschaft ab, um die Mündung des Capuri zu erforschen; (früher schon waren Whidon und Douglas zu demselben Zwecke beordert gewesen, jedoch ohne ein befriedigendes Resultat, der Untiefen und anderer Hindernisse wegen, mitgebracht zu haben; und ebenso

hatte einen andern Kapitän, welcher die Bucht Guanipa (Amana) erforschen sollte, die Furcht vor den vergifteten Pfeilen der Kannibalen abgeschreckt.)

Gifford und Calfield fanden fünf Fuß Wasser nach der Ebbe; Raleigh ließ darauf Bänke zum Rudern zimmern und gab Douglas, welcher den Kapitän Kings aufsuchen mußte, einen alten Kaziken aus der Insel Trinidad als Lootsen mit. Man überzeugte sich endlich, daß vier gleich bequeme Einfahrten in die Capuribucht vorhanden wären. Eine Galeasse nebst drei Schaluppen wurde demnach ausgerüstet und auf einen Monat mit Lebensmitteln versehen. Raleigh selbst, schiffte mit 100 Mann auf ihr sich ein, geleitet von einem Indianer des Baiennaflusses, als Lootsmann; dieser hatte versprochen, die Engländer nach dem Orinoko zu führen. Allein die Unzahl von kleinen Flüssen und Gewässern jeder Art, welche in und durcheinander liefen, erschien ihnen bald wie ein unermeßliches Labyrinth, welches sie längere Zeit verwirrt und unsicher machte und ihnen beinahe alle Hoffnung raubte. Als Sir Walter endlich mit Hülfe des Compasses und der Sonnenhöhe einen Weg gefunden zu haben glaubte, kam er um eine Menge kleiner Eilande herum, welche mit so zahlreichen und stark bebuschten Bäumen bepflanzt waren, daß Gesicht und Fahrt gleich sehr verwirrt wurden. Einer dieser Punkte ward von ihm

Red-Croß (Rothkreuz) benannt, aus dem Grunde, weil vor ihm noch kein Christ bis hieher gedrungen. In den Krümmungen stießen sie auf einen Kahn mit Eingebornen, welcher sich ihnen nicht mehr entziehen konnte; da jedoch die Landsleute derselben am Ufer wahrnahmen, daß die Fremden keine Gewaltthat übten, so wurden sie zutraulich und kamen bis an den Rand des Wassers, um zu handeln und zu tauschen. Einer ihrer Kaziken theilte dies Gefühl in minderem Grade; er war über seinen Kollegen, welcher die Engländer hergeführt, so erbittert, daß er ihn umbringen wollte; denn er hielt jetzt das Unglück unvermeidlich mit in's Land gebracht, und der alte Kazike mußte durch die Flucht sich retten.

Raleigh berichtet, daß die Bewohner dieser Inseln Tinitaver hießen und in zwei Hauptstämme, in den der Ciuarier und in den der Uaraurier sich unterschieden. Der Orinoko selbst aber theilt sich bei seiner Mündung in nicht weniger, denn sechszehn Arme, davon neun gen Norden und sieben gen Süden laufen, und jene von den Eingebornen bewohnten Inseln bilden; von dem nördlichsten bis zum südlichsten Arme wurden an 100 Meilen Weges gezählt.

Die Tinitavier, von besondern Kaziken regiert, führten beständig untereinander Kriege. Im Sommer wohnten sie auf dem Erdboden, zu Winterszeit auf

Bäumen, wo kleine Hütten, mit wunderbarer Geschicklichkeit angebracht, vor den Ueberschwemmungen des Orinoko sie sicherten, welche vom Mai an bis September sich einzustellen pflegen und die Oberfläche des Bodens oft an die 20 Schuh hoch bedecken. Dieser Umstand hinderte sie am Säen und zwang sie auf ein Surrogat zu denken, nemlich Brod aus dem Marke des Palmbaums gebacken, wozu sodann zur Speise Fische, Vögel, Wild und allerlei Baumfrüchte kamen. Einige Völkerschaften unter den Orinokobewohnern, wie z. B. die Cuparier und Macurcoer, waren ihres Muthes willen sehr berühmt, und obgleich seit langer Zeit in heftigem Kampfe wider einander, vereinigten sie sich doch wider den gemeinsamen Feind, die Spanier.

Nichts zog unter ihnen die Aufmerksamkeit Raleighs mehr an, als ihre Todtenfeier. Dieselben begannen mit Trauergesängen; doch ward der Gestorbene weder verscharrt, wie bei uns Christen, noch verbrannt, wie bei vielen andern Nationen, sondern man ließ die Leichname verwesen, bis alles Fleisch vom Gerippe losgeschält war; dann aber wurde dieses, geschmückt mit den besten Kleinodien und mit Federn verschiedener Farben, an Armen und Beinen, in der Hütte die es bewohnt hatte, aufgestellt; dadurch wollten sie auf ihre Weise die Spuren von ehemaliger Größe und

des im Leben genossenen Ansehens ihrer ausgezeichneten Männer bewahren. Dagegen verbrannten die Aracuer, am Südufer des Orinoko, die Gerippe ihrer Verwandten zu Asche, mischten sie in ein Getränk und verschlangen sie sodann. Ihre Absicht war unstreitig, durch dieses Mittel die Substanz der Hingeschiedenen mit ihrer eigenen zu vermischen und einer dem andern als Grab zu dienen, bis der letzte des Geschlechtes gestorben.

Als Sir Walter die Ciauarier verließ, gerieth er in das große Bett des Orinoko, welchen er aufwärts befahren wollte. Er strandete jedoch nach viertägiger Reise gegen Anbruch Abends, an einem so gefährlichen Orte, daß beinahe sechzig Personen während der Anstrengungen, den Ballast der Galeasse über Bord zu werfen, zu Grunde gegangen wären. Nachdem man glücklicherweise wieder flott geworden, setzte er drei Tage lang ohne ferneren Unfall die Fahrt weiter fort, bis man endlich in den Fluß Amana einlief, welchen man jedoch nur mit angestrengter Kraft der Ruderer hinauf gelangen konnte. Diese Mühesal schwächte die Leute Raleighs ungemein und nun kam zur Ermüdung auch noch der allmählige Mangel an Lebensmitteln. Es bedurfte der ganzen Autorität und der achtungeinflößenden Persönlichkeit unsers Ritters, um eine völlige Entmuthigung zu verhindern; er stellte ihnen vor, daß

die Fortsetzung der Reise weniger gefahrvoll, als die Rückkehr, und überall am Ufer des Stromes das Fehlende zu gewinnen seyn dürfte. Der Anblick von Früchten, Vögeln, Fischen und Gewild, ja selbst von Blumen und Pflanzen auf den Feldern, schien diese Behauptung, welche auch der begleitende Lootsmann, der alte Kazike von Trinidad, unterstützte, zu bestätigen. Auf den Rath einiger Indianer, welchen Raleighs Unruhe in den Mienen von Zeit zu Zeit nicht entgangen war, ließ er die Kähne zur Rechten in einen Fluß laufen, welcher, wie sie versicherten, bald nach Wohnungen der Aracuer sie bringen würde, wo man mit Lebensmitteln sich versehen und gegen Abend wieder auf der, mittlerweile vor Anker gelassenen Galeasse seyn könnte. Als jedoch nach dreistündigem Rudern noch immer keine solche Wohnungen sich zeigten, fingen die Engländer an Mißtrauen in die Gesinnung ihrer indischen Freunde zu hegen und Verrath zu wittern; bereits schickten sie sich zur Rache an; doch gelang es Raleigh, durch vernünftige Gründe sie von der Thorheit eines solchen Benehmens zu überzeugen, welches, wenn selbst der schlimmste Fall sich erwährt fände und die Strafe die Schuldigen träfe, ihre Lage immer noch nicht verbessern würde. Gegen Mitternacht endlich nahm man Feuer wahr und gelangte wenigstens zu einer Wohnung, in welcher sie jedoch nur

wenige Leute trafen, da der Kazike der Umgegend mit der Mehrzahl der Bewohner nach der Mündung des Orinoko ausgezogen war. Dafür fanden sie desto mehr Vorräthe, deren sie bedürftig, und luden ihre Kanots damit voll.

Als sie zu ihrer Galeasse ohne Hinderniß zurückgekommen, wurden sie überrascht von dem Anblick der Pracht und Schönheit der Ufer, welche um so mehr ihre Phantasie nun erfüllten, als die Befriedigung ihrer physischen Bedürfnisse und die Entfernung des gewähnten Elends zu ruhigen Betrachtungen edlerer Art Raum verstattete. Ein wunderliebliches Thal, ungefähr zwanzig Meilen lang, schloß sich ihnen auf, voll Früchte, Pflanzen und Thiere mannigfacher Art. Aber auch Schlangen von ungewöhnlicher Größe erschienen und setzten die Mannschaft um so mehr in Schrecken, als ein Neger, welcher ans Ufer schwimmen wollte, von einer solchen plötzlich verschlungen ward.

An dem gleichen Tage erblickte Sir Walter vier Kähne, welche den Fluß herunter segelten, auf dem er hinauf fuhr; er befahl auf sie zuzurudern; da nahmen zwei eiligst die Richtung dem Ufer zu, die andern aber folgten dem Laufe des Wassers so schnell, daß es unmöglich war sie zu erreichen. Man bemächtigte sich der zwei Kähne am Ufer, und fand allerlei Vorräthe darin; von den Leuten selbst, welche die

Flucht landeinwärts ergriffen, fing man etliche, und erkannte in ihnen Aracuer, welche den entronnenen spanischen Goldscheidern zu Lootsen gedient. Die Versuche, letztere einzuholen, waren vergebens; dagegen behielt Raleigh einen Aracuer bei sich, gleichsam als Spürer für die Spanier. Von ihm erhielt er allerlei wichtige Aufklärungen über die Orte, wo diese letztern Gold zu suchen pflegten; allein die bald nun eintretende Ueberschwemmung verhinderte ihn, dieselben zu benutzen und er verschwieg klug genug das bei dieser Gelegenheit Erfahrene, um seine Leute nicht zu mißstimmen.

Der Aracuer war nicht ohne große Besorgniß für sein Leben und als Raleigh solches bemerkte und um den Grund ihn ausforschte, gestand der arme Teufel daß die Spanier den Eingebornen weiß gemacht: alle welche das Unglück hätten, in die Hände der Engländer zu fallen, würden lebendig von ihnen gefressen. Der Ritter benahm ihm bald seinen Irrthum, und jener ward davon noch mehr überzeugt, als er mit der Gemüthsart und den Sitten der Engländer sich vertraut gemacht. Die Wirkung des groben Betruges fiel auf die Feinde zurück. Raleigh behandelte ihn und alle Indianer mit welchen er in Berührung kam, mit größter Leutseligkeit; keine Frauensperson durfte angetastet werden, und wenn man mit Lebensmitteln

sich versah, so wurde jederzeit dafür Ersatz geleistet; auch stellte man vor dem jeweiligen Abzug von einer Station an die Eingeborenen die Frage, ob sie keine Klage gegen das Schiffsvolk anzustellen hätten; die Uebertreter der gegebenen Ordre wurden scharf gezüchtigt. Selbst die beiden Kähne, von denen so eben die Rede war, gab man an die Eigenthümer zurück und dem Lootsmann, dessen man sich bemächtigt hatte, ward die freie Wahl gelassen, zu folgen oder nicht.

Unter der Leitung desselben, welcher von den Spaniern den Namen Martin erhalten, verfolgte man die Fahrt weiter, ohne andre Gefahr, als die vor den Sandbänken. Nach dreizehn Tagen befand man sich ostwärts von der Landschaft Carapana, welche die Spanier inne hatten; endlich begegneten sie wieder drei Kähnen mit Eingeborenen, welche, nachdem sie durch den Dollmetscher überzeugt worden, daß die Fremdlinge nicht zu jener, von ihnen so sehr verabscheuten Nation gehörten, sich näherten, und nach vollzogener Ankerung, das Versprechen gaben, morgen mit ihrem Kaziken wieder zu kommen. Inzwischen erlabte man sich an den Eiern der in ungewöhnlicher Anzahl hier vorgefundenen Schildkröten.

Des folgenden Tages erschien der Kazike wirklich mit etwa 40 seiner Leute, aus dem in der Nähe gelegenen Flecken Toparimaca. Sie brachten Raleigh

eine Menge von Mundvorräthen mit, wofür er seine Gäste mit spanischem Weine bewirthete, welcher ihnen herrlich mundete und welchen zu loben sie nicht müde wurden. Der Ritter befragte nun den Kaziken um den kürzesten und sichersten Weg nach Guiana; jener verhieß seine thätigste Mitwirkung und ersuchte inzwischen die freundschaftlichen Fremdlinge, mit ihm nach seinem Flecken zu kommen, wo er ihnen einen Beistand verschaffen wolle, den das Glück nur für sie aufgehoben hätte. Dieser Beistand bestand in einer Art Zaubertrank von spanischem Pfeffer und aus dem Safte vieler starken Kräuter, welcher in großen Gefässen abgeklärt und hell gemacht wurde; die Engländer, wie die Spanier, wurden von seiner göttlichen Kraft nicht wenig berauscht; der andere, reellere Beistand war das Geschenk eines sehr alten Indianers, welcher von allen Punkten des Orinoko die genauste Kenntniß besaß und vor Klippen, Sandbänken und Untiefen sicher sie schirmen sollte.

Dieser Mann, dessen ganz unansehnliche Gestalt den Engländern anfänglich nur geringes Vertrauen eingeflößt hatte, leistete die nützlichsten Dienste; er schlug vor, sich eines Ostwindes zu bedienen, welcher aller Mühe des Ruderns sie überhob, und Raleigh hätte, da nach seiner Mittheilung der Orinoko von seiner Mündung an bis in die Nähe seines Ursprungs,

ziemlich genau Ost und West ist, in Verfolgung seines Laufes von Toparimaca aus, nach vielen Punkten in Popayan und Neu Granada gelangen mögen.

Als sie dem Gebiete des Kaziken von Arromaja sich näherten, wo Topia Uari auf Morquito inzwischen gefolgt war, setzte Raleigh zwei Indianer von Guiana aus, um in seinem Interesse zu wirken; er warf inzwischen vor Putima und Putapayma Anker, und seine Leute ergötzten sich mit dem Fange von Schildkröten-Eiern. Tags darauf ging es westwärts und man widerstand nunmehr dem Strome mit weniger Mühe. Auf beiden Seiten öffnete sich das Land und ein glänzendes Roth zeichnete die Ufer aus. Die ausgesendeten Kundschafter konnten nirgends eine Höhe sondern lauter Ebenen entdecken; durch den Lootsen von Toparimaca erfuhr man: diese schönen Gefilde seyen die Gefilde von Saymas und erstreckten sich bis Cumana; sie würden von vier mächtigen und sehr tapfern Völkerschaften, den Saymaern, den Assauiaern, den Aroraern und den Wikiriern, welche Don Hernandez de Serpa geschlagen, bewohnt. Raleigh versah sich bestens gegen Angriffe derselben, zumal mit Pfeilen, deren Gift als überaus fein und tödtlich, ja von solcher Art geschildert wurde, daß es die Getroffenen zugleich in eine Art Wahnsinn versetze, ihre Eingeweide aus dem Leibe heraustreibe, den Körper kohlschwarz

mache und einen unausstehlichen Gestank verbreite. Sir Walter wunderte sich sehr, daß die Spanier, welche die Wirkung dieser Pfeile so oft empfunden, noch gar nicht darauf gedacht, sich ein Gegenmittel zu verschaffen; ein solches aber war bereits bei den Indianern vorhanden und bestand in dem Saft von einer Wurzel, Tupava genannt, welcher sowohl die Fieber heilte, als die inneren Blutflüsse stillte. Auch den Knoblauchsaft hielt Berreo für nützlich; allein der Ritter war andrer Meinung und glaubte, daß dieser, wenn vielleicht auch augenblicklich oder scheinbar Linderung bringend, nur zur Nahrung und Verstärkung des Giftes dienen und den Tod unvermeidlich machen dürfte. Daß er von der Chemie etwas verstand, werden wir später hören.

Am dritten Tage seiner neuen Fahrt ankerte er am linken Ufer des Flusses zwischen zwei Gebirgen, Arvami und Aio und hielt hier bis Mitternacht sich auf; er kam sodann vor einer großen Insel, Manvripano, vorbei, von welcher ein Kanot mit Eingebornen seiner Flottille folgte und diese einlud, ihnen nach ihren Wohnungen zu folgen und daselbst auszuruhen. Am fünften Tage befand man sich in der Landschaft Arromaja und am sechsten im Hafen Morquito, wo längere Rast gehalten werden sollte, besonders zum Zwecke neuer Verproviantirung. Ein alter Kazike von

110 Jahren, aber so starker Leibesbeschaffenheit, daß er zehn Meilen Weges zu Fuße machte, besuchte sie hier, in Folge der durch einige Indianer Raleighs erhaltenen Nachricht von ihrer Ankunft, und brachte eine Menge Erfrischungen mit, welche die Engländer sich äußerst schmecken ließen. Raleigh hielt mit ihm eine interessante Unterredung, befragte ihn über eine Reihe von Punkten, das Land, dessen Einwohner und Sitten, so wie die Spanier und das gegenseitige Verhältniß betreffend; sich selbst kündigte er als Rächer der Indianer an den Gewaltthätigkeiten jener letztgenannten Tyrannen an. Darauf aber zog er, was ihm zunächst am Herzen lag, Nachrichten über Guiana ein und bat den Kaziken, ihm die Mittel und Wege anzudeuten, durch welche man dahin gelangen könnte. Der Häuptling gab folgenden Aufschluß:

Das Gebiet, wo die Engländer gegenwärtig sich befänden, und alles Land, längs dem Strome bis Emeria, bilde einen Theil von Guiana. Die Bewohner desselben im Allgemeinen hießen Orinococcoponi, und unter ihnen seyen auch diejenigen begriffen, welche zwischen dem Orinoko und dem Vacarimargebirge hausten. Dazu komme jedoch noch ein großes Thal, Amariocopana, auf der andern Seite des Gebirges, bewohnt von einer alten Völkerschaft Guiana's. Auf mehrfache Befragung, wie es

denn mit dieser Völkerschaft sich verhalte, bemerkte der Alte mit Seufzen: Zu den Zeiten seiner Jugend, und als sein Vater noch gelebt, sey ein zahlreiches Volk, mit großen Röcken und rothen Mützen, von den Gegenden her, wo die Sonne niemals untergehe, in jenes große Thal gekommen; man habe es nach ihren zwei Hauptstämmen Orejonen und Eporemerioer genannt; dieses Volk bemächtigte sich, nach Vertreibung der alten Bewohner, sämmtlicher Gebiete derselben, bis an den Fuß der Gebirge, mit alleiniger Ausnahme der Trauaquarier und der Cassipagotoer; sein ältester Sohn, zum Anführer gewählt, um den Trauaquariern Hülfe zu bringen, sey mit allen seinen Leuten im Kampfe wider jene Feinde geblieben; er besitze nun nur noch einen Sohn. Die Eporemerioer — erzählte der Alte weiter — erbauten sodann am Fuße des Gebirges eine große Stadt mit hohen Gebäuden; die Zugänge nach dem Lande beider Nationen jedoch, über die ein und derselbe Gebieter regierte, wurden stets mit Sorgfalt bewacht, während von ihm aus ununterbrochen Plünderungszüge ins Gebiet der Nachbarn, bis zur Zeit des Erscheinens der Spanier, stattgefunden; damals nemlich habe man unter den Indianern allseits Frieden geschlossen und den Kampf wider jene Fremdlinge, als wider die gemeinsamen Todfeinde, verabredet.

Sir Walter wurde durch diese Berichte ungemein vergnügt und konnte nicht genug den Verstand, den Scharfsinn, den besonnenen Blick und das würdevolle Wesen des alten Häuptlings loben; er setzte nun die Fahrt westwärts weiter fort, bis er Abends an die kleine Insel Catuma und des andern Tages bei der Mündung des Flusses Caroli ankam, wo ein bedeutender Wasserfall sie hemmte und zugleich ein eigenthümlich großartiges Schauspiel darbot. Raleigh schickte eine Botschaft an den Kaziken der Gegend ab und ließ ihn von dem Zwecke seiner Ankunft und von dem feindlichen Verhältniß der Engländer zu den Spaniern in Kenntniß setzen; während der Zwischenzeit erfuhr er, daß er auf historischem Boden sich befinde; denn auf Morquito's Befehl waren hier zehn Spanier hingerichtet worden. Der Kazike Wanuretona erschien, mit großem Geleite der Seinigen, am Ufer und hatte eine Unterredung mit dem Ritter, welcher wie gewöhnlich seinen blutigen Haß gegen die Spanier schilderte und Notizen über Guiana einzog. Merkwürdig war es jedoch, daß die Bewohner des Flusses Caroli in ihrem Hasse gegen die Spanier und gegen die Eporemerioer sich theilten. Die Erzählungen, sowohl von dem Reichthum des Landes an Gold und Edelgesteinen, besonders jenseits des Gebirges, als der herrschenden Stimmung wider die Spanier

und der Bereitwilligkeit, die Engländer in ihren Unternehmungen zu unterstützen, reitzten Sir Walter'n sehr; eben so schenkte er den Berichten eines der gefangenen Offiziere Berreo's über vorgefundene Silberbergwerke in Guiana, welche durch die Mittheilungen der Eingebornen Bestätigung erhalten zu haben schienen, viele Aufmerksamkeit. Da der Orinoko und alle benachbarten Flüsse damals über fünf Fuß hoch angeschwollen waren, so sah er die Schwierigkeit ein, den Caroli weiter hinauf zu fahren; er begnügte sich daher, einige seiner Leute nach dem Flecken Annatapoi abzuschicken, welcher ohngefähr 20 Meilen davon entfernt lag. Daselbst erhielten sie Führer, welche sie weiter brachten, und zwar bis zu einer Art von großer Stadt, Capurepana, am Fuß der Gebirge und unter der Herrschaft eines mit Topiauri verwandten Kaziken. Zugleich bekam Kapitän Whidon Ordre, dem Ufer des Flusses so weit als möglich zu folgen, um vielleicht die Spuren der Silberbergwerke aufzufinden.

Mittlerweile erstieg Raleigh, von Gifford und Calfield begleitet, die benachbarten Anhöhen, welche ihm ein Panorama des ganzen Flusses Caroli verschafften. Derselbe theilte sich ohngefähr 20 Meilen vom Orinoko in drei Arme, hatte 10 — 12 Sprünge, alle von einer so beträchtlichen Höhe, daß die Wassertheilchen, die der Fall von einander gesondert,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

gleichsam eine einzige Dampfwolke bildeten. Als der Ritter und seine Begleiter den Thälern wieder näher gekommen, stellte sich ihnen plötzlich die herrlichste Landschaft dar, welche sie je erblickt. Das Gras wuchs in üppiger Fülle; der Boden war fest; Gewild und Vögel waren im Ueberfluß und in buntestem Wechsel vorhanden. Ungewohnte Töne der lezteren erfüllten die Luft und bereiteten den fremden Gästen gewissermassen ein Konzert. Diese nahmen in den Steinen Gold- und Silberfäden wahr; da ihnen jedoch die nöthigen Werkzeuge fehlten und sie nur ihre Degen bei sich hatten, so konnte die Natur dieser Mineralien nicht vollkommen ergründet werden. Doch nahm unser Ritter mehrere Steine mit, um später sie untersuchen zu lassen. Ein Spanier aus Caraccas nannte sie „Madres del oro“ (Goldmütter) und behauptete steif und fest, es müßten sich Goldadern darunter befinden. „Man wird mich vielleicht — ruft Sir Walter in seiner Beschreibung aus — im Verdacht halten, als ob ich durch falsche Einbildung mich selbst getäuscht, oder meine Landsleute habe täuschen wollen; allein welcher Beweggrund sollte mich bestimmt haben, eine so beschwerliche Reise zu wagen, hätte ich nicht die Ueberzeugung gehabt, daß es unter Gottes Sonne kein goldreicheres Land gäbe, als Guiana? Whidon und Milechape, unser Wundarzt, brachten

mir, als Ausbeute ihrer Nachforschungen, einige Steine, welche sehr dem Saphir sich näherten. Ich zeigte sie verschiedenen Orinokoponiern, welche mir alle versicherten, daß es ein Gebirge gäbe, wo dergleichen im Ueberfluß vorhanden seyen. Ich kenne weder Namen noch Werth derselben, doch hege ich von ihnen eine hohe Meinung und bin zum mindesten davon überzeugt, daß diese Gegend denjenigen gleichkommt, aus welchen die kostbarsten Steine geholt werden und daß sie die gleiche Höhe mit diesen hat.

Raleigh beschreibt nun auch die überaus große Völkerschaft jenseits des Caroli, am Fluß Arvi, welche Euaipanomaer genannt wurden, jedoch mehr auf Hörensagen, besonders nach den Berichten des Sohnes von Topiauri, welcher ihm später nach England folgte. Natürlich mußten diese mit einigem Mißtrauen aufgenommen werden, besonders da von Eingebornen die Rede war, welche dreimal so groß von Leibesgestalt, als die Orinokoponier, gewesen, welche die Augen auf den Schultern, den Mund in der Brust und die Haare auf dem Rücken gehabt. Nach jenem Indianer hatte man einen dieser Euaipanomaer einst gefangen und unter seinem ganzen Volke zur Schau herumgeführt. Raleigh bedauert es sehr, nicht das Unmögliche versucht und eines dieser Ungeheuer gefangen zu haben; er behauptet, bei

seiner Wiederankunft an der Küste von Cumana, von einem sehr verständigen Spanier eigens befragt worden zu seyn, ob ihm keines derselben begegnet, und ruft für die Wahrheit dieser Thatsache mehrere angesehene Kaufleute Londons zu Zeugen auf.

Ausser dem Arvi und den Flüssen Atoica und Coara, fand der Ritter noch einen vierten, den Casnero, welcher oberhalb des Caroli, westlich, jedoch von der Seite von Amapeia her, in den Orinoko fiel. Seine Größe übertraf die der mächtigsten europäischen Ströme. Er nahm südlich in Guiana, in den Gebirgen, welche dieses Land von den Ländern des Amazonenflusses trennen, seinen Ursprung, und Raleigh war entschlossen, auch diesen aufwärts zu befahren, als die Nähe des Winters und die in Folge furchtbarer Regen und Ueberschwemmungen drohende Gefahr ihn davon abschreckte. Alles Land wird, wenn diese Periode eintritt, unter Wasser gesetzt und die Donner rollen dabei ununterbrochen so entsetzlich, daß es scheint, als sey der ganzen Natur hier ein sicherer Untergang bestimmt. Die Ahnungen von damals rechtfertigte Sir Walters Schicksal bei der letzten Fahrt nach Guiana. Er gibt nunmehr noch eine Menge von verschiedenartigen Flüssen und Gebieten, sowie all der Veränderungen an, welche der Orinoko in seiner Benennung erleidet; endlich auch der ungeheuern Wasserfälle, welche mehr oder minder bald

da, bald dort, seinen majestätisch-prächtigen Lauf unterbrechen. Die Schiffahrt auf demselben betreffend, schilderte er ihn als 1000 englische Meilen weit für Lastschiffe, und ungefähr 2000 für Canote, bis Popayan, Neu-Granada und Peru, entweder durch sich selbst oder die mit ihm sich vereinigenden Flüsse, befahrbar; durch andere Flüsse könne man in die neuen Staaten der zu den Amapaiern und Annabaern aus Peru gewanderten Inka's sich begeben; und noch eine dritte Abtheilung von Flüssen, welche man als Arme des Orinoko bezeichnen dürfe, entspringen in den Thälern, welche Guiana von Ost-Peru trennen.

Das immer größere Steigen der Gewässer und die Fährlichkeit der Ueberschwemmungen erzeugten unter der Mannschaft den lebhaften Wunsch zur Umkehr in östlicher Richtung; mit den gewonnenen Nachrichten sich bequemend, und entschlossen, die Früchte davon bei einer zweiten Unternehmung unter günstigeren Umständen auszubeuten, gab er den Befehl hiezu. Später jedoch machte er sich häufig Vorwürfe darüber, nicht alle Theile des Caroli vollständig untersucht zu haben. Nachdem er die Mündung desselben verlassen, legte er noch einmal im Hafen Morquito an und hielt, ganz allein und blos in Gesellschaft seines Dollmetschers, eine letzte Unterredung mit dem Kaziken Topiauri. Ihr Gegenstand betraf die große Inkastadt, welche

Sir Walter'n unabläſſig vorſchwebte, und nach welcher er, mit Unterſtützung ſeiner Verbündeten, gar zu gerne gezogen wäre. Der Alte malte ihm jedoch die Furchtbarkeit der Macht des „Kaiſers von Manoa," wie der Beherrſcher der Emporemerioer genannt wurde, und die Unzulänglichheit ſeiner Streitkräfte, ſo wie das von den Spaniern bei ähnlichem Wagniß früher erlittene Unglück in eindringlichen Bildern. Nach jener Schilderung herrſchte ziemliche Kultur unter der Bevölkerung jenes geheimnißvollen Staates. Die Leute trugen Kleider, beſaßen große Reichthümer, beſonders an ſolchen Goldplatten, welche bei den Indianern an der Küſte vorgefunden worden. Dieſelben wurden, nach der Angabe des Topiauri, zu Maccüreguary verfertigt. Weiter hin ſollte die Arbeit noch viel ſchöner und zierlicher ſeyn und ſelbſt auf Bilder von Menſchen und Thieren, aus purem Golde, ſtoße man nicht ſelten. Der Kazike verſicherte den Ritter, daß wenn er noch einmal, und mit größeren Hülfsmitteln erſcheinen würde, er des Beiſtandes aller Stämme der Eingebornen gewiß ſeyn könnte; auch ſchlug er Raleigh vor, eine Anzahl ſeiner Leute einſtweilen zurückzulaſſen, mit dem Verſprechen, für deren Unterhalt beſtens Sorge tragen zu wollen. Allein, obgleich Gifford, Calfield u. A. hiezu nicht abgeneigt ſchienen, ſo hegte doch jener zu große Beſorgniß für ihr Schickſal, wegen der

sicherlich nicht feyernden Rache für die auf Trinidad erlittene Niederlage *); auch mochte er des noch übrigen Vorrathes an Pulver und anderen Kriegsbedürfnissen nicht gerne sich berauben. Dagegen war andererseits der Kazike nicht zu bewegen, seine Indianer jetzt schon zu einer Expedition verwenden zu lassen, deren Ausgang ihm zweifelhaft schien und von der er, nach der Abreise der Engländer, die blutigste Rache der Eporemerioer zu befürchten hatte. Uebrigens versicherte er den Ritter von seinem und seines Volkes glühendem Hasse wider die Spanier und erzählte allerlei Scenen erlittener Schmach und Gewaltthat durch dieselben. Selbst einen seiner Neffen hatten sie zur Taufe und zum Aufstand wider seine Herrschaft verführt, die Frauen und Töchter geraubt oder geschändet und das Land dadurch in große Verwaisung gebracht. Dieser letztere Verlust ging dem Kaziken am nächsten und er konnte sein Gemälde nicht ohne Thränen, noch ohne herzliche Seufzer nach den Gegenständen der Liebe und der Sehnsucht beenden. Nachdem er seinen eigenen Sohn als Bürgen des geschlossenen Freundschaftsbundes Sir Walter'n anvertraut und dieser zwei junge

---

*) Berreo zählte mit Sicherheit auf die nahe Ankunft von Mannschaft und Pferden aus Carracas und verhehlte solches dem Ritter nicht.

Engländer ohne Mühe beredet hatte, bei Topiauri als Gegenbürgen zu bleiben, beschenkte man sich zum Abschiede noch gegenseitig; Raleigh erhielt Goldplatten, mit deren Verfertigung er überdieß bekannt gemacht wurde, Topiauri dagegen mehrere Medaillen mit dem Bilde der Königin Elisabeth aus eben demselben Metall. Der Ritter that dies noch aus einem besondern Grunde; er wollte den Kaziken die Begierde nach einem Metall nicht merken lassen, welche in so leidenschaftlichem Grade von allen Europäern getheilt wurde, und er stellte sich, als verachte er diesen Theil des Reichthums der Eporemerioer und als habe er es einzig mit ihrer Macht zu thun. Zugleich trug er Sorge einiges von dem Golderze mit nach England zu nehmen, welches in diesen Gegenden sehr häufig seyn sollte und dessen inneren Werth er dem in irgend einer anderen Gegend der Welt vorfindlichen gleichstellte. Die zwei Engländer, welche die Interessen seines Vaterlandes einstweilen bei den Eingebornen vertreten sollten, unterrichtete er genau über alles, was bis zum Widersehen von ihnen vorzunehmen sey; besonders aber legte er ihnen die Auskundung der Mittel an's Herz, wodurch ein Handel mit der Goldstadt Maccürreguari ins Werk gesetzt werden könnte; hierauf schiffte er, begleitet von einem Freunde Topiauri's, dem Häuptling von Putima, den Fluß hinunter. Dieser meldete

ihm die Hinrichtung verschiedener Spanier von Berreo's Mannschaft und versprach ihm sogar, ihn an den Fuß eines Berges zu führen, dessen Felsen goldfarben zu seyn schienen.

Raleigh unternahm die Reise dahin mit blos wenigen seiner Vertrautesten, um ganz des Geheimnisses Meister zu bleiben. Vom Manafluß ging es nach dem Ufer des Diana, der durch das Thal Amariacopana (mit einem Dorfe gleiches Namens) sich zog; am Rande eines Sees, welchen dieser Fluß von seinem eigenen Wasser bildet, wurde Rast gemacht. Da sie alle sehr durchnetzt waren, so machte einer der Wegweiser Feuer, dadurch, daß er zwei Stöcke an einander rieb. Bei einer großen Flamme trockneten sie ihre Kleider. Der Anblick einiger Manaten von beträchtlicher Größe im See verursachte eben so viel Erstaunen als Schrecken; der Zug ward nicht ohne viele Mühe fortgesetzt. Noch hatte man eine halbe Tagreise bis zum Gebirg. Sir Walter schickte den Kapitän Keymis an Bord zurück, da er aus den Berichten des Kaziken schloß, daß er bei seiner Rückkehr dem Orinoko auf kürzerem Wege sich wieder nähern könnte; zugleich erging Befehl an die Galcasse, nach der Mündung des Cumana hinunter zu fahren, wo er sie erwarten würde, um der Mühe überhoben zu seyn, nach Putima zurückzukehren.

Am Fuß des Gebirges angelangt, traf Raleigh allerdings verschiedene Felsen von goldartiger Farbe; allein er konnte nicht mit Bestimmtheit ermitteln, ob sie wirklich das kostbare Metall enthielten, wie er es sich geträumt; es ward ihm zur Linken ein zweites Gebirge gewiesen, wo verschiedene Gattungen von Mineralien zu finden wären. Er hatte demnach blos den glänzenden Anblick desselben, und begab sich auf einem abgekürzten Wege nach dem Dorfe Ariacoa, wo der Orinoko in drei Arme sich theilt. Bereits war die Galeasse, welche Keymis mit der erhaltenen Ordre nicht mehr erreicht, nach Cumana hinunter gesegelt. Er ließ daselbst zwei von seinen Leuten auf sie warten und da er sich vorgenommen hatte, wieder dahin zu kommen, so mußten die Kapitäne Thyn und Greenville mit der Galeasse abgehen. Nach diesem begab er sich auf den Weg nach dem Gebirge des Kaziken, und zwar über Emeriae, unweit des Flusses. Man mußte über den Fluß Cararopana gehen, welcher in den Orinoko sich ergießt und dessen vielfache kleine Eilande einen höchst angenehmen Anblick darboten. Gegen Abend traf man am Ufer eines anderen Flusses, Winicapara, ein, welcher ebenfalls mit dem Orinoko sich vereinigt.

Endlich stand das ersehnte Gebirge vor ihnen, in nicht sehr weiter Entfernung; da verwehrte die Ueber-

schwemmung gegen alles Erwarten des Kaziken, sich demselben zu nähern. Der Ritter mußte sich daher auch dießmal auf bloße Betrachtungen aus der Ferne beschränken; das Gebirg, welches die Gestalt eines Thurmes hatte, schien ihm mehr weiß als gelb; ein reißender Strom, der ihm entstürzte, und durch die unaufhörlichen Regengüsse noch mehr angeschwollen war, machte ein furchtbares Geräusch, das auf mehrere Stunden weit vernommen ward und das Gehör unserer Beschauer beinahe betäubte. Raleigh erinnerte sich nunmehr der brillanten Beschreibungen Berreo's, vom Schimmer der Diamanten und anderer Edelsteine in allen Theilen des Gebirges; er hegte freilich einige Zweifel an der Aechtheit derselben, doch überraschte ihn die ungewöhnliche Weiße, welche aus ihm hervorblitzte. Nach einiger Rast am Ufer des Winicapara und nach einem Besuch im Dorfe des Kaziken, von wo aus ihn dieser auf Umwegen nach dem Gebirge zu führen verhieß, zog der Ritter in Anbetracht der zahlreichen Schwierigkeiten, es vor, nach der Mündung des Cumana zurückzukehren, wo die Kaziken der Nachbarschaft mit allerlei Geschenken, enthaltend seltene Erzeugnisse ihres Landes, sich einfanden. Nach einigem Harren traf endlich auch der langerwartete Keymis wieder ein und nun schiffte Raleigh bis Toparimaca, wo er die Galeasse vor Anker traf, mit welcher er

sodann, unter mannigfachen Beschwerden, über 100 Seemeilen dem Laufe des Capuri folgend zurücklegte, und Trinidad wieder im Gesicht, bei Curiapana mit seinen übrigen Schiffen sich vereinigte.

Seine ferneren Beschreibungen von den Landschaften, die er auf der merkwürdigen Reise berührt, von den Völkern, welche er kennen gelernt, und ihren Sitten und Gebräuchen, enthalten des Merkwürdigen viel. Ganz besonders aber beschäftigten seine Phantasie die Goldstadt Manoa und das Reich der neuen Inka's in Guiana. Ueber dieses Land im Allgemeinen findet man nicht minder reichhaltige Aufschlüsse, denen freilich meist die Nachrichten seiner Freunde unter den Eingebornen zum Grunde lagen. Er stellte Guiana als eine Jungfrau hin, noch unberührt von Europäern; denn die schwachen Niederlassungen, welche sie an den Küsten des Nordmeers errichtet, verdienten, nach ihm, den Namen von Eroberungen nicht. Er setzte auseinander, daß niemanden, der auch nur zwei Bollwerke am Eingang des großen Landes errichtete, der Besitz desselben streitig gemacht werden könnte. Die innere Beschaffenheit, der Charakter und die Stimmung der Einwohner, die Schwierigkeit der Lebensmittel und andere Hindernisse, welche der gewaltsamen Zudringlichkeit der nach ihm so lüsternen Spanier sich entgegenstellten, wurden alle mit Scharfsinn und Sach-

kenntniß hervorgehoben. Eben so zeigte er am Schlusse seines Reiseberichtes die ungeheuren Vortheile und den riesenhaften Zuwachs an Macht für denjenigen Souverain, welcher mit Verstand und Kraft des Landes Guiana sich bemeistern würde. In diesem Falle würde eine zu London errichtete „Kommerzienkammer" sicherlich der „Contractation" zu Sevilla ebenbürtig Stich halten. Der Ritter unterließ auch nicht, zu mehrerer Beglaubigung der von ihm erzählten Thatsachen und mitgetheilten Nachrichten, eine Reihe aufgefangener Briefe seiner Denkschrift beizuschließen, worunter besonders der des Don Alonzo aus der großen Kanarischen Insel an den Handelsstand zu San Lucar Aufmerksamkeit erregte; in demselben war von der Entdeckung Manoa's oder El Dorado's ausführlich die Rede; eben so ein Schreiben Domingo de Vera's vom Patoflusse, 23. April 1593, datirt, und wie es allgemein hieß, an den König von Spanien selbst gerichtet; mit allerlei Details über die Provinz, und deren Goldreichthum, über die Versuche hineinzudringen und die von der nächsten Zukunft geschöpften Hoffnungen. Endlich kamen noch Zeugnisse anderer Art hinzu, um den Verdacht gegen die unglaublich scheinenden Schilderungen von Guiana zu bekräftigen, unter welchen namentlich dasjenige des Franzosen Francois de Cherbourg, genannt Boutillier, großes

Gewicht zu verdienen schien, da es die bestimmte Thatsache enthielt, daß man auf dem Wege ein mit zwei Millionen an Gold beladenes spanisches Schiff getroffen, welches, nach der eigenen Angabe des Befehlshabers, geradeswegs aus Nuevo Dorado gekommen, wo ein großer Ueberfluß daran zu treffen sey.

Die Beschreibung Raleighs erregte allgemeine Theilnahme und Bewunderung in England und verschafften ihm ganz die vorige Gunst bei der Königin wieder. Aber auch der Neid erwachte in seiner vollen Stärke und viele Höflinge und Staatsleute konnten nicht genug abrathen, irgend eine bedeutende Seemacht zu Abentheuern in so unbekannten und ungesunden Gegenden preis zu geben. Diese Leute behielten denn auch zuletzt wirklich die Oberhand und selbst die thätige Freundschaft der Cecils vermochte nicht die rege gemachten Bedenklichkeiten der Königin zu besiegen. Sir Walter schien diesen gewaltig Klugen allzu vermessen und unvorsichtig; auch war auf geschickte Weise die Glaubwürdigkeit seiner Berichte in Zweifel gezogen worden; man stellte sie als Uebertreibnngen, als Mährchen hin, berechnet auf die leicht verführbare Einbildung der Menschen und ihren Reiz für Ungewöhnliches und Neues und ebenso auch gegrüudet auf den Ehrgeiz des Ritters, dem keine Auszeichnung hinreichend, kein Ruhm ersättigend mehr schien.

Raleigh kam in Verzweiflung; allein er gab seine Sache nicht verloren, sondern bestürmte die Königin und den Geheimenrath mit neuen Vorstellungen und entwickelte seine Vorschläge mit solchem Scharfsinn und mit solcher Klarheit, daß denn doch zuletzt Bedacht darauf genommen wurde. Die Neider verstummten, und noch mehr, als er sich erbot, auf eigene Kosten die nöthigen Schritte für die Fortsetzung seines so glücklich begonnenen Unternehmens zu thun.*)

---

*) Hakluyt (bei Harris. I. 208. sq.) drückt sich über Sir Walters damalige Zustände vor und nach der Guianafahrt mit der ihm eigenen Begeisterung für den Ritter, folgendermaßen aus: The speaking of this southern settlement brings us back to Sir Walter Raleigh, a Gentleman whose name must often occur in all Books that any way relate to English History, and whose memory will be ever celebrated by such as can distinguish any kind of worth; for he had all and excelled in all. Amongst the rest, the compleatest Courtier of his time, which perhaps drew upon him more envy than all his other great qualities; and I am induced to think so from the nature of those calumnies by which he was most hurt; for though deeply malicious, they were so indifferently forged, that they could not bear the least inspection; so that notwithstanding they cost him his favour often, and his life at last, from the credulity of princes, yet they never had any effect upon his reputation with wise men in his life-time, nor have injured his reputation in the least with posterity.

Zwei Schiffe, das „Vergnügen“ und der „Entdecker“, wurden demnach ausgerüstet und Kapitän Keymis, ein sehr zuverlässiger, in Raleighs Ideen völlig eingedrungener Seemann, erhielt den Befehl über dieselben. Es lag dem Ritter nicht nur allein daran, sein Werk nicht halb zu vollenden, sondern ein Gefühl von männlicher Ehre gebot ihm auch, das den Eingebornen Guiana's gegebene Wort zu halten, welches darin bestanden hatte, ihnen die gehörigen Mittel zu ver-

---

He was always useful to his country, but most so when he had least credit at court. At such times he did not relinquish business to go and hide himself in country retreats, and thence write pitiful letters and poems to screw himself again into the affections of the Queen his Mistress, as some other of her great men did, and which he could have done better than any of them; nor did he form intrigues against her Ministers, and force himself into power and his sovereign's presence; but he took another Road peculiar to, and worthy of Sir W. Raleigh: He applied himself to contrive, and not to contrive only, but to execute, such great and glorious entreprizes, as raised his fame so high, that the whispers of envy could no longer be heard: and when the Queen recalled him to her favour, it never appeared as an act of grace, but as a stroke of justice; so that after these recesses, he shone at court with double lustre, and his Mistress, haughty as she was, could not help appearing upon these occasions proud of the possession of such a man, and shamed of his absence.

schaffen, wodurch sie von der Tyrannei der Spanier sich befreien könnten.

Kapitän Keymis entledigte sich seiner Sendung auf das glücklichste und gab nach seiner Rückkehr ebenfalls eine Beschreibung im Drucke heraus, durch welche alle Berichte Sir Walters über seine eigene Entdeckungsreise bestätigt und die Verläumdungen seiner Feinde Lügen gestraft wurden.*) Die Ursachen, welche die Unternehmung des Ritters nicht minder, als die des Spaniers Berreo fehlschlagen ließen, waren mit Genauigkeit und Freimüthigkeit angegeben. Keymis, welcher seine Beschreibung Ersterem zueignete und selbst in lateinischen Versen ihn verherrlichte, blieb fortwährend von dessen Ideen über Guiana eingenommen, und sowohl er selbst (in einem Briefe an Lord Howard) als Raleigh und er gemeinsam kamen beharrlich auf die Nothwendigkeit von Handelsgesellschaften zur Ausbeutung des Entdeckten am Orinoko zurück, welcher Strom eine Zeit lang Sir Walter'n, als angeblich erstem Auffinder, zu Ehren Raleana genannt wurde. Keymis betheuerte: er wolle gern sein ganzes noch übriges Vermögen, ja sein Leben

*) Lawrence Kemeys: A relation of the second voyage to Guiana, performed and written in 1596. (Hakluyt Voyages III.) Allg. Gesch. d. Reisen. XVI.

selbst an die Sache wenden. Um die Ungläubigen zu bekehren, machte er eine detaillirte Schätzung des Gewinns bekannt, welcher aus den Marcassirten und andern Edelsteinen von Guiana gezogen worden. „Diese Rechnung — ruft ein Berichterstatter über die Reise des Keymis aus, — ist erstaunenswerth, wenn man sie nicht übertrieben hat. Man zog, sagte K., bei einer Probe aus einer Tonne von Steinen den Werth von 12—13,000 Pfd. Sterl., aus einer andern Tonne noch einmal so viel, und 8 Pfund 6 Unzen Gold aus einem Zentner Goldstaub. Er ruft Jedermann zu Zeugen an und nennt die Probirer. Man kann hier wohl nichts beisetzen, als daß die Franzosen, Holländer, Spanier und Portugiesen, welche heutiges Tages die verschiedenen Theile von Guiana besitzen, großes Unrecht haben, die Quelle so vieler Reichthümer zu vernachlässigen. Keymis, welcher noch eifriger war, als Raleigh, durch verdrießliche Erfahrungen aber die mit der Sache verbundenen Schwierigkeiten kennen lernte, begriff, daß die Eroberung von Guiana eine ganz andere Macht erforderte, als die einer einzelnen Gesellschaft; darum brachte er all sein übriges Leben damit zu, die obersten Behörden zu vermögen, daß sie die Macht des Staates hiezu verwenden möchten.

Leider blieb auf ihnen beiden, Raleigh und Key-

mis, fortwährend der Verdacht der Täuschung, einer absichtlichen oder selbst erlittenen, auf jeden Fall aber der Vorwurf der Uebertreibung und der Abentheuerlichkeit, da das Geschilderte und Verheißene die gewöhnlichen Begriffe überstieg. Ausserdem war die Regierung in Europa selbst so hinreichend beschäftigt, daß ihr für Unternehmungen jenseits des Weltmeeres, wenigstens für jetzt, kein Spielraum übrig blieb.

Die Periode nach diesen Entdeckungsreisen brachte übrigens unserem Ritter auf andere Weise einen reichen Zuwachs von Kredit und Ruhm, in dem berühmten Kriegszuge der englischen Flotte, unter den Grafen Essex und Howard, wider Cadiz, im Jahre 1596. Zu Anfang des Julius waren diese beiden Admiräle unter Segel gegangen und am 20. im Angesichte von Cadiz eingetroffen. Der Großadmiral (Howard) hielt einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt und deren Eroberung für die erste und dringlichste Maaßregel, aus dem Grunde, damit die Flotte nicht dem Feuer des Geschützes im Hafen, von den Mauern der Stadt und den Batterien der Schlösser, welche dieselbe schützten, ungemein blos gestellt würde. Die Mehrheit des Kriegsrathes stimmte dieser Ansicht bei und somit bereitete man sich zu ungesäumter Ausführung der Maaßregel.

Als Sir Walter, welcher durch Unpäßlichkeit ver-

hindert worden war, den Berathungen beizuwohnen, dieß erfuhr und die Boote des Grafen bereits in die See stechen sah, beeilte er sich, diesen letztern von der Unzweckmäßigkeit des gefaßten Beschlusses zu belehren und auf die Nothwendigkeit hinzuleiten, vor Allem andern der Gallionen und Schiffe im Hafen sich zu bemeistern. Seine Gründe überzeugten Essex und er bat ihn, dem Großadmiral ebenfalls die unmittelbare Landung zu widerrathen. Raleigh gewann es auch wirklich über Lord Howard, daß zuerst ein Versuch gegen den Hafen und die daselbst stationirte Seemacht ausgeführt werden sollte. Als der Graf dieses Resultat erfuhr, warf er mit dem freudigen Ausrufe: „Entramos!“ seinen Hut in die See und gab Befehl, die Anker zu lichten. — Nunmehr händigte der Ritter dem Großadmiral eine Zeichnung ein, welche den Plan enthielt, nach welchem, seiner Meinung nach, das Treffen am zweckmäßigsten begonnen werden sollte. Zwei große Yachten sollten vor allem andern die Hauptgallione zu entern trachten, von welcher aus das lebhafte Feuer auf die englische Flotte unterhalten worden war. Der Plan fand Billigung und die beiden Admiräle übernahmen es, das Gros der Flotte selbst anzuführen; Walter Raleigh aber erhielt den Befehl über den „Warspight“, eines der ältesten und wichtigsten Kriegsfahrzeuge, und zwar an der Spitze

des Vortrabs, welcher in den Hafen eindringen sollte, und aus folgenden Schiffen bestand: „Die Maienrose“ (unter Kapitän George Carew), „der Löwe“ (unter Ritter Robert Southwell), „der Regenbogen“ (unter Ritter Francis Vere), „der Swiftsure“ (unter Kapitän Croß), der Dreadnought“ (unter Ritter Conyers Clifford), und der „Nonpareil“ (unter Kapitän Dudley). Auf sie sollten die Yachten und sodann die von der City gemietheten Schiffe folgen. Lord Thomas hatte sein eigenes Schiff, „Mère-Honneur“, verlassen und an Bord des „Nonpareil“ sich begeben.

Alle diese klugen Anordnungen gewannen jedoch kein Resultat, da der Kriegsrath über die Einzelnheiten in Aufstellung der Schlachtordnung nicht einig werden konnte, und der Abend überraschte ihn, ohne daß die beabsichtigte Schlacht eröffnet worden wäre.

Mit Anbruch des Tages (22. Juni) lichtete Raleigh, des Zögerns mehr als überdrüssig, die Anker und rückte gegen die spanische Flotte an. Siebzehn Galeeren derselben lagen unter den Mauern der Stadt, gerüstet, die einlaufenden Schiffe der Britten mit Nachdruck zu beschiessen, auch den Angriff auf die Gallionen zu paralysiren, auf welchen man bei Zeiten sich gefaßt gemacht hatte. Das Geschütz des Fortes San Felipé, in Verbindung mit den Kanonen auf der Cortine der Stadt und einigen Feldschlangen, hat-

ten die Bestimmung, den Kanal rein zu halten. Als der spanische Admiral die Bewegung Raleighs wahrnahm, stellte auch er mit einer bedeutenden Anzahl von Kriegsschiffen, Gallionen, Fregatten und andern Fahrzeugen sich auf. Ein Theil dieser Schiffe legte sich unter dem Fort Puntal, in einem engen Gewässer des Hafens, Puerto Real zu, vor Anker. Den rechten Flügel bildeten drei Fregatten und zwei portugiesische Gallionen. Die sogenannten Agrosien und 17 Galeeren waren in solcher Weise aufgestellt, daß sie auf die Britten, im Augenblicke ihres Eindringens in den Hafen, mit Erfolg spielen konnten. Hinter ihnen lag der Admiral, der Vice- und der Contre-Admiral von Neuspanien, mit dem Gros der Flotte.

Die Spanier versprachen sich von der Uebermacht ihrer Seekräfte einen sichern Sieg. Ihre Linie dehnte sich gleichsam wie eine Brücke über das enge Gewässer, von einem Ende zum andern aus und war durch das Fort Puntal geschützt.

Sir Walter wurde daher von dem Forte San Felipe, den Kanonen der Cortine und sämmtlichen Galeeren zu gleicher Zeit bedrängt; aber er zeigte so geringe Furcht vor den Feinden, daß er, als ginge es zu einem Festmahl, Trompetermusik spielen und nicht einmal eine Kanone abfeuern ließ. Die ihm folgenden Schiffe dagegen begannen alsobald ein mörderisches

Feuer auf die Galeeren, daß diese schleunigst nach den Rudern griffen und sich den Gallionen zu, in dem Enggewässer, heraufzogen. Als sie nun an Raleigh vorbeisegelten, erhielten sie von ihm mehrere Lagen, und der Ritter rückte sofort gegen die Kriegsschiffe San Felipe und San Andrea an, wenig bekümmert über die Kräfte derselben. Lord Th. Howard legte sich neben ihm vor Anker; dasselbe thaten Sir R. Southwell mit dem „Löwen“ und der „Dreadnought“ und die „Marienrose“ auf beiden Seiten. Der „Regenbogen“ lag dem Fort Puntal zur Seite. Drei Stunden lang unterhielten sie ein gemeinschaftliches Feuer.

Die Eitelkeit des Grafen Essex, welchen es schmerzte, nicht mit in dem Treffen sich zu befinden, und welcher befürchtete, seinen Antheil an den Trophäen des Tages zu verlieren, bewirkte, daß der herrlichste Theil derselben verloren ging. Auf den Donner der Kanonen hin kam nemlich der Graf, gegen 10 Uhr Vormittags, mit vollen Segeln durch die Flotte gezogen und stellte sich an der Spitze der Schiffe, die auf der linken Seite des Warspight lagen, dem Ritter Raleigh so nahe als immer möglich. Dieser, dem Feinde jetzt am meisten ausgesetzt und fast ganze ohne Unterstützung von der Hauptflotte, empfand darüber lebhafte Unruhe. Nach länger angedauerter Kanonade auf die großen feindlichen Fahrzeuge bestieg er endlich

ein Boot, begab sich an Bord des Admiralschiffs und ersuchte den Oberbefehlshaber, in höflichen aber ernst betonten Worten, ihm die versprochenen Yachten zu schicken, damit er mit denselben die spanischen Schiffe entern könnte; sollte dieß unterbleiben, so stehe sein Entschluß fest, mit dem königlichen Kriegsschiff allein die Maaßregel auszuführen, indem es ihm dann gleichgültig seyn dürfte, in den Grund gebohrt oder verbrannt zu werden; denn eines von beiden werde in diesem Falle unfehlbar sein Schicksal seyn.

Lange bestand Raleigh den ungleichen Kampf mit dem spanischen Admiralschiff und die Yachten kamen, durch unverzeihliche oder absichtliche Säumniß Howards und Essex's, nicht; er schickte sich demnach wirklich zur gefahrvollen Enterung an; aber der feindliche Oberbefehlshaber merkte sein Vorhaben und lief mit zwei größeren Schiffen auf den Strand. Sie wurden alsogleich verbrannt und nur ein paar andere, mit denen sie ein Aehnliches thun wollten, wurden durch die Thätigkeit der Engländer gerettet. Diese übten an der gefangenen Mannschaft Erbarmen, wogegen ihre Bundesgenossen, die Holländer, welche das noch frische Andenken an die zahlreichen Grausamkeiten der Spanier in ihrem Vaterlande mit den Furien blutdürstigen Wahnsinns verfolgte, mitleidslos alles niederhieben, was ihnen in die Hände fiel, bis daß es Raleigh

und dem Großadmiral endlich gelang, dem Blutbade Einhalt thun zu lassen.

Ein solches Ende nahm die ungleiche Seeschlacht von 7 englischen gegen 71 spanische Schiffe. Die Eroberung der Stadt Cadix war jetzt ein Leichtes und mit ihr die Zerstörung aller noch vorhandenen Seemacht; allein der Ungestüm und die Zuchtlosigkeit der Sieger brachte sie um eine der Hauptfrüchte des Tages. Schon war Raleigh, dem der Lorbeer desselben vor allen Anderen gebührte, trotz schwerer Wunden, ans Land gestiegen, als er das betrübende Schauspiel wahrnahm und, die Sache, deren Gewinn noch kurz zuvor so ganz in den Händen lag, für verloren erkennend, wiederum nach der Flotte zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bat er den Großadmiral dringend, Befehle zu ertheilen, daß die nach West-Indien bestimmte Flotte verfolgt würde. Sie lag bei Puerto Real und ein einziger kühner Angriff konnte sie mit einemmale vernichten. Allein die Admirale, denen blos Cadix und die Leute darin vor Augen schwebten, entsprachen seinem Wunsche keineswegs; ja, sie sendeten ihm nicht einmal Bescheid. Der Handelsstand von Cadix und Sevilla schwebte während dieser Zeit über das Schicksal jener Flotte in so großer Unruhe, daß er sogar zu einer Summe von zwei Millionen Piaster sich anheischig machte, wenn man

unbeschädigt sie ziehen lassen wollte. Mitten in den Unterhandlungen hierüber, und während die schönste Zeit zur Vernichtung der Flotte oder zum Gewinn einer ungeheuren Summe unbenutzt verstrich, faßte der Herzog von Medina-Sidonia einen beherzten Entschluß und ließ selbst die ganze Flotte verbrennen, um den Engländern jegliche Beute zu entziehen. Dieses Schicksal hatte auch der größte Theil der Kriegsflotte. Die Sieger plünderten und brandschatzten nun, die höheren Interessen ganz aus den Augen verlierend, das wehrlose Cadix nach Herzenslust. Raleigh aber, welcher eine treffliche Beschreibung des Zuges und der Ereignisse vor dieser Stadt geliefert hat, bemerkt, indem er die Vertheilung beschreibt, mit bitterer Ironie: „Ich für meinen Antheil, erhielt nichts als ein lahmes und ungestaltes Bein, und was das Uebrige betrifft, so meldete ich mich zu spät, oder es war schon darüber verfügt. Man gab mir schöne Worte genug; meine Hauptbeute aber blieben Armuth und Schmerzen!“ *)

Der Graf von Essex, welcher sicherlich nur theilweise zu den Erfolgen bei Cadix beigetragen und an dem Verluste der reichen spanischen Handelsflotte die größte Schuld hatte, suchte gleichwohl alle Ehren für

*) Die Beschreibung ist dem in London 1700 erschienenen Auszug aus seiner Weltgeschichte angehängt.

sich allein zu ärndten. Er schob alles auf die Matrosen und das Benehmen anderer Befehlshaber, die er denn wirklich auch nach seiner Zurückkunft förmlich verklagte. Allein Elisabeth, welche den Charakter ihres Lieblings bereits näher zu kennen Gelegenheit gefunden und seit einiger Zeit über sein Benehmen Mißvergnügen empfunden hatte, handelte als Königin, mit Rückhalt und Vorsicht. Sie ließ die ganze Geschichte des Zuges und des Kampfes genau untersuchen, und, indem sie seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen schien, zeichnete sie Walter Raleigh, dessen hoher Werth neuerdings lebendig vor ihr stand und zu dessen Gunsten seine Wunden, seine Berichte und die einstimmigen Zeugnisse Dritter sprachen, durch eine glänzende Anerkennung aus, die den eifersüchtigen Grafen in Verzweiflung setzte. Gleichwohl war sie, ihren Herzensgefühlen wiederum Raum verstattend, schwach genug, Essex schon im folgenden Jahre einen neuen Oberbefehl über die Flotte anzuvertrauen, deren Bestimmung so überaus wichtig war. *)

Philipp II. sann darauf, sich für den Schaden zu rächen, welcher bei Cadix ihm zugefügt worden, und ließ alle Schiffe, die ihm noch übrig geblieben, so wie auch die Kauffahrteischiffe der Oesterlinger

---

*) Keralio: Vie de la Reine Elisabeth. V.

in dem Hafen von Lissabon sich sammeln. Unter Don Martino de Padilla's Befehl stachen sie sofort in die See, hatten aber, theils durch Klippen, theils durch die Engländer, ein nicht minder trauriges Schicksal, als die frühere Flotte.

Walter Raleigh, eine Zeit lang wieder blos mit dem Schicksale Guiana's und frischen Ausrüstungen dahin beschäftigt, ward alsbald von Neuem in das Gewühl der englisch-spanischen Seekämpfe gerissen. Ein Zug nach Südamerika ward in dem Kriegsrathe zu London, welchem er mit beiwohnte, beschlossen und auch auf diesem erwarb er sich glänzende Lorbeeren genug, die alle Eifersucht des Grafen Essex ihm nicht verdunkeln konnte. Die Beiden leiteten zwar gemeinschaftlich das Ganze; allein Essex, welcher den ersten Befehl führte, vereitelte stets die besten Anschläge durch seine anerkannte praktische Untüchtigkeit, während persönlicher Muth und ritterlicher Sinn ihm durchaus nicht abgesprochen werden konnten. Die Zwistigkeiten unter ihnen übten natürlich einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Hauptoperationen. Dann kam noch ein Unglück hinzu, welches Raleigh im Meerbusen von Biscaya widerfuhr und von der Flotte ihn trennte. Als der Schaden ausgebessert, und er beim Kap de la Roque, unfern Lissabon, eintraf, fand er eine Reihe von Schiffen und kleineren Fahrzeugen, die zur

Flotte gehörten und nach den Azoren übergebracht wurden.

Statt dem Ritter Dank für seine Bemühungen zu wissen, nahm Graf Essex solche als eine Kränkung seiner Seemanns-Ehre auf und beschuldigte jenen, daß diese Schiffe, aus partheiischer Anhänglichkeit an Raleighs Person, oder wohl auch insgeheim von diesem instruirt, ihren Großadmiral verlassen und auf die Wiederankunft des Contreadmirals gewartet hätten. Sir Walter setzte dieser Beschuldigung die nackte Thatsache entgegen, daß der Graf selbst jene Schiffe nach dem Felsen von Lissabon beordert und er einfach seine Schuldigkeit gethan habe, sie, sobald er sie getroffen, dem Oberbefehlshaber wieder zuzuführen. Der Graf schien besänftigt und zufriedengestellt. Aber Neid und Widerwillen kochten gleichwohl unaufhörlich in seinem Innern und bald ergab sich ein neuer Anlaß, die Entzweiung der Beiden scharf hervortreten zu lassen.

In einer Sitzung des Kriegsrathes war der Beschluß gefaßt worden, eine gemeinschaftliche Landung auf der Insel Fayal zu unternehmen. Der Ritter, welcher, der Abrede gemäß, vorausgesegelt war, harrte vier Tage lang auf den Grafen, im Angesichte der Insel; endlich, da gar keine Nachricht von ihm eintraf, entschied sich sein Spezial-Kriegsrath dahin, daß auf

die Persönlichkeit des säumigen Admirals weniger Rücksicht genommen werden dürfte, als auf die Ehre der Nation, die hier kompromittirt werde. Der Entschluß ward alsbald und zwar mit Glück ausgeführt. Als nun bald darauf der Graf ebenfalls erschien, gerieth er durch den Anblick der ohne ihn vollbrachten Waffenthat in solche Wuth, daß er mehrere der tapfersten Offiziere, welche hauptsächlich dafür gestimmt, trotz ihrer dabei erworbenen Verdienste, geradezu ihrer Stellen entsetzte und sogar daran dachte, den Ritter Raleigh selbst vor ein Kriegsgericht zu stellen, ja ihn, als Uebertreter der militärischen Subordination und Gesetze, hinrichten zu lassen. Allein die Stimmung der Truppen widersetzte sich solch' einer Gewaltmaasregel und Lord Howard trat zwischen den Beiden als Vermittler auf. Sir Walter that dem Grafen eine Art Ehrenerklärung und Entschuldigung, „daß er — wie Campbell sich ausdrückt — so viel gethan, ehe jener das Geringste hatte thun können." Bald darauf wurden auch die abgesetzten Offiziere wieder begnadigt. Um seine völlige Aussöhnung mit dem Ritter noch glaubwürdiger zu machen, speiste er allein an Bord des Schiffes dieses Letztern. *)

---

*) Vgl. den anziehenden: „Report of the trueth of the fight about the Isles of Açores, the last of August 1591,

Der Graf von Essex fuhr fort, auf diesem Zuge Fehler über Fehler zu begehen uud seiner verkehrten Anführung schrieb man allgemein das Mißlingen der Plane wider die spanisch-westindische Flotte zu. Raleigh hatte wenigstens den Vortheil, einige bedeutende Prisen zu machen, woraus seiner Mannschaft der rückständige Sold bezahlt werden konnte, und seine seemännische und soldatische Ehre gerettet zu haben. Eine reiche Karake, die aus Brasilien gekommen war und auf welche er bei San Miguel gewartet, war ihm durch die Unbesonnenheit eines holländischen Schiffkapitäns entgangen, welcher der erhaltenen Ordre zuwider losgefeuert und den spanischen Befehlshaber dadurch auf den Hinterhalt aufmerksam gemacht hatte, in welchem Sir Walter sich aufgestellt. Als jener nun sah, daß er nicht entrinnen konnte, flüchtete er unter die Kanonen von Punta Delguada, ließ das Schiff auf den Strand laufen und, nachdem er die Ladung selbst in Sicherheit gebracht, verbrennen.

Der Graf kam in England wieder an, ohne den Ruhm, eine einzige bemerkbare That vollbracht zu

---

betwixt the Revenge, one of her Majesties shippes, and an Armada of the King of Spaine, penned by the honourable Sir Walter Ralegh Kneight," bei Hakluyt II. 169. der Londoner Edit. von 1599.

haben, wohl aber mit den Vorwürfen Vieler über mehrfache verdrießliche Ereignisse zum Nachtheil der Brittischen Flotte belastet. Er suchte, wie gewöhnlich, durch allgemeine Ausflüchte und Beschuldigungen Anderer, namentlich Raleighs, das öffentliche Urtheil wider sich zu mildern, ja irre zu führen. Und wirklich partheiete sich die öffentliche Meinung zwischen ihnen, ebenso wie der Hof. Die Feinde des Grafen warfen diesem Stolz und Unwissenheit vor; die Feinde Raleighs, welchen sein stolzer, kernhafter, satyrischer Charakter aus andern Gründen noch mehr, als die höfelnden Manieren des Ersteren, zuwider war, erklärten ihn für einen Vaterlandsverräther, — aus welchem Beweggrunde — finden wir nicht beigefügt. Die Intriguanten und die Masse, welcher Essex mit vieler Feinheit zu schmeicheln und sich als Mann des Volkes mittelst anziehender Manieren und verschwenderischer Großmuth hinzustellen wußte, priesen seinen Edelmuth, während sie, in geradem Gegensatze zur Wahrheit, dem Ritter Eigennutz und Mißgunst vorwarfen, welche seiner Seele fremd waren; sie sprachen also gegen dieſen. Die erfahrenen Männer, die aufgeklärten Patrioten, die Intelligenzen und Talente dagegen, welche, was dem Staatsschiff Englands in so vielen Stürmen noth that, besser erkannt hatten, ergriffen Raleighs Parthei, und dieser

Parthei fiel Elisabeth selbst zu, welche hierin mit seltener Unbefangenheit verfuhr, da ihr Herz mehr für den Günstling, als für dessen Widersacher sprach. Sie drückte diese ihre Ansicht auf eine ziemlich in die Augen springende Weise aus und Raleighs Ansehen war befestigter als je.

Als die Waffen ruhten, warf derselbe sich wieder in das parlamentarische Leben, und er wußte dabei, da die Interessen des Volkes und der Krone bisweilen sich sehr zu streifen schienen, mit seltener Gewandtheit den Repräsentanten des ersteren und den Bediensteten der letzteren in sich zu vereinigen. Er trat, wo es immer dienlich war, vermittelnd zwischen den Beiden auf, und verhinderte durch das Ansehen, welches er bei der Königin genoß, die Vorlegung unpopulärer Anträge und Gesetzesvorschläge, während er durch das Gewicht, welches er im Haus der Gemeinen besaß, den Geldforderungen der Regierung Annahme verschaffte. Das Bergwesen, den Ackerbau und die Sache der ärmeren Volksklassen unterstützte er bei vielen Anlässen mit warmem Eifer, während er andererseits unvernünftige und ungereimte Beschwerden in's gehörige Licht zu stellen und egoistische Zudringlichkeit fern zu halten wußte. Dadurch stieg sein Ruf auch in den innern Angelegenheiten bei der Nation, wiewohl die Zahl seiner Gegner, durch Essex's Ränke und Verläumdun-

gen wider ihn thätig erhalten, noch immer groß genug blieb und manche seiner edelsten Bestrebungen in falschem Lichte dargestellt wurden.

Im Jahr 1599 vertauschte er die Beschäftigungen des Friedens wiederholt mit denen des Seekrieges. Bei Ausrüstung der großen Flotte, womit Elisabeth ihren Feinden für einige Zeit Ehrfurcht einzuflößen gedachte, erhielt er, wie zuvor, die Stelle des zweiten Admirals; da jedoch auch innere Feinde das Reich bedrohten und der Rathschlag weiser Männer gegen die Anstrengungen derselben eben so nöthig war, als die Tapferkeit bewährter Seehelden gegen die äußeren, so rief ihn die Königin schon nach Ablauf eines Monats wieder zurück, nachdem er noch kurz zuvor, gemeinschaftlich mit Lord Cobham, mit einer diplomatischen Mission an den Prinzen Moritz von Oranien beauftragt worden war. Im folgenden Jahr (1600) ernannte sie ihn zum Statthalter der Insel Jersey mit einem Abzug von 300 Pfund von der Jahresbesoldung zu dringenden Staatsbedürfnissen.

Als im folgenden Jahre die tragische Geschichte mit Graf Essex vorfiel, hatte Sir W. Raleigh das Unglück, eine Hauptrolle dabei zu spielen. Essex war schon im Jahr 1598 mehrmals in Gefahr gestanden, die königliche Gunst zu verscherzen und hatte, als er einst, in einer lebhaften Unterredung mit der Monar-

chin über die Wahl eines Statthalters von Irland allzu frei und ehrfurchtvergessen sich heraus ließ, von Elisabeth eine Ohrfeige, mit begleiteten Ausdrücken, die für seine Mannswürde höchst empfindlich waren, empfangen. Der Graf, statt sich zu demüthigen, wagte, durch die Beleidigung auf's höchste entflammt und an den Degen schlagend, die unbesonnene Aeußerung: er würde nicht einmal von Heinrich VIII. selbst so etwas geduldet haben; und entfernte sich darauf vom Hofe. Der Kanzler Egerton, welcher ihm befreundet war, suchte ihn zu reuigem Selbstgeständniß seines Vergehens zu bestimmen und dadurch mit der Königin auszusöhnen; er erinnerte ihn, nicht seinen Feinden diesen Triumph zu gönnen und seine Freunde so sehr zu betrüben. Allein Essex antwortete ihm in einem Briefe: eine Beleidigung, die von einer Dame käme, sey verzeihbar, wenn aber diese Dame eine Fürstin, tödtlich. Wie man ihn, da ihm die niederträchtigste aller Beschimpfungen widerfahren, durch Gründe der Religion zu einer Abbitte vermögen wollen könne? „Dringt denn — fuhr er fort — die Religion wirklich darauf, daß ich es thue? Fordert Gott es, und ist es Gottlosigkeit, es nicht zu thun? weßhalb? Können Fürsten nicht irren? Kann den Unterthanen nicht Unrecht geschehen? Ist eine irdische Macht unendlich? Verzeihen Sie mir, Mylord; d i e s e n Grundsätzen bin ich

niemals im Stande beizupflichten. Salomons Narr mag lachen, wenn er geschlagen wird. Diejenigen, welche ihren Vortheil bei Fürsten suchen, brauchen keine Empfindlichkeit über empfangene Beleidigungen zu zeigen; laßt die eine unumschränkte Macht auf Erden anerkennen, welche an kein unendliches Wesen im Himmel glauben."

Diese letzten Stellen, welchen noch mehrere andere zum Schlusse folgten, galten Walther Raleigh, den er und Andere seiner Anhänger so ziemlich im Verdachte des Atheismus hielten, da der Ritter über religiöse und kirchliche Punkte mit großer Klarheit und Freiheit sich auszusprechen liebte.

Die Freunde des Grafen waren unvorsichtig genug in ihrer Eitelkeit über den muthigen Sinn desselben diesen Brief in Abschriften herumgehen zu lassen. Nichts desto weniger kam Essex wieder zu Hulden und der Tod des Staatssekretairs Wilhelm Cecil, Grafen von Burleigh, der so viele Jahre hindurch mit unbeugsamem Sinne und blindergeben den Interessen Elisabeths das Steuer geführt, befreiete ihn wenigstens von einem seiner Hauptfeinde. Der allergrößte aber war seine eigene Unbescheidenheit und Rücksichtslosigkeit. Der Graf gefährdete seinen Ruf, sein Ansehen

und Alles während seiner Lord-Statthalterschaft von Irland, indem die Empörung von 1599 in diesem Lande, durch seine unglückliche Kriegsführung und den schimpflichen Frieden mit Tyrone, an Kräften zunahm. Er rechtfertigte ganz die geringen Erwartungen seiner Gegner bei Hofe von dem Ausgange. Die Cecils, Cobham, Nottingham und Walther Raleigh hatten der Sendung Essex's durchaus keine Hindernisse in den Weg gelegt, sondern vielmehr satyrisch mit in die Lobsprüche eingestimmt, welche die zahlreichen Freunde und Verwandten desselben von seinem hohen Geiste, seinen schönen Gaben, seinem Heldenmuthe, seiner unbegränzten Großmuth und seiner edlen Geburt verbreitet. „Es mißfiel ihnen" schreibt Hume, der Gegner der Freunde Elisabeths *) „auch nicht, die starke Liebe zu bemerken, welche das Volk überall für ihn zeigte. Diese klugen Staatsmänner hatten sein Gemüth studirt; und da sie fanden, daß sein offener und unerschrockener Muth, wenn er, durch Widerstand, Mäßigung und Zurückhaltung lernte, unüberwindlich werden mußte, so entschloßen sie sich lieber, diesen Segeln vollen Wind zu lassen, indem sie schon allzusehr gespannt waren, und ihn Gefahren entgegenzutreiben, woraus er sich so wenig zu machen schien.

---

*) Gesch. der Elisabeth. VII.

Um nun seine Unbesonnenheit desto mehr zu benützen, stellten sie Kundschafter aus über alle seine Handlungen, und sogar über seine Aeusserungen, und es konnte nicht fehlen: sein heftiger Muth, welcher so lange er am Hof und in Mitte seiner Nebenbuhler verweilte, keine Verstellung kannte, mußte, als er sich von lauter Freunden umringt glaubte, zu Argwohn und boshaften Deutungen nur allzusehr Stoff darbieten."

Essex, von der schweren Ungnade in Kenntniß gesetzt, welche ihn, nach dem Mißlingen seiner kriegerischen Maaßregeln in Ireland, bei der Königin bedrohte, faßte einen verzweifelten Entschluß, wozu ihn das von einem früheren Günstling derselben, Graf Leicester, gegebene Beispiel in ähnlichem Falle ermuthigte. Kaum in London angekommen, eilte er, schweißtriefend und staubbedeckt, wie er war, nach dem Pallaste, und drang, der geheimen Zugänge wohl kundig, durch eine Nebenthüre ohne weiteres in das Schlafgemach der Königin ein. Er fand dieselbe gerade aufgestanden und vor dem Spiegel, mit halb entblößter Brust, die langen, dichten blonden Haare ordnend, welche, einst ein so reichhaltiger Stoff zu Panegyriken für Günstlinge und schmeichlerische Dichter, ihr über das Antlitz herunter hiengen. Indem er sich anstellte, als ob die heftigste Sehnsucht der Liebe und Reue zugleich ihn angetrieben, umfaßte er ihre Kniee

und wußte durch erheuchelte Thränen, Schwüre und Schmeicheleien das weibliche Herz so sehr zu rühren, daß der Augenblick sein Recht behielt, eine zärtliche Umarmung die Scene schloß und volle Amnestie für alles Geschehene ihm zu Theil ward.

Allein der Sieg des Augenblickes war auch nur ein Werk des Augenblicks; kaum hatte die Schwäche der Frau, welche mit den Jahren mehr gewachsen denn gemindert schien, ihre Befriedigung erhalten, als der Verstand der Königin über die letzten Vorfälle von Neuem ernsthafte Betrachtungen anstellte und den Grafen mehr als strafbar fand. Noch am Nachmittag desselben Tages, der ihn in den Armen der Gebieterin erblickt, zeigte sie ihm diese Gesinnung in ihrer ganzen Strenge. Er fand bei der Hofgala frostigen Empfang, erhielt sogar Arrest und mußte mehrere Verhöre vor dem Geheimen Rath über sein Benehmen in Irland und allerlei andere ihm vorgeworfene Punkte bestehen. Diese Sinnesänderung griff das stolze Herz des Grafen so heftig an, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Elisabeth fühlte wieder Mitleid und erklärte, alles Geschehene sey blos eine mütterliche Strafe für die Aufführung Essex's und berechnet auf seine Besserung gewesen. Er ward auf ihren Befehl von acht der tüchtigsten Aerzte zugleich ge-

pflegt. Mehrmals vergoß sie sogar Thränen über seinen betrübten Zustand.

Hume behauptet nun, diese Zeichen der erneuerten Liebe hätten, als sie bekannt geworden, der Parthei, welche wider den Grafen sich erklärt, eine sichtbare Unruhe erregt, und besonders Sir Walter Raleigh, den heftigsten und ehrgeizigsten seiner Feinde, so sehr angegriffen, daß er ebenfalls von einer schweren Krankheit überfallen worden und die Königin genöthigt gewesen sey, für seine Wunde dieselbe Salbe, wie für den Grafen, zu gebrauchen, d. h. Sir Waltern eine Botschaft zu senden, welche ihren innigen Wunsch für seine Wiederherstellung auszudrücken den Auftrag hatte.

Die Arznei — schreibt derselbe Historiker — schlug bei den beiden hochstrebenden Nebenbuhlern gleich sehr an, und da Essex der Besuch seiner Gemahlin nun erlaubt war und er die schmeichelhaftesten Hoffnungen von seinem künftigen Glücke hegte, so ward seine Gesundheit wieder dergestalt hergestellt, daß man alle Gefahr für verschwunden hielt. Allein es ward nun der Königin die Meinung beigebracht, die ganze Krankheit sey nichts als pure Verstellung gewesen, um ihr Mitleid zu erregen, und dies bewirkte daß sie in ihre frühere Strenge gegen den Grafen zurückfiel. Neue Unglücksposten aus Ireland, welche

die Schwere der Folgen von Essex's schlechter Administration und Kriegsführung daselbst in noch grelleres Licht setzten und die Niederlage seines Freundes und Nachfolgers Mountjoye, eines ebenfalls von Elisabeth hochgehaltenen Mannes, wie wir oben erzählt, dienten noch dazu, die Stellung des Grafen zu verschlimmern. Am allermeisten that es das Benehmen seiner eigenen Parthei. Statt ruhig den Gang der Begebenheiten abzuwarten und auf die Vertheidigung ihres Idols sich zu beschränken, hetzte sie das Volk wider diejenigen auf, welche man die Hofparthei nannte, warf ihnen grobe Ungerechtigkeit und Verfolgung des edelsten Mannes in England vor, und verbreitete Schmähschriften wider Raleigh, Cecil und ihre Freunde. Die Königin empfand dies Alles ungemein übel, und zwar so, als wenn es gegen ihre eigene Person gerichtet gewesen wäre. Gleichwohl ward Essex nicht vor die Sternkammer, wie anfänglich ihre Absicht gewesen, und Raleigh ihr unabläßig gerathen haben soll,*) sondern nur vor den geheimen Rath gestellt. Der nachmals so große Bacon von Verulam, diese Zierde und Leuchte menschlichen Wissens, mit den Cecils verwandt, mit Raleigh befreundet, so wie der Generalprocurator, Sir Cooke, ein gegen alle Be-

---

*) Keralio V.

schuldigten gefühllos harter Mann, traten als die Ankläger auf. Die beleidigenden Aeußerungen und Briefe Essex's über die Königin waren es vorzüglich, welche wider ihn zeugten. Elisabeth, welche die Untersuchung durch eine Amnestie endlich niederschlug und den Grafen in Freiheit setzen ließ, spielte bei der ganzen Geschichte eine eigenthümliche Rolle und die in ihrem Herzen noch immer unerstorbene Liebe wechselte mit tiefem Groll und unversöhnlicher Rache. Essex benützte die von Zeit zu Zeit aufglühenden Funken jenes ersteren Gefühls und schrieb ihr in demüthigen Briefen unter Anderm: er küsse die Hand Ihrer Majestät und die Ruthe, womit sie ihn gezüchtigt; doch könne er nie die gewöhnliche Heiterkeit wieder erlangen, bis sie wieder ihrer Gegenwart ihn gewürdigt, welche stets die Hauptquelle seiner Freuden und seines Glückes gebildet. Er sprach nun auch noch von völliger Zurückziehung in ländliche Einsamkeit, von der Nachahmung des Beispiels von Nebukadnezer, bis der Thau des Himmels ihn wieder befeuchten und seinen Verstand ihm zurückgeben werde.*) Elisabeth schien solche Versicherungen mit Wohlgefallen zu vernehmen und auf seine künftige Besserung mit Sicherheit zu

---

*) Man sieht, daß in diesen affektirten Höflichkeits-Hyperbeln Essex nicht hinter Raleigh blieb.

rechnen. Im Uebrigen zeigte sie noch immer keine Aenderung in ihrem Betragen gegen den Grafen und als er einst zudringliche Bitten an sie stellte, gebrauchte sie, indem sie solche ihm abschlug, den Ausdruck von „einem unbändigen Thiere, das in seinem Futter eingeschränkt werden müßte.“

Essex gerieth auf dieses in Verzweiflung, ließ seinen Empfindungen die Zügel schießen und sann auf förmliche Rache an der Urheberin seiner Qualen und seiner Erniedrigung. Er setzte sich in Verbindung mit den Katholiken, den Puritanern und allen überspannten Köpfen Englands, welche auch jederzeit auf ihn ihre Hoffnungen gebaut hatten. Seine Schmähungen gegen Elisabeth, seine Spöttereien über ihr zunehmendes Alter und fortwährende Koketterie, natürlich alsbald hinterbracht, bereiteten sein Verderben und es bedurfte nur noch geheimer Einverständnisse mit König Jakob I. von Schottland, dem Sohne der verhaßten Maria Stuart, um dasselbe zu vollenden. Er zettelte eine förmliche Verschwörung zum Umsturze der bestehenden Regierung, und wie es schien, im Einverständnisse mit Spanien, an, und ging bereits damit um, London zum Aufstand zu bewegen.

Allein Walter Raleigh und Lord Cobham hatten alle seine Plane durchschaut, erkundet und für die Vereitlung derselben gesorgt. Am Tage vor Ausfüh-

rung des Hauptstreichs ward Essex bereits in Kenntniß gesetzt, daß Alles verrathen und sein Leben durch jene beiden Staatsmänner bedroht sey. Die Königin selbst, welche die allerersten Notizen von der Verschwörung — wie es scheint, durch Raleigh — erhalten und diesen mit unumschränkter Vollmacht für energische Gegenmaasregeln ausgestattet hatte, befahl die unverzügliche Verhaftung des Verbrechers. Die Bürger Londons machten keine Miene zu seiner Vertheidigung und Essex, nachdem er sich zuerst mit einer Anzahl Bewaffneter in wehrhaften Stand gesetzt, mußte endlich der Uebermacht weichen und sich gefangen geben. *)

Am 19. Februar begann sein Verhör; am 25. erfolgte seine Hinrichtung, welche ohne die treulose Hinterhaltung eines Ringes durch Lady Nottingham, wie man bewies, nicht erfolgt seyn würde. Man hat Walter Raleigh an diesem unglücklichen Ereigniß eine Hauptschuld beigelegt und ihn selbst im Augenblick der letzten Trauerscene eine unwürdige Rolle spielen lassen. Aus Vergleichung aller gleichzeitigen Schriftsteller geht jedoch hervor, daß der Graf von Essex sein eigener Feind war und den Namen Raleigh nur

---

*) Camden Annals of Queen Elisabeth. — Hume l. c. — Keralio (nach allerlei interessanten Quellen). — Lingard nach bekannten und unbekannten Materialien.

zum Deckmantel gebrauchte, seine Anschläge darunter zu verhüllen. Er wendete nemlich bei seiner Vertheidigung vor: er sey aus keiner andern Ursache zu gewaltsamen Mitteln geschritten, als um sich vor seinen persönlichen Feinden zu schirmen; Sir Walter und Lord Cobham hätten den Plan gehabt, ihn zu ermorden.*) Nun war aber, wie historisch ermittelt worden, im Gegentheil ein gewisser Ritter Christoph Blount bei dem Grafen erschienen und hatte ihm einen Vorschlag dieser Art, in Bezug auf Raleigh, gemacht. Jener fand die Sache aus allerlei Gründen unthunlich, bestimmte aber Blount, das Mährchen von einem Mordanschlag Raleighs wider ihn selbst unter das Publikum zu streuen, um sich dadurch den Schein der Nothwehr zu geben und seinem geheimen Verschwörungsplan eine gesetzmäßige Farbe bei der Ausführung zu verschaffen. Als dieselbe vor sich gehen sollte, erfüllte Raleigh in dem, was er gegen Essex that, blos seine Pflicht als Staatsdiener. Mehrere Schriftsteller behaupten: Sir Walter sey es vorzüglich gewesen, welcher die Königin zur Unterzeichnung des

---

*) Ausser mehreren dieser Quellen vergleiche auch Raumers Briefe aus Paris 1830. I., wo (in dem Briefe eines französischen Gesandten an Heinrich IV.) von der Feindschaft Raleighs gegen Essex ebenfalls die Rede ist.

Todesurtheils vermocht und er habe mit besonderem Vergnügen noch durch ein Glasfenster der Vollziehung desselben zugesehen, was den allgemeinen Haß des Volks gegen ihn verstärkt hätte. Selbst Hume hat seinen Bericht nach diesen Vorgängern abgefaßt. Allein abgesehen davon, daß dieser Haß, wie es sich später bei seiner eigenen Katastrophe auswies, nicht so allgemein gewesen seyn muß, als hier angenommen wird, so zeigen sich sogar in Angabe der Thatsache jener Erscheinung Sir Walters bei der Hinrichtung Widersprüche; denn es behaupten Andere: er sey blos nahe dem Gerüste gestanden, während jene ihn doch hinter ein Glasfenster, somit also immer in einiger Entfernung davon, stellen. Der Ritter ging vor der Execution wieder weg, weil ein Gefühl des Mitleids oder der Schicklichkeit ihn ergriffen, doch ist es allerdings möglich, daß irgend ein Murren aus dem Volke, von Anhängern des Grafen erregt, ihn darauf aufmerksam machte. Aber auch so viel bleibt richtig, daß er später darüber Reue empfand, weil Essex unmittelbar vor dem Todesstreich ein heftiges Verlangen fühlte, ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen. Wiederum Andere behaupten: gerade, weil der Ritter dieß vorausgesehen, habe er sich so nahe als möglich an das Gerüst gestellt, um die Bitten des Sterbenden zu vernehmen und sein letztes Schicksal durch versöhnliche

Worte ihm zu versüßen. Wichtig für Raleigh ist das Geständniß, welches Christoph Blount unmittelbar vor seiner Enthauptung, während er Raleigh vielmal um Verzeihung bat, gethan: daß er wirklich das Gerücht von einem Anschlage auf Essex unter das Volk gestreut, in der Absicht, dasselbe wider ihn aufzureizen. Diese Thatsache ist sprechend und versöhnt zugleich die Widersprüche von des Volkes damaliger Stimmung gegen Sir Walter und der späteren Hochachtung vor seinem Andenken. Allein trotz des feierlichen Widerrufes von Seite Christoph Blounts, welcher Raleigh vollkommen rechtfertigen mußte, vermehrte der Handel mit Essex gleichwohl die Zahl seiner Feinde und ließ im Publikum widerwärtige Erinnerungen gegen ihn zurück. Essex selbst hatte seine Schuld durch die Behauptung, daß Raleighs feindselige Bemühungen zur vermessenen That ihn getrieben, in nichts entkräftigt; denn die persönliche Feindschaft zwischen zwei begünstigten Staatsbeamten reicht doch noch lange nicht hin, um eine Verschwörung und einen Aufruhr gegen die bestehende Gewalt und ein Bündniß mit den offenen Feinden des Landes zu erklären.

Die Essex'sche Geschichte wurde dem Ritter in späterer Zeit, jedoch aus ganz eigenen Gründen, verderblich, da sie mit in die Verhältnisse des stuartischen Königshauses in Schottland hineingestreift, und eine

Person berührt hatte, die bereits thätig im Hintergrunde stand, wie wir näher hören werden. Noch ist auch eine andere, und zwar nicht ungegründete Ansicht geltend gemacht worden; daß nämlich verschlagene Staatsmänner, welche dem Volke vorzuspiegeln und durch die Federn gedungener Geschichtsschreiber es noch glaubwürdiger zu machen gewußt, sie seyen nur Beistände und Graf Essex und Ritter Raleigh die Hauptpersonen gewesen, diese beiden berühmten Männer gleich sehr haßten und durch allerlei Kunstgriffe sie in ihr gegenseitiges Verderben trieben. Dieser Kunstgriff aber ward auf folgende Weise durchgeführt. Zuerst hetzte man Essex wieder Raleigh auf, und bestimmte ihn, zum Nachtheil dieses Letztern einen Brief an König Jakob zu schreiben, mit welchem der Graf durch das Organ von Sir Anton Bacon lebhaften Verkehr unterhalten hatte; nach seiner Hinrichtung dagegen ward dem Könige beigebracht, daß alle über Raleigh damals verbreiteten Fakta ihre volle Richtigkeit gehabt hätten, und man suchte dadurch den Einfluß des Ritters unter der künftigen präsumtiven Regierung schon jetzt zu vernichten und denselben in der Meinung jenes leichtgläubigen Fürsten zum Voraus rettungslos fallen zu machen. *)

---

*) Oldys. — Campbell, welcher mit Unbefangenheit und Scharfsinn berichtet und gerichtet hat. Es ist eine Verdre-

Die Gunst der Elisabeth gegen Sir Walter dauerte auch nach diesen beklagenswerthen Vorfällen fort. Er begleitete sie im Sommer 1601 auf einer Lustreise; er machte in ihrem Namen die Honneurs bei der Ankunft des Herzogs von Biron, des neuen Großbotschafters von Frankreich und pflog mit ihm Konferenzen über wichtige politische Gegenstände. Dies verhinderte ihn nicht, in der bald darauf stattgefundenen Parlamentssitzung neuerdings als kräftiger Verfechter der Volksrechte gegen verfassungswidrige Projekte solcher Staatskünstler aufzutreten, welche unter dem Scheine wohlwollender Maaßregeln auf die Unterdrückung der Nation hinzielten. Aber eben so nahm er sich der Staatsinteressen im Konflikte mit Einzelinteressen durch Beförderung solcher Gesetzesvorschläge an, welche den Anmaßungen der Erb-Aristokratie wie des Reichthums zu steuern berechnet waren. „Dies beweist — sagt Campbell — daß er einen richtigen Begriff vom Geiste des Volkes besaß, nach welchem man bisweilen sich gezwungen sieht, Einzelnen einen Nachtheil zuzufügen, wenn es sich darum handelt, Gutes

---

hung aller Wahrheit, wenn Heinrich in seiner Geschichte von England III. 1. nun auf Campbell als Gewährsmann für Dinge sich beruft, welche dieser gerade in entgegengesetztem Sinne dargestellt hat.

für Alle zu stiften; ferner, daß er den Unterschied kannte zwischen demjenigen was und den Mitteln, wodurch es zu erstreben. Das Gesetz, welches die Ausführung groben Geschützes aus dem Reiche verbot, gehörte in die Zahl dieser Anlässe; denn alle umsichtigen Patrioten mußten erkennen, wie schädlich für die Sicherheit des Staates, wenn auch gewinnreich für Privatpersonen, ein solcher Industriezweig sey, welcher die Feinde mit demjenigen versah, dessen sie entbehrten, und ihre Seemacht nicht wenig zu verstärken diente."

Heftige Vorwürfe trafen den Ritter wegen der ausschließlichen Handelsprivilegien, die er für sich selbst während Elisabeths Regierung zu erlangen wußte, und selbst ihm günstig gestimmte Schriftsteller, wie Heyward Townskend*), sprechen ihn in dieser Beziehung nicht ganz von Tadel frei; aber anderseits bleibt eben so wahr, daß Raleigh mit Mäßigung Gebrauch von diesen Vergünstigungen machte und für seine Person jeden Augenblick darauf zu verzichten sich bereit erklärte, sobald die übrigen, welche derselben genossen, sein Beispiel befolgen würden. Eine Thatsache, die auch gegen die Annahme der ungeheuern Reichthümer spricht, welche er, in Folge der Prisen bei

---

*) Notitia parlamentaria.

den früher beschriebenen Seezügen, gemacht haben sollte, folge hier noch, um zu zeigen, wie meist nur der geringere Theil solcher Beute denjenigen verblieb, welche sie fast ganz auf eigene Kosten und mit Preisgebung ihres Lebens gemacht hatten. Als es nach Wegnahme einer Karake von 200,000 Pfund im Werth, durch Raleigh und Frobisher, bei dem Seeunternehmen von 1592 um die Vertheilung sich handelte, forderte die Königin, mit ihrer Rate sich nicht begnügend, so viel, daß den Beiden nur sehr wenig übrig geblieben seyn würde. Sir Walter machte Vorstellungen und bat demüthig: Ihre Majestät möchte statt aller Forderungen 100,000 Pfd. als Rundsumme annehmen und dabei bedenken, daß ein Geschenk von 80,000 Pfd. das reichste sey, welches jemals ein Unterthan seinem Fürsten gemacht. Was Elisabeth rechtlich zu fordern gehabt, hatte nicht über 20,000 Pfd. betragen*).

Nach dem Tode der Königin Elisabeth nahm König Jakob der VI. von Schottland, als der I. dieses Namens, vom englischen Throne Besitz und mit diesem Ereigniß sah man einer Menge bedeutender Veränderungen im Regierungssysteme und in der Politik, wie im Personale der Staats- und Hofmänner, voraus. Unter den Personen, welche Ursache hat-

*) Strype. — Hume. VII.

ten, mit der meisten Besorgniß in die Zukunft zu blicken, befand sich Walter Raleigh. Zwar wurden die Geschenke, welche er alsbald, mit ehrfurchtsvollen Schreiben begleitet, nach Holyrood gesandt, gnädig aufgenommen*) und selbst nachdem der neue Monarch in England angekommen, hatte er einige Zeit bei Hofe ungehinderten Zutritt; auch fehlte es nicht an Gelegenheit demselben seine Dienste anzubieten. Allein diese Freundlichkeiten waren nur vorübergehend oder erdichtet gewesen, und es hatte hinter ihnen das Gefühl tiefer Abneigung sich versteckt; bald brach Jakobs eigentliche innere Gesinnung, von äußeren Einwirkungen inzwischen noch mehr bearbeitet, gegen den Ritter unverstellt genug hervor.

Es war die Freundschaft, die ihn diesmal zu verrathen und zu ruiniren suchte. Robert Cecil, nach des Vaters**) Tode in dessen Stelle eingetreten, mit Raleigh so lange verbündet, als der gemeinsame Haß wider Essex und dessen Parthei es nöthig machte, hatte sich von der Gefährlichkeit einer längeren Genossenschaft

---

*) P. Helyn: Examen historicum. — A brief relation of Sir W. Raleghs trouble. —

**) Wilhelm Cecil, Lord Burleigh. Noch gab es zwei andere Burleigh, deren einer sein Bruder, der andere sein Vetter war.

Sir Walters und seiner Nähe in der Umgebung des Monarchen so sehr überzeugt, daß er den festen Entschluß faßte, denselben um jeden Preis zu verdrängen. Seine eigene Existenz schien durch den Sturz des alten Freundes bedingt. Er entwarf demnach von Raleighs Charakter, und dessen Treiben und Trachten so gehässige Gemälde, daß sie auf eine Persönlichkeit, wie Jakob, ihres Eindruckes nicht verfehlten, und zwar um so weniger, als schon früher einerseits durch Essex's Anhänger ihm vorgespiegelt worden war: der Ritter und seine Parthei hätten es auf die Verdrängung der Stuarts von der Erbfolge und auf die Substituirung der spanischen Infantin (Donna Clara Isabella Eugenia) auf den Thron von England abgesehen gehabt; andrerseits aber die Aechtheit jener Schilderungen um so unzweifelhafter schien, als sie von einem Manne herrührten, welcher mit Raleigh lange Zeit in freundschaftlichem Verhältnisse gewesen, und dadurch mehr als irgend Jemand in Stand gesetzt war, ihn ganz genau kennen zu lernen. Als einer der wirksamsten Kunstgriffe, berechnet auf die friedfertigen Neigungen Jakobs, erscheint derjenige, durch den Walter dem Könige als ein höchst unruhiger Kopf hingestellt wurde, welcher von nichts als Krieg träume und sicherlich nicht ermangeln werde, mittelst seiner Rathschläge und Intriguen ihn, den Monarchen,

mit allen seinen Nachbarn in Streitigkeiten zu verwickeln *).

Raleigh, welcher über diese Bemühungen Cecils von vertrauter Hand Winke erhielt, beeilte sich, die ihm feindseligen Eindrücke durch eine Denkschrift an den König zu vernichten; er setzte in derselben auseinander: wie die Liebe der Cecils für die neue Dynastie nicht so fast das Werk einer freien aufrichtigen Neigung gegen diese letztere, als das des Zwanges und der Umstände sey; durch die Ränke eines Mannes aus jener Familie habe seine erhabene Mutter ihren Kopf zum Blocke getragen; niemals sey es den Cecils in den Sinn gekommen, die Erbfolge des Hauses Stuart zu befördern, bis sie wahrgenommen, daß dieses Ereigniß dennoch früher oder später eintreten werde, ohne daß sie damit einigen Dank verdient hätten. **)

Bei jeder anderen Individualität würden diese, ganz der Wahrheit getreuen und aus der Natur der Dinge genommenen Motive ihre Wirkung nicht verfehlt haben; nur nicht bei König Jakob I. Viel zu furchtsamer Natur, als daß er es gewagt hätte,

---

*) Baker: Chronikle. — Osborn: Memorials of the reign of K. James I.

**) Welwoord: Notes on Arthur Wilsons history of K. James. — Kennet: Compleat history of England. II. — Frankland: Annals of K. James and K. Charles.

einen so einflußreichen Staatsmann, wie Robert Cecil, dessen Rathschläge so vieles zum Glanze und zur Stützung der Regierung seiner Vorgängerin beigetragen, durch Entfernung sich zum Gegner zu machen, sann der „Salomo Großbritanniens," welcher mehr Gelehrter und Schulpedant, denn Monarch im eigentlichen Sinne war, einzig und allein darauf, unter den Fittichen der umfassenden und erhaltenden Wirksamkeit jenes Diplomaten in Zukunft behaglich zu ruhen; und derselbe Fürst, welcher mit so großer Gleichgültigkeit die Leiden seiner gefangenen Mutter mit angesehen und für Abwendung ihres letzten schauervollen Schicksals nur weniges und auch dieses mit einer beispiellosen Kälte des Gemüthes gethan hatte, empfand nur geringe Bewegung in sich, als man die Erinnerung an diese Tragödie auffrischte. Seine ungemessene Friedensliebe also vor allem Andern war es, welche ihn bestimmte, Sir Walters Vorstellungen kein Gehör, sondern vielmehr dem Staatssekretär sein unbedingtes Vertrauen, wenn gleich von keiner Sympathie im Innern begleitet, zu schenken. Daß es bei bloser Gleichgültigkeit gegen den Andern im Verlauf der Dinge nicht bleiben würde, konnte mit Gewißheit vorausgesehen werden, besonders wenn man erwog, daß Cecil durch eine persönliche Beleidigung wider Raleigh gestachelt war, und das Verzeihen war in dieser

Familie niemals heimisch gewesen. Man harrte somit blos eines günstigen Zeitpunktes zur Rache.

Bald änderte sich das ganze bisherige Verhältniß am brittischen Hofe und es bildeten sich zwei scharf von einander geschiedene, sich gegenseitig mit Macht befehdende Partheien; die eine bestand aus dem Staatssecretär Cecil mit seinen Kollegen im geheimen Rathe; die andere aus dem Grafen von Northumberland, Sir Walter Raleigh, Lord Cobham und Gray. Ersterer, Northumberland, wurde für eine Zeit lang in etwas ermäßigt, da man ihm Hoffnung zu Wiedererlangung von Einfluß ließ; dagegen mußten sich die übrigen auf allerlei gefaßt machen. Die erste Zurücksetzung, welche Raleigh erfuhr, bestand darin, daß man ihm die Stelle eines Hauptmanns der Leibwache und sodann die eines Direktors der Zinnbergwerke abnahm. Die Statthalterschaft der Insel Jersey dagegen ward ihm einstweilen noch gelassen, gegen bedeutenden Abzug von seiner Besoldung *).

Als der Graf von Northumberland wahrnahm, daß die königliche Gunst sehr unsicher und er jeglichem Schicksal ausgesetzt sey, so lange Cecil das Ruder behalte, schloß er sich enger wieder an Raleigh

---

*) Ellis: Original lettres. — Lingard IX. I.

und die übrigen Freunde an. Der zwischen den Kronen England und Spanien abgeschlossene Friede (d. d. 18. August 1604) ließ den Dualismus im politischen Systeme der Staatsmänner Jakobs am stärksten hervortreten. Campbell, in seiner Geschichte der brittischen Seemacht unter Jakob I. *) erklärt, daß die neueren Geschichtschreiber über den Punkt der Klugheit K. Jakobs bei Abschluß jenes Friedens eben so wenig eins geworden seyen, als es ihre Vorgänger, die Zeitgenossen jenes Ereignisses, gewesen. Am besten, und von der Hand eines Meisters gezeichnet, führt er selbst die Gegengründe Walter Raleighs, als der Seele der Kriegspartei, an. Sie bezogen sich namentlich auf die Thatsachen, welche des Königes von Spanien Unvermögen zu Fortsetzung des Krieges und die für ihn aus dem Frieden hervorgehenden wichtigen Vortheile darthun und dessen Wunsch nach jenem Frieden erklären sollten:

1) Die Schatzkammer des Königes ist in solchem Grade erschöpft, daß er sich ausser Stande befindet, seine Kriegsvölker in den Niederlanden länger zu unterhalten;

2) Durch die langen Unterbrechungen, die der Handel

---

*) Im mehr angef. Werke B. I. C. XIII.

erfuhr, litten die spanischen Kaufleute so bedeutend, daß beide Banken zu Sevilla ihre Zahlungen einzustellen gezwungen sind;

3) Der König von Spanien hegt ungemeine Furcht, daß die Engländer und Holländer in Westindien sich festsetzen;

4) Dieser Monarch schließt bloß Frieden um seine Schatzkammer wieder zu füllen und den Krieg später mit neuen Kräften beginnen zu können;

5) Derselbe thut diesen Schritt in der Absicht, das Wachsthum der brittischen Macht allmählig abzuhalten, die Richtung nach Westindien sie vergessen zu machen und die Energie ihrer Seeleute zu lähmen. Ein sehr nachtheiliges Verhältniß wird sich nach und nach gestalten, ausser den Schiffen für den Tabakshandel kein englisches Fahrzeug in jene Gegenden segeln, und während die Spanier sich wenig Bedenken daraus machen dürften, die Engländer daselbst aufzuhängen, oder sie zu Tode zu martern, kein Engländer sich getrauen, einem Spanier etwas zu Leide zu thun. Ein solch' durch den Frieden erworbenes Uebergewicht dürfte zur Folge haben, daß die westindische Schifffahrt der Britten zum Vortheil des jetzigen und aller folgenden Könige von Spanien, zuletzt gänzlich aufhören werde.

Der erste Punkt wurde von der Gegenparthei sehr

in Zweifel gezogen, besonders wenn man die Geschenke in Erwägung ziehen wollte, von denen bei Abschluß des Friedens so viel die Rede gewesen. Auf den zweiten ward geantwortet: wohl dürfe man zugeben, daß die spanischen Unterthanen durch den langen Krieg sehr gelitten; allein daraus folge noch nicht, daß die brittischen in gleichem Verhältniß Nutzen aus ihm gezogen hätten, und eben so wenig, daß, wenn der König von Spanien gänzlich zu Grunde gerichtet worden, der König von Großbritannien oder seine Unterthanen dadurch zu besonderem Flore gelangt seyn würden. Hinsichtlich des dritten, stellte man das Dilemma wenn Furcht vor der Festsetzung der Britten und Niederländer in Westindien den katholischen König bewogen, Frieden mit den Ersteren auf bessere Bedingungen zu schließen, so war der Nutzen augenscheinlich auf Englands Seite; war dieß jedoch der Fall nicht, so würde man wenig Gewinn daraus gezogen haben, in demjenigen Theile von Amerika sich festzusetzen, auf welchen Spanien Anspruch mache; zu dem war es auch niemals die Absicht Englands, den Handel der Holländer daselbst zu begünstigen. Der vierte Punkt wegen Herstellung der Schatzkammer zum Wiederbeginn des Krieges, erregt billig Zweifel hinsichtlich des angegebenen Beweggrunds, so wie der Möglichkeit in der Ausführung des Spanien angedich-

teten Planes. Die Folgerungen aus den letzt angegebenen Thatsachen des fünften Punktes endlich hätten sich zwar scheinbar, aber nicht für lange ächt erwiesen; denn auch nach dem Frieden mit Spanien seyen Colonieen angelegt worden und der amerikanische Handel befinde sich blühender als je. Statt der Einwürfe somit, welche von Seiten scharfsinniger und staatskluger Leute selbst gegen die besten Maasregeln erhoben worden, würde es zweckdienlicher gewesen seyn, die Vortheile zu entwickeln, welche man aus der Fortsetzung des Kampfes zu ziehen vermocht, und die Mittel an die Hand zu geben, wodurch er besser hätte beendigt werden können, als durch den abgeschlossenen Frieden geschehen. *)

Bald brach über Raleighs Parthei ein Sturm los, in Folge einer „dunkeln, räthselhaften Verschwörung", welche England beschäftigte und vorzüglich die von Jakob I. gewünschte Annäherung an Spanien (an der Stelle des bisherigen Bundes mit dem insurgirten Niederlande) vereitelte. Es wurde behauptet, daß Raleigh, Cobham und Northumberland zuerst mit dem fran-

---

*) Sir W. Raleigh, dialogue between a Recusant and a Jesuit. (Essays of W. Raleigh, am Ende des genannten Auszuges aus s. A. Weltgeschichte) Campbell. (Gesch. d. Engl. Seemacht unter James I.)

zösischen Hofe, durch das Organ des Hrn. Lafontaine und des Botschafters von Beaumont, so wie durch das des ausserordentlichen Gesandten, Herrn von Rosny, (nachmals Herzog v. Sully), sodann aber, als letzterer, von K. Heinrich IV. anders instruirt, in die den Ministern selbst gefälligen Anträge nicht eingegangen war, mit Spanien, durch die Vermittlung des Herzogs von Aremberg, (Bevollmächtigten der Infantin Clara Eugenia) welcher mit großen Summen und allerlei geheimen Vollmachten in England erschienen war, Verbindungen angeknüpft hätten. Northumberland, die Sache für allzu gefahrvoll erkennend, zog jedoch gleich wieder sich zurück; die anderen zwei, von welchen Raleigh den Lord Cobham blindlings leitete, verharrten auf ihrem Vorsatze. Schon unter Elisabeths Regierung war man mit Aremberg in Briefwechsel gestanden. Die Ansichten und Behauptungen über des Ritters Benehmen und Plan lauten verschieden; während einige ihm die Absicht unterlegen, daß es ihm darum zu thun gewesen, die spanischen Versuchungen zu benutzen, um durch die bedeutenden Summen, welche ihm verheißen wurden, Cecils Parthei zu stürzen und sich selbst an die Spitze der Geschäfte zu schwingen, auch etwa, im Nothfall, die Ansprüche der Baase des Königs, Arabella Stuart, auf die Thronfolge zu unter-

stützen *), stellen andere die Meinung auf: es habe sich einzig darum gehandelt, Walther Raleigh, der die Seele der Kriegsparthei bisher gewesen sey, zu vermögen, daß er dem Frieden mit Spanien, welcher von dieser Macht nun eifrigst gewünscht wurde, nicht länger sich widersetze, und zu diesem Behufe habe Cobham, durch den die Unterhandlungen geführt wurden, im Namen des Herzogs von Aremberg dem Ritter jene Summen angeboten *).

Personen, welche die aufgefangenen Depeschen des Herrn v. Beaumont gelesen haben wollten, behaupteten durchaus die Unzweifelhaftigkeit von Raleighs und Cobhams Schuld; allein die Thatsachen der Unterhandlung und der Geldsummen können im Ganzen als wahr angenommen werden und dennoch aus dem Zwecke, den die Beiden dabei sich vorgesteckt, ein minderer Grad von Schuld sich beweisen lassen. Es wird erzählt, daß das Komplott von den Eingeweihten: die Hauptsache (the main), ein anderes, demselben untergeordnetes die aber Nebensache (the bye) geheissen habe und ein Bruder Lord Cobhams, George Brooke, sowie Sir Griffin Markham, an der Spitze des letzteren gestanden seyen. Letzteres hing jedoch nur

---

*) Carte III. Lingard IX.

*) Arraignment of Sir W. Ralegh.

in gewisser Beziehung mit dem ersteren zusammen und hatte ganz andere Zwecke als dieses, dessen Leitern blos in so fern Schuld daran beigemessen ward, als sie davon Kenntniß hatten. Die Unvorsichtigkeit Lord Cobhams, welcher alle Mißvergnügte, ohne Unterschied ihres Charakters und ihrer Tendenz, mit in's Vertrauen zog und selbst römisch katholische Priester nicht verschmähte, brachte über Alle die Beschuldigung gleicher Strafbarkeit. Den Männern des zweitgedachten Komplotts schrieb man zu: daß sie, nach dem früheren Beispiel, welches die schottischen Lords gegeben, der Person des Königes sich bemächtigen, an Cecil und seinen Freunden Rache üben und sich selbst an die Spitze der Regierung bringen gewollt. Raleigh und Cobham, ohne gerade in diese Dinge einzugehen, ließen sie wenigstens gewähren, in der Hoffnung: wenn das Eine nicht gelinge, werde man vielleicht bei dem Andern desto glücklicher seyn *).

Der Zusammenhang und die Koalition mit den Katholiken und Puritanern, welch' letztere über Jakobs Abfall von den Ueberzeugungen seiner Jugend hinsichtlich ihrer Sache, und die schlechte Vergeltung für die hochwichtige ihm geleisteten Diensten sehr erbittert waren, schadete den Verschwornen doppelt; der Missionär

---

*) Lingard. —

Watson, früher ein thätiger Agent gegen die spanische Parthei, von Jakob aber mit Undank belohnt, spielte eine besonders thätige Rolle dabei. Die Eifersucht Lord Gray's, welche eine Vertagung der beschlossenen Maasregel bewirkt, und innere Zwistigkeiten unter den Verschwornen machten das Ganze endlich unausführbar. Allein das Geheimniß ward allmählig ruchbar und zuletzt, in so fern es das Komplott Brooke-Masham oder die „Nebensache" betraf, entdeckt. Der Staatssekretär Cecil, schon seit Längerem mit Nachrichten über stattgefundene Umtriebe versehen, meinte: die verhafteten Personen seyen nur untergeordnete Werkzeuge und die Häupter erst noch zu entdecken. Er spielte auf Raleigh und Northumberland an und diese wurden auch wirklich vor den Rath berufen; allein sie wußten ihre Vertheidigung so geschickt zu zu führen, daß man sich genöthigt sah, sie frei zu sprechen.

Der Unstern wollte, daß Raleigh, in übergroßer Besorgniß vor Enthüllung seiner Plane, Cobham zuschrieb: auf der Hut zu seyn, da Gefahr drohe. Dieser Brief ward aufgefangen, und, als Beweis geheimer Ränke, wider ihn geltend gemacht. Abermal fanden demnach Verhöre statt und Sir Walther konnte seine Verbindungen und Unterhandlungen mit dem Herzog von Aremberg nicht in Abrede stellen. Lord Cobham,

welcher alsbald sich für verloren hielt und einstweilen den Kopf wirklich verlor, rief, als er hievon Nachricht erhielt, aus: Alles, was er gethan, sey auf Raleighs Betrieb geschehen. Durch ein solches Benehmen verrieth Einer den Andern. Beide wurden nach dem Tower gebracht. Der Ritter, welcher die ganze Gefahr seiner Lage begriff und die Macht seiner Feinde im Kabinete, so wie die „Grausamkeit der englischen Gesetze kannte, die — wie er selbst sich ausdrückt, — in Hochverrathsprozessen den Unschuldigen es so schwer machten, der Verurtheilung zu entgehen", versuchte in der Verzweiflung, sich selbst zu entleiben; aber er verwundete sich blos schwer unter der rechten Brust. Seine Feinde schrieben diese Handlung einem schuldbefleckten Gewissen zu; er selbst erklärte sie als Werk seiner Ueberzeugung, daß Cecils Rachsucht sein Verderben beschlossen. Die ganze Art und Weise, wie der Staatssekretär dem Verhafteten gegenüber sich betrug, sprach für diese Behauptung nur allzu sehr. Die Krönung des Königes und eine Epidemie, die den Hof von Stadt zu Stadt trieb, endlich auch die Gegenwart des Herzogs v. Aremberg, welcher erst im November London verließ, bewirkten eine Unterbrechung in dem merkwürdigen Prozeß. Die meisten Angeklagten redeten sich gegenseitig selbst in's Verderben und nur einer von ihnen, Sir E. Parham, ward aus Mangel rechtlicher Beweise

von der Instanz losgesprochen. Raleigh konnte man juristisch am wenigsten beikommen; für's erste hatte er nichts gestanden, und für's zweite eigneten sich die aufgefangenen Briefe Arembergs nicht zur Vorlage. Lord Cobham's Erklärung zeugte am meisten wider ihn; da aber dieser seine Aussagen später zurücknahm und alle seine künftigen Geständnisse einen verworrenen und zweifelhaften Charakter trugen, so beruhte die ganze Anklage nur auf moralischen Beweisen von des Ritters Schuld.

Der Kronanwald, Sir Edward Cooke, den wir bereits in dem Prozesse Essex's kennen gelernt, beschränkte sich daher auf Beschimpfungen und Drohungen; er nannte Sir W. Raleigh einen verdammungswürdigen Atheisten, einen wahren Höllenbrand, ja den nichtswürdigsten und abscheulichsten Verräther, welchen die Erde jemals getragen. Der Ritter bemeisterte seine Bewegung und erwiederte Cooke blos, daß er unbesonnen, barbarisch und unartig rede; und als der Kronanwald darüber ausrief: es gebricht mir an Worten für deine giftigen Verräthereien, bemerkte Raleigh kaltironisch: „Allerdings gebricht es Euch daran, denn Ihr habt schon ein Dutzendmal ein und dasselbe gesagt!“

Der Angelangte bestand auf einer Konfrontation mit Cobham, und berief sich auf die Statuten, ja selbst auf das göttliche Gesetz, welches zwei Zeu-

gen erheische; endlich erklärte er, auf die Wohlthat jeder Vertheidigung Verzicht leisten zu wollen, wenn sein Ankläger es wagen würde, ihm in's Gesicht zu behaupten, daß er jemals zu einem Verkehr mit dem Könige von Spanien gerathen habe. Hierauf bedeutete man ihm: die Statuten, auf die er sich berufe, bestünden nicht in Kraft; das Gesetz aber gestatte nicht, daß ein als Ankläger auftretender Mitschuldiger Zeuge sey, weil dadurch leicht ein falsches Zeugniß zu Gunsten eines Freundes veranlaßt werden könnte; in Hochverrathsprozessen gälten Jury und schriftliche Beweise so viel als Jury und Zeugen. Sir Walter wies nun ein Schreiben Cobhams auf, worin dieser, „zur Reinigung seines Gewissens“ die feierliche Erklärung gab, niemals durch Raleigh's Vermittlung mit Spanien verkehrt zu haben. Diesem Schreiben hielt Cooke ein anderes entgegen, welches der Lord noch am Abende zuvor ausgestellt und worin die Wahrheit aller gegen Sir Walther erhobenen Beschuldigungen als begründet, betheuert wurde. Die Geschwornen, wiewohl nicht ohne Verwirrung, sprachen auf den Grund dieser verworrenen Aus- und Gegen-Aussagen, ihr „Schuldig“ über Raleigh aus. „Die Mehrzahl der Anwesenden — schreibt Lingard, ein dem Ritter im Allgemeinen nichts weniger denn geneigter Historiker — vernahm das Verdict mit Unwillen. Sie hatten den Gefange-

nen anfänglich als einen nichtswürdigen, rachgierigen Verräther mit Abscheu betrachtet; aber seine Vertheidigung machte einen so günstigen Eindruck, daß Viele ihn für unschuldig erklärten und die Meisten eingestanden, er sey ohne genügenden, rechtskräftigen Beweis verurtheilt worden." *)

Cobham und Gray wurden jetzt vor die Pairs gestellt; ersterer benahm sich feig und unwürdig, letzterer beredt und muthvoll. Seine Geständnisse retteten jenen, während der Andere, geachtet von seinen Blutrichtern, verurtheilt wurde. Watson und zwei Priester erlitten (letztere auf schauervolle Weise) den Henkertod; Gray, Markham und Cobham jedoch wurden nach allerhand Spiegelfechtereien, welche der wunderliche König vorgenommen, bereits auf dem Schaffotte stehend, begnadigt. Lord Cobham, dießmal gefaßter, hatte noch in den letzten Augenblicken seine Schuld und Raleighs Mitschuld betheuert. Auch auf Raleigh erstreckte sich die königliche Milde; doch hatte Jakob dabei den Schlauen gespielt und aus der ganzen Geschichte Vortheil für die Zukunft gezogen. Denn nicht nur war ihm dadurch, daß er die Sache bis auf's Aeusserste kommen ließ und unmittelbar vor dem Tode erst die Verurtheilten begnadigte, an den

---

*) Im a. W.

verhaßten Personen volle Genugthuung geworden, während das Volk anderseits seine Milde und Gnade pries, sondern es hatte sich auch durch den Umstand, daß selbst im letzten Augenblicke noch Lord Cobham seine Aussagen wider Raleigh bestätigte, der Glaube an das bisher vielfach bezweifelte Komplott sowie an die Strafbarkeit des Ritters in der öffentlichen Meinung forterhalten. Derselbe war nun doch ein todter Mann, welcher keinen Schaden mehr bringen konnte; und dieser moralische Tod sagte Jakobs Hasse bei weitem mehr als der physische zu *).

Die meisten der Begnadigten — denn die Amnestie hatte sich blos auf Erlaß der Lebensstrafe erstreckt — starben entweder in Kerkerhaft, oder im Elend. Raleigh, nachdem er einige Tage in martervoller Ungewißheit über sein Schicksal geschwebt, ward in den Tower zurückgebracht, und seine Gemahlin erhielt Erlaubniß ihn daselbst zu besuchen. Allmählig erfuhr er bessere, ja selbst gnädige Behandlung. Von seinem Vermögen, das, in Folge seiner Verurtheilung der Krone heimgefallen war, vertraute man das bewegliche der Verwaltung gewisser Leute, zum besten seiner Gläubi-

---

*) Lingard, nach Hardwicke: Papers. I. — Lodge. III. — Winwood. II. — Howell: State trials. II. — Caley: Life of Raleigh. II. —

ger und seiner Familie, an. Später erhielt er sogar die unbeweglichen Güter zurück. Der Verfasser der „Geschichte berühmter Admirale und Seehelden Englands“ behauptet, allen jenen von Lingard angeführten Berichterstattern, den Prozeßakten und Lord Cobhams Geständnissen zum Trotz, daß an den wider Raleigh erhobenen Beschuldigungen gar nichts wahres gewesen; dieß könne bis zur höchsten Evidenz erwiesen werden. Zu betrachten sey, daß der ganze Beweis, durch welchen man die Mitwissenschaft um die Verrätherei wider den König, oder den Anschlag, denselben mit seiner ganzen Familie gefangen zu nehmen, darthun wollte, blos auf ein Zeugniß vom Hörensagen George Brooke's begründet worden und es um den Umstand sich gedreht, daß sein Bruder, Lord Cobham, gesagt haben sollte: es würde in England nicht eher gut gehen, bis der Fuchs und seine Jungen aus dem Wege geräumt wären; daß jene ferner gegen denselben Brooke sich geäußert haben: er, Lord Gray und andere Personen wären nur am Ufer noch; dagegen befände sich Walther Raleigh mitten auf dem Strome; und der s. g. Hauptplan sey zwischen ihm und dem Ritter wirklich verabredet worden. Brooke's feierlicher Widerruf unmittelbar vor seiner muthmaaßlichen Hinrichtung und der von Robert Cecil, dem Todfeinde Raleighs, selbst gemachte Unter-

schied zwischen dem Anschlag auf den König und den Unterredungen mit Aremberg, müßten als ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Aussagen Cobhams in die Wagschaale gelegt werden; Sir Walther habe nicht geläugnet, daß er mit dem Lord von großen Geschenken gesprochen, welche ihm für den Fall der Vermittlung des Friedens mit Spanien verheißen worden seyen, jedoch sehr beklagt, daß man deßhalb sterben sollte, weil man einen eiteln Mann ungereimte Dinge habe sprechen hören. Alle Umstände wären demnach so ziemlich zu Gunsten Sir Walthers, ausgenommen die wiederholte Betheurung Cobhams in der Todesstunde, wo (in der Regel) nicht gelogen zu werden pflegt; doch läßt sich auch dieser Umstand dadurch erklären, daß Lord Cobham die Unterhandlungen mit Aremberg selbst schon für ein Komplott wider den König, oder als zu diesem hinbahnend und mit demselben in Verbindung stehend, angesehen habe *).

Raleigh hegte inzwischen in seinem Gefängniß, gesteift auf die angedeuteten Aeußerungen der königlichen Milde, die kühne Hoffnung, bald wieder völlig in den vorigen Stand gesetzt zu werden; allein er täuschte

---

*) Campbell XIII. nach Th. Overbury's Copy of Sir W. Raleghs Arraignment und Winwoods Memórials II., (worin ein Brief R. Cecils über den Handel.)

sich hierin sehr, denn der Weg hiezu, selbst wenn bei Hofe die edleren Gefühle obgesiegt, war bereits vermauert; ein neuer Liebling des Königs, Sir Robert Carr, wußte dadurch, daß ein juristischer Fehler in der Uebertragung von Sir Walters Gütern auf dessen Sohn ausfindig gemacht werden konnte, es dahin zu bringen, daß das ganze Verfahren für nichtig erkannt und das hiedurch herrenlos gewordene Vermögen ihm geschenkt wurde. Vergebens wandte sich Raleigh an den mächtigen Mann, der nachmals unter dem Namen eines Grafen von Sommerset, wiewohl nicht zur Ehre Englands, so bekannt geworden ist, mit einer rührenden Schilderung seiner Lage, wie des an ihm verübten Unrechts, und suchte ihn zum Mitleid und zur Großmuth zu bewegen; — die Großmuth war in jenen Umgebungen niemals heimisch und er erhielt das Geraubte nicht wieder. Der Ritter verkürzte sich nunmehr, immer noch fest auf die Wiederkehr der Sonne seines Glückes hoffend, die Zeit der Haft mit ernsthaften Studien, deren Genüsse ihm durch ein stürmevolles Leben so lange verkümmert worden, und verfaßte, nach Materialien, welche seine gelehrten Freunde Ben Jonson, Harriot und der Doktor Burrell ihm lieferten, und unterstützt von ihnen, ein in der englischen Literatur berühmtes Werk: „Allgemeine Welthistorie," welches leider nur

die drei ersten Monarchieen behandelt, und bis anderthalbhundert Jahre vor Christi Geburt reicht. Plan, Gedanken und Sprache sind dabei — nach D'Israeli's und Lingards Behauptung — von ihm selbst. Die Erscheinung des Buches erregte das allgemeinste Interesse. „Die Leute — sagt Lingard — hatten bisher Raleigh als einen Abentheurer und Hofmann betrachtet; nunmehr erstaunten sie über seine vielseitigen, namentlich chronologischen, Kenntnisse, seine tiefen Forschungen und seine große Bekanntschaft mit griechischen und rabbinischen Schriftstellern *).

Die wahre Ursache, weßhalb nur ein Theil der Handschrift zum Drucke kam, lag in einer eigenen Scene zwischen dem Verfasser und dem Verleger, Hrn. Burre. Als dieser nemlich eines Tages über die Zahl der bereits verschlossenen Exemplare befragt wurde, gab er zur Antwort: „so wenige, daß die Ausgabe des Werkes mich zu Grunde richten wird." Hierüber ward Sir Walter so sehr entrüstet, daß er das Manuscript zum II. Bande in's Feuer warf, mit der Bemerkung: So sollt ihr wenigstens an der Fortsetzung keinen Schaden erleiden; und ich bedauere, blos, der Welt nicht auch den Anfang einer Arbeit, welche mich so viele Mühe

---

*) Birch: Sir W. Raleighs Works II. d'Israeli: Curiosities of Literature. II. Lingard. IX. 13.

gekostet und welche ich ohne Stolz als eine der schönsten und gelungensten nennen darf, entziehen zu können, da sie derselben gar nicht werth ist. England erkannte jedoch nach kurzer Zeit die Größe des Verlustes und noch mehr der Verleger, der in London allein über 2000 Exemplare von dem Geschichtswerk absetzte *). Neben den historischen Studien beschäftigten unseren Ritter auch die staatsrechtlichen sehr, und er schrieb allerlei, was er über die Politik seines Vaterlandes früher gedacht und noch dachte, so wie über die Grundsätze der inneren Regierung und Verwaltung desselben, bald in streng scientifischer, bald in aphoristischer Form nieder. Anderes bereitete er vor.

In seinen Staatsmaximen unterschied Raleigh zweierlei Arten von Monarchie, hinsichtlich ihrer Gewalt und Macht, 1) unumschränkte, wo die ganze Gewalt, in sämmtlichen Staatsangelegenheiten zu gebieten, Krieg und Frieden und Verträge zu schließen, Gesetze zu geben, Todesstrafen zu erlassen, u. s. w. nach Recht und Herkommen, dem Souverän zukömmt, (wie z. B. in England), 2) beschränkte nemlich solche, welche nicht in allen Punkten und Staatssachen völlige Gewalt üben, z. B. in Polen, wo der König sowohl zu Friedenszeiten, als bei Kriegen an

---

*) Iselin Histor. Lexikon. IV.

die Mitwirkung von Andern gebunden ist. Obgleich die andern Stände der Gesellschaft, damit auch sie zufrieden gestellt werden, eine Stimme bei der Gesetzgebung haben, so bleiben sie doch stets dem Gutdünken und negativen Willen des Monarchen unterworfen.

Man erkennt hier die Einwirkung des Geistes der Regierung von Elisabeth, einer Periode, wo die größtmögliche Summe von Freiheit faktisch in's Leben geführt und für die Unterthanen ein so glücklicher als ruhmvoller Zustand der Dinge begründet war, während die Regierungsrechte auf Kosten der Theorie von der Volksfreiheit und selbst des Buchstabens der alten Verfassung ungewöhnlich, wie niemals, erweitert sich zeigten.

In derselben Abhandlung erklärt jedoch Sir Walter an einer andern Stelle: „In jedem geordneten Staate hat das Volk einen Antheil an der Regierung oder muß ihn haben; in einem Königreiche z. B. eine Stimme bei der Gesetzgebung und bei der Werbung von Truppen, falls die Sache von Bedeutung und der Regent genöthigt ist, seine Unterthanen um Beistand anzugehen. Die Sache kann sodann in einem Parlamente erwogen werden, damit es das Ansehen gewinne, als wenn die Auflage von dem Volke selbst herrühre; So können demselben auch Berathungen und Institutionen

bei gerichtlichen Sachen gestattet werden, und zwar aus dem Beweggrund, weil das Volk überdrüssig wird, sobald es gewahr wird, daß man es für nichts achtet. Diese Maasregeln oder diese Gedanken sind wenig von denen des Königs unterschieden, welcher die Privilegien des Parlamentes mehr als Verwilligungen und Zugeständnisse, denn als Erbrechte betrachtete *).

In einem politischen Dialog zwischen einem Hofmann, einem Rathsherrn und einem Friedensrichter vom Lande**) sind die Ansichten Raleighs noch deutlicher ausgesprochen, der letztere repräsentirt die Parthei der Patrioten und vertheidigt die höchsten Begriffe von Freiheit, welche in jener Zeit aufgestellt worden. Der Rath behauptet: alles was der König mit Beistimmung seines Privat- oder Geheimen Rathes thue, geschehe aus unumschränkter mo-

---

*) Der Geschichtsschreiber Hume, welcher in seinen Betrachtungen über die bürgerliche Regierung Englands während der Perioden Elisabeths und Jakobs I. verschiedene Aussprüche über W. Raleigh anführt, hält es für merkwürdig, daß man Raleigh der puritanischen Parthei so geneigt glaubte, trotz der hier ausgezogenen Sätze: Aber die Begriffe von der Regierung — fügt er bei — verändern sich freilich in kurzer Zeit sehr.

**) Ein opus posthumum, das erst in späterer Zeit im Druck erschien.

narchischer Machtvollkommenheit; darauf bemerkt der Richter: und aus welcher Machtvollkommenheit geschieht es denn im Parlamente? Irret Euch nicht, Mylord! Die drei Stände rathen nur, wie der Geheime Rath auch; wenn der König diesem Rathe folgt, so wird er in dem erstern des Königs eigene Handlung im andern des Königs Gesetz. Diese durch die Thatsachen zwar bestätigte, aber immerhin gefährliche Theorie brachte schon dem Nachfolger Jakobs verderbliche Früchte. Aber eine Menge der ausgezeichnetsten politischen Denker Englands in jener Periode hegten die gleiche Ansicht, wie Raleigh.

Seine Abhandlung über die Vorrechte des Parlamentes gehört ebenfalls zu seinen geschätztesten politischen Schriften und zu den wichtigsten, hinsichtlich dieser Materie, erschienenen überhaupt.

Auch im Gebiet der Statistik, Nationalökonomie, versuchte sich Raleigh mehrfach und ein trefflicher Traktat „über die erste Erfindung der Schifffahrt", welcher Ehemals und Jetzt der englischen Marine beleuchtete, gab beherzigungswerthe Winke für den Schiffbau. Für den Tabak und dessen Cultivirung, als wichtigen Zweig der Nationalindustrie, bemühte er sich so lange er lebte, mit großer Vorliebe.

Sogar den Naturwissenschaften und der Chemie wendete er seine angestrengten Forschungen zu

und er hatte das Glück, jene edle Arznei wider bösartige Fieber zu entdecken, welche in der Geschichte der Medizin unter dem Namen „Raleghs Cordial“ bekannt geworden ist und darin einen bleibenden Rang ihm sicherte. Verschiedene andere Schriften, welche theils den Druck erlebten, theils in Handschrift noch jetzt aufbewahrt werden, zeugen ebenfalls von seinem Eifer, seinen Kenntnissen und seinem fruchtbaren Genie. Der damalige Prinz von Wales, Heinrich, der Liebling und die Hoffnung der Nation, und nach seinem allzu frühen Tode ein Gegenstand allgemeiner und tiefer Trauer, gehörte zu den Personen, welche eine ungeheuchelte Bewunderung für seine Talente und das meiste Mitleid mit seinem Schicksale hegten, und der Prinz pflegte nicht selten zu sagen: „Niemand als mein Vater könnte es über sich bringen, einen solchen Vogel im Käficht zu halten.“ Selbst die Königin, der Weltfreuden müde, nahm ein lebhaftes Interesse an Raleigh und beschäftigte sich mit Vergnügen an seinen geistreichen Werken. Aber Jakob blieb taub gegen die Bitten des Sohnes wie der Gemahlin für die Befreiung des Gefangenen. Er fürchtete diesen Geist, welchen so viele bewunderten, und die Rache eines Mannes, dem er so schwere Leiden zugefügt.

Am meisten hintertrieb jedoch diese Freilassung sowie jede Erleichterung seines Looses der schon er-

wähnte Günstling, der nichtswürdige Graf von Sommerset, durch dieselben Beweggründe, welche er bei Jakob lebhaft zu erhalten wußte, und noch durch einen mehr, den Besitz der Güter des Ritters, für welche er schwerlich vom Könige entschädigt worden wäre, hiezu bestimmt. Aber auch die Stunde dieses Glückspilzes schlug, wie die seines Vorgängers im königlichen Vertrauen, Salisbury. Nachdem er durch frevlen Uebermuth sich immer mehr verhaßt gemacht, kam er zuletzt in dasselbe Gefängniß, welches Raleigh verschloß. Nach einem dreizehnjährigen Aufenthalt darin erwirkten diesem endlich die Fürsprachen des neuen Staatssekretärs Winwood, in dessen geist- und lehrreichen, für die Geschichte des Zeitraumes wichtigen Druckschriften so vieles auch über Sir Walter aufbewahrt zu finden ist, die Freiheit. In einem der Briefe, die er deßhalb an diesen Staatsmann gerichtet hatte, betheuerte der Ritter: er wünsche die letzte Zeit seines Lebens eben so, wie die erstere, in rühmlichen und dem Vaterlande ersprießlichen Beschäftigungen zuzubringen; für den König und nicht durch den König zu sterben, sey der höchste Ehrgeiz, nach dem er jetzt noch trachte.

Allein gerade dasjenige, wodurch er sein Ansehen wieder herzustellen und seine Stellung bei Hofe zu befestigen gedachte, ward die Ursache seines neuen

Falls und seines endlichen Verderbens. Guiana lag noch immer vor seiner Seele, mit allen Träumen und Planen der früheren Zeit. Die Hindernisse, welche sich der Ausführung derselben entgegengestellt, die mißlungenen oder nur theilweis geglückten Resultate der verschiedenen Fahrten seiner Genossen und Nachfolger, endlich die Schicksale, welche die versuchten Pflanzungen selbst betroffen, hatten in ihm die Ueberzeugung keineswegs geschwächt: jenes Land sey das reichste in der Welt, und sein Anbau würde von ungeheurem Gewinn für die Krone Englands begleitet seyn. So lebhaft beschäftigte sich seine Phantasie mit diesem Bilde, daß er selbst von seinem Gefängniß aus Verbindungen mit Guiana unterhielt und jedes zweite Jahr ein Fahrzeug dahin absandte, welches die Eingebornen mit seinem festen Vorsatz bekannt machen und in der Hoffnung rege erhalten mußte, daß er alsbald nach erlangter Freiheit für seine eigene Person, zu ihrer Befreiung, aus dem Joche der Spanier, herbei eilen werde. Ja er ließ sogar auf diesen Fahrzeugen mehrere Indianer nach London kommen, um sich mit ihnen innerhalb der Mauern des Towers über die Lage der Dinge in ihrer Heimath, über die Oertlichkeiten der verschiedenen Gegenden derselben, über die Bergwerke und deren Ausbeute ausführlich zu besprechen. Daß die Eingebornen seinem Rufe

folgten und auch jetzt noch Vertrauen in ihn setzten, beweist am besten, welche Macht er über ihre Geister und Gemüther zu erringen gewußt und wie ehrenvoll das Andenken war, welches er von sich bei ihnen zurückgelassen hatte. Nach seiner Erlösung säumte er nicht dem Hof eine Denkschrift einzureichen, welche all dasjenige, was er frisch zu unternehmen den Entschluß gefaßt hatte, der Länge und Breite nach entwickelte und worin er um einen neuen königlichen Freibrief für seine Reise bat. Um sich's zu erklären, wie der Ritter, dessen ganzes Vermögen längst eingezogen und verschleudert war, zu einem solchen Vorsatz kommen konnte, welcher so große Mittel erforderte, muß nachträglich berichtet werden, daß er durch die Vermittelung seines Gönners des Prinzen Heinrich, 8000 Pfd. Sterl. als Aversal-Entschädigung für seine Ansprüche erhalten hatte *).

Der Friede war zwischen England und Spanien zwar geschlossen, allein das bekannte Heirathsprojekt zwischen dem jüngern Prinzen des Königs Jakob und einer spanischen Infantin noch nicht im Werden. Das größte Hinderniß bestand in der Herbeischaffung der nöthigen Geldsummen. Der in diesem Punkte selbst sehr schwache Jakob konnte keinen Rath hiefür schaffen und er überließ, Raleighs Projekt im Uebrigen

*) Raleghs Apologg.

ungemein billigend und in gespannter Erwartung der reichen, dem Staatsschatze zu gewinnenden Schätze, ihm allein zu thun, was er für gut fand. Der Ritter vertraute auf sein Glück, und es fehlte ihm nicht an Freunden, wie vordem, welche Aktien herbeizuschaffen bereit waren. Der Freibrief wurde endlich ausgestellt*).

Aber gerade über die Natur desselben entstand nachmals großer Streit und die Geschichtschreiber weichen in den Behauptungen über diesen Punkt, der für Sir Walter so bedeutsam geworden, sehr von einander ab. Nach Jakob I. eigener Angabe war die Urkunde nicht mit dem großen Siegel der Krone, sondern blos mit dem geheimen Siegel und ohne die gewöhnlichen Förmlichkeiten, versehen worden. Allein es hat sich später aus genauer Prüfung der Archive ergeben, daß wirklich eine Bestallung im großen Styl und mit dem herkömmlichen Gruße: „Unserem lieben und getreuen Ritter Sir Walter Raleigh“ gegeben im 14. Jahre der Regierung König James I. über England und dem 50. über Schottland,“ ausgefertigt worden ist; zugleich jedoch findet sich daselbst auch angemerkt, daß diese Bestallung per breve de Sigillo privato gewesen sey. Campbell hält es nichts desto weniger für

---

*) Harcourt: Voyage to Guiana. — Camden: Annals of K. James.

wahrscheinlich, daß sie durch beide Siegel gegangen sey; ein gewisser Ausdruck in einem Briefe Raleighs bestätige diese Muthmaßung, und obgleich mehrere der sonst üblichen Formalien in dem Freibriefe fehlten, so habe er doch eine so ausgedehnte und in so kräftigen Ausdrücken ausgesprochene Vollmacht verliehen, als es nur immer möglich sey, in Worten auszudrücken.

Alles dieß mußte Raleigh die feste Ueberzeugung gewähren, daß die Urkunde zugleich implicite und stillschweigend seine vollständige Begnadigung in sich fasse und jede unbefangene Kritik und Kunde des Rechts wird dieser Ansicht huldigen. Kraft einer eigenen Klausel wurde der Ritter zum „General und Oberadmiral der Expedition," durch eine andere aber zum „Statthalter" des neu anzubauenden Landes mit unumschränkter Gewalt ernannt; durch eine dritte endlich ihm die Befugniß, in allen vorkommenden Fällen, das Kriegsrecht auszuüben, wie den Generallieutenants des Königs zur See und den Statthaltern der Grafschaften, übertragen. Welcher Vernünftige konnte nach diesem noch annehmen, daß eine solche Macht über mehrere tausend Unterthanen einem Menschen übertragen worden sey, der noch unter der Last eines Todesurtheils sich befunden? Raleigh selbst war zwar nicht ganz ohne Skrupel; allein als er seinen Freund, den Ritter Francis Bacon von

Verulam, damals in hoher Stellung bei Hofe, darüber zu Rathe zog: ob es nicht, mehrerer Sicherheit halber, zweckmäßig wäre, seine volle Begnadigung durch eine Summe Geldes zu erkaufen, — gab ihm dieser zur Antwort: „Bei Eurer Reise, Herr, kömmt alles auf das Geld an; spart es darum für Eueren Zweck. Ihr habt schon volle Begnadigung wegen des Vergangenen dadurch erhalten, daß der König Euch unter seinem großen Siegel zum Admiral einer Flotte gemacht und Euch die Gewalt gegeben hat, Kriegsrecht zu üben über Offiziere und Soldaten“ *)!

Raleigh verwendete auf die Ausrüstung dieser Flotte sein ganzes damaliges Vermögen; seine Gattin, eine mit seinen Ideen befreundete und seiner würdige Dame, verkaufte ihr Gut, das sie zu Mircham besaß, und auch mehrere Freunde, wie er gehofft, hatten beträchtliche Summen hergeschossen. Das Admiralschiff, ein herrliches, und großes, ganz neu erbautes Fahrzeug, bedeutungsvoll genug „das Verhängniß“ getauft, faßte nicht weniger als 440 Tonnen und 36 Kanonen. Sein ältester Sohn, Walter, befand sich als Hauptmann

---

*) Coke: Detection of the four last Reignes. — Rapin: History of England and Tindal's Notes. — Declaration of the Demeanour and Carriage of Sir W. Raleigh. — Rymeri foedera. XVI. — Oldys: Life of W. R. — Howel's Letters.

mit 80 Freiwilligen, aus angesehenen Familien, meist seiner eigenen Verwandtschaft und anderen vermöglichen Leuten, auf demselben. Das zweite Schiff hieß der „Jason von London“, mit 240 Tonnen und 25 Kanonen, und ward von John Penington, als Vice-Admiral, befehligt; das dritte, „die Begegnung“ von 160 Tonnen und 17 Kanonen, führte Edward Hastings und später (nachdem dieser bald darauf gestorben) Sir Whitmy. Das vierte, „der Donner“, mit 160 Tonnen und 20 Kanonen, Warham Sentleger; das fünfte: „der fliegende John“ mit 14 Kanonen, John Chidley; das sechste, „der Southampton“ mit 6 Kanonen, John Bayly; das siebente: „der Page“ stand unter den Befehlen Kapitäns John Parker. Zu diesen kamen noch acht kleinere („die Convertine“, „das Vertrauen“ und „der fliegende Hirsch“ u. s. w.) von verschiedenen Größen, angeführt von den Hauptleuten Keymis, Woolaston, Ferne, Smith, King und Chudley.

Sir Walter segelte mit einer Abtheilung dieser Flotte (am 28. März 1617) aus der Themse; allein die stürmische Witterung nöthigte ihn, in Plymouth bis zum Juli und sodann in Cork bis zum 19. August zu verweilen. Am 6. September erst traf er vor den kanarischen Inseln ein, wo er mit Erfrischungen sich

versah und von da aus er ein für sich und seine Mannschaft sehr günstiges, von dem Statthalter derselben ausgefertigtes Zeugniß nach London schickte*). Doch wir lassen den Ritter selbst in seinem Schreiben an den Staatssekretär Winwood das Weitere über seine Fahrt berichten.

„Mein Herr! Ich habe Euch noch keine Rechenschaft von unserer Fahrt nach Westindien erstattet, übrigens auch noch keinen andern Stoff dazu gehabt, wenn ich nicht das größte und schwerste Unglück ausnehme, welches je einem Menschen begegnen konnte. Denn, während man sonst in der Regel die Ueberfahrt von dem Capo de Verde nach Amerika innerhalb zwanzig Tagen machen kann, waren uns die Winde so widerwärtig, und es bedrängte uns ein so heftiger Sturm und Platzregen, daß sechs volle Wochen darunter verstrichen. Hierauf trat eine furchtbare Hitze ein; das frische Wasser begann zu mangeln; Anker und Seile wurden bei der Insel Brava und dem grünen Vorgebirge uns zerrissen, so daß wir auf unseren gänzlichen Untergang uns gefaßt hielten. Zu allem Ueberfluß kamen noch schwere Krankheiten, welche eine große Zahl der tüchtigsten und erfahrensten Seeleute, so Matrosen als Soldaten, uns dahin raffte.“

---

*) Campbell.

„Am 17. November erst bekamen wir die Küsten von Guiana zu Gesicht; wir ankerten fünf Meilen vom Flusse Caliana und ruhten daselbst bis zum 4. Dezember aus. Während der Zeit wurden unsere Kranken an's Land gesetzt, und die von England mitgebrachten Barken und Schaluppen aufgenommen, um sie zu säubern; ebenso versahen wir uns mit frischem Wasser. Der Kazike Harry Caliano, mein alter Bekannter, leistete uns dabei treffliche Dienste und erzeigte uns alle Ehren und Freundlichkeiten, die nur in seiner Macht standen. Ich selbst aber schwebte über sechs Wochen lang am Rande des Todes, so zwar daß ich kein Glied bewegen konnte und auf einem Sessel mich tragen lassen mußte. Inzwischen gab ich dem Kapitän Keymis Ordre, mit fünf Schiffen nach dem Orinoko zu segeln und das Volk nach der Mine zu führen. Diese Fahrzeuge trugen fünf Kompagnieen, je zu 50 Mann, befehligt von den Hauptleuten Parker und Noorth, (Brüdern der Lords Montaigle und Noorth) tapfern Edelleuten, ausgezeichnet durch Ausdauer und Standhaftigkeit in Hunger, Hitze und Ungemach jeder Art; eben so von meinem Sohne Walter, dem Kapitän Tornay und dem Lieutenant Okemerly. Leider war mein Sergent-Major, Kapitän Pigot, auf der beschwerlichen Reise gestorben und mein Lieutenant Sir Warran

St. Leger liegt so siech darnieder, daß wenige Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig bleibt."

„Als sie den Fluß hinauf fuhren, begannen die Spanier die Feindseligkeiten, beschoßen uns ernsthaft mit Musketen und Geschützstücken und nöthigten uns dadurch, ebenfalls auf sie zu feuern. Bald darauf vertrieben meine Leute die Spanier aus der Stadt. In diesem Kampfe ward mir mein Sohn erschlagen, er, der eifriger für seine Ehre, als für seine Erhaltung bemüht war. Mit dem Tode dieses Jünglings schwand mir, ich muß es in Wahrheit gestehen, das letzte Gefühl von Achtung für diese Welt."

Im Verlaufe seines Berichtes schildert Raleigh nunmehr das wegen der Silberminen erlittene Geschick und die Ursachen davon, so wie von dem Mißlingen der ganzen Expedition; obgleich er sich nicht verpflichtet fühle, mit Ausnahme Sr. Majestät Irgend Jemanden mehr Rechenschaft über die Vorfälle bei St. Thomas zu erstatten, nachdem er dadurch seinen Sohn und sein ganzes Vermögen eingebüßt, so wolle er doch über die ganze Sache nach ihrem wahren Hergang den Kanzler orientiren.

Die Spanier, deren Grausamkeit gegen alle fremde Kaufleute, besonders aber Engländer von Geburt, welche den Minen sich näherten, nicht genug geschildert

werden konnte *), trugen noch mehr Sorge, den Weg dahin zu bewahren, als für die Stadt selbst, und der scharfe, rauhe, steinigte Weg begünstigte sie in diesem Bemüh'n. Dieß war denn auch die Ursache, daß Kapitän Keymis den Fluß ganz seicht fand und nicht leicht an's Land gelangen konnte, sondern eine ganze Meile davon Halt machen mußte, der vielen daselbst getroffenen Sandbänke willen. Und als endlich nach allerlei vergeblichen Versuchen ein tauglicher Landungsplatz sich zeigte, flog aus dem Gebüsch eine starke Musketensalve hervor, welche nicht nur mehrere der besten Ruderer todt dahin streckte, sondern auch einen sehr tapfern Offizier, den Kapitän Tornay hart verwundete und für längere Zeit unbrauchbar machte.

Es war ein großes Unglück, daß Keymis, auf dessen Umsicht Raleigh sich gänzlich verlassen, diesmal seinem eigenen Kopfe folgen wollte. Er hegte die Ansicht, daß die in St. Thomas zurückgebliebenen Engländer den Angriffen der Spanier, welche alsbald ihre Schlappe zu rächen herbeigeeilt waren und die Stadt Tag und Nacht mit Geschütz und Sturm bedrängten, nicht lange widerstehen würden. Die Sache mit den Minen sey fast unausführbar, besonders da im Angesichte des

---

*) Sir Walter behauptet sogar, daß sie dieselben lebendig geschunden hätten.

Feindes über einen Arm des Stroms gesetzt und in die Gebirge eingedrungen werden mußte, wo dichte Gebüsche den weiteren Weg verhüllten, durch welche sich zu winden eben so gefahrvoll als beschwerlich; aber auch, wenn man bei den Minen angelangt, gebreche es an Arbeitern und Handwerksleuten, um etwas mit Erfolg im Bergwerke zu unternehmen. Keymis entschloß sich daher, unbekümmert um die Aufträge des Admirals vom Orinoko wieder nach Trinidad zurückzusegeln. Die Stadt Thomas wurde jedoch vorher in Brand gesteckt und der Rest von den 250 Mann bestieg die Böte wieder und kam glücklich im Hauptquartier an. Sir Walter wurde durch sein Erscheinen wie vom Donner gerührt. Er warf dem Kapitän seine Pflichtvergessenheit und Säumniß in den härtesten Ausdrücken vor und erklärte ihm gerade zu, daß er seine Ehre bei dem Könige rettungslos zu Grunde gerichtet und Leib und Gut ihm auf die Spitze gestellt. Keymis ward dadurch so tief erschüttert, daß er in die Kajute eilte, und mit einer Pistole sich den Kopf zerschmetterte. Raleigh, welcher darüber mit einer grausam-bitteren Ironie und Indifferenz berichtet, sagt selbst, daß er dem Unglücklichen die Bemerkung gemacht: nach des Sohnes Tode sey es ihm gleichgültig gewesen, ob noch einige hundert Menschen mehr oder weniger mit ihm umgekom-

men wären oder nicht, wenn nur das Bergwerk entdeckt und die Ehre seines Namens gerettet worden. Er bezeugte vor Gott, daß ohne die Flucht des von ihm so hochgeachteten Kapitäns Whitmy nach dem Granados und den Verlust des Schiffes von Wellahton, er das äusserste noch versucht und seinen Körper neben dem seines Sohnes zu St. Thomas gelassen oder aus den Minen soviel Gold und Silber gewonnen haben würde, daß der König den klaren Beweis von der Gründlichkeit seiner Vorschläge erhalten hätte.

Der Schluß von Sir Walters erstem Brief an den Staatssekretär ist erschütternd: „Ich weiß nicht, — schreibt er — wie es mit mir werden wird; ich habe keine Verzeihung zu hoffen in England; meine geringen Mittel sind aufgezehrt, und ich bin im Zweifel, ob irgend ein Prinz mir Brod geben wird. Ich bitte Euch, Mylord eine gute Meinung von mir zu behalten und bei den Grafen von Arundel und Pembroke (damals den einflußreichsten Staatsmännern) meiner eingedenk zu seyn. Habt auch Mitleid mit meiner armen Hausfrau, an die ich jetzt nicht schreibe, um es zu vermeiden, daß sich bei ihr die Betrübniß über des Sohnes Tod erneuere. Theilt mein Schreiben an Euch dagegen dem Lord Carew mit; denn für ein zerbrochenes Herz, für einen schwachen Leib und blöde Augen ist es eine Quaal, viele Briefe zu schreiben!“

Raleigh verhieß auch noch, wenn er bei Leben bliebe, die Resultate mancher seiner Entdeckungen und Beobachtungen, namentlich über die Zustände Indiens, welche als von großer Wichtigkeit sich herausstellen dürften. Ueber das, was ferner, nach der unglückseligen Rückkehr des Kapitäns Keymis geschehen und dessen letzte Augenblicke lesen wir noch Einiges, ebenfalls an Winwood gerichtet:

„Mylord! Nach dem Tode des Keymis gestanden der Sergeant-Major und mehrere seiner getreusten Freunde ein, daß er, nachdem sie zurückgekehrt waren und am Ufer des Flusses sich befanden, die Bemerkung gemacht: er könnte sie wohl zur Mine bringen und zwar in zwei Stunden Weges, vom Fluß an gerechnet; da jedoch der Sohn des Admirals todtgeblieben, derselbe seine Begnadigung noch nicht vom Könige hätte und die Hoffnung somit unsicher, ob er bei Leben bliebe, so finde er, der Kapitän, es ungerathen, die Mine für die Spanier oder deren König, zu öffnen. Hierauf gaben ihm Jene zur Antwort: wenn der Ritter auch nicht förmlich begnadigt worden, so habe er doch vom Könige unter dessen großen Siegel die Erlaubniß zu dieser Reise so wie die Verwilligung des dritten Theils der Beute erhalten. Keymis erwiederte: solch eine Schenkung gehöre einem Manne nicht, der

(bürgerlich) nicht mehr vorhanden sey, und bleibe somit nach dem Gesetze ungültig.“ Der Kapitän führte noch allerlei dergleichen Reden, aus welchen hervorging, daß er für sich selbst mehr, als für die Expedition und deren Bestimmung zu sorgen bemüht war; er traute jedoch, in der Unterredung mit seinem Befehlshaber, welcher ihm erklärte, daß er an Winwood nun schreiben werde, wie wir oben bemerkt, von dessen Klagen ergriffen und auch über sein eigenes Schicksal in England bange, ihm zu: ihn beim Staatssekretär förmlich zu entschuldigen, dessen ich mich aber mit der Bemerkung weigerte: falls er sich getraue, den Räthen des Königes genug zu thun, so sollte es mir sehr lieb seyn; allein mir selbst solches zuzumuthen, fände ich unbillig, da ich, von seiner Schuld überzeugt, ausser Stande sey, es zu thun; darauf gab Keymis zur Antwort: er entferne sich blos auf einen Augenblick, um eine bessere Genugthuung zu geben, als man erwarten könne. Ich begab mich nun in mein Kabinet, hörte jedoch bald einen Pistolenschuß über meinem Haupte. Auf angestellte Nachfrage hierüber, hieß es: Kapitän Keymis habe seine Pistole zum Fenster hinaus abgeschossen, um sie zu putzen. Als jedoch der Junge desselben in das Schlafzimmer trat, fand er ihn verblutet auf dem Bette, das Gesicht zwar nur etwas verletzt, da die geladene Kugel zu klein gewesen war; allein es steckte

ihm zugleich ein langes Messer im Leibe, bis an das Heft hineingedrückt.“ —

Raleigh schrieb wiederholt an den Staatssekretär und meldete ihm die Absendung seines Vetters Herbert, eines tapfern und loyalen Edelmanns, so wie eines Flieboots, beladen mit einer Anzahl liederlicher Pursche, welche weder zu Wasser noch zu Lande im Geringsten brauchbar. Herb meinte er; obgleich jene selbst darum angehalten, so zweifle er nicht daran, daß sie ihn aller Orten, wo sie's nur vermöchten, ihn verunglimpfen würden. Er bat Winwood, solchem Abschaum keinen Glauben beizumessen, wenn sie Uebles von ihm redeten, von ihm, der mehr Mühe und Arbeit auf der letzten Seefahrt erlitten, als der schlechteste Hallunke auf seiner Flotte. Wenn die Kerls nur einmal fort, gedenke er noch mit vier ziemlich großen Schiffen bis zu Ende August's die See zu halten.“

Das Unglück jedoch verfolgte leider unseren Ritter unausgesetzt; denn die nach England abgeschickten Briefe trafen Sir Ralph Winwood nicht mehr am Leben, und sein bester Freund und Gönner, der ihn aus der fatalen Geschichte sicherlich herausgeschlagen haben würde, war ihm mit diesem edlen und thätigen Staatsmann entrissen. Wir kommen nun auf den Stand der Dinge in England zurück, wie er gleich

nach Abfahrt der Flotte für Sir Walter sich bereitet und auf das drohende Gewitter, welches, in Folge der unglücklichen Ergebnisse, immer mehr aufstieg.

Der spanische Botschafter, Don Gondomar, in London war auf die Expedition Raleighs schon im Beginn aufmerksam gemacht und auch in Kenntniß gesetzt worden, daß der unternehmende Mann mit noch etwas ganz Anderem schwanger gehe, als einer bloßen Entdeckungsreise, wie die ostensible Bestimmung laute. Vielleicht hatte Raleigh unvorsichtig gegen Personen, die nicht so ganz reinen Mund hielten, sein Geheimniß ausgesprochen, vielleicht auch war, was man als von ihm beabsichtigt, geltend machte, ein auf allgemeine Beschuldigungen gegründeter Vorwurf. Es hieß nemlich: er gehe nicht so fast damit um, die Bergwerke in Guiana zu entdecken, als die spanische Silberflotte zu erobern und die reichen Städte in den südamerikanischen Kolonien der Spanier anzugreifen, ihre Schiffe zu verbrennen, und mit einem Theil der ungeheuren Beute, jede Verantwortlichkeit, die hierdurch auf ihn kommen würde, bei dem geldarmen, schmutzighungrigen Könige, der solchen Beweggründen nur mühsam widerstand, nieder zu schlagen, oder, falls er in seiner Berechnung sich auch täuschen sollte, mit dem reichen Raube in ein andres Land sich zu flüchten.

Diese kühne Idee, welche nachmals die Flibustiers

und namentlich ihr berühmtestes Haupt, Montbar den Vertilger, zu Cromwells Zeiten, ausgeführt, scheint Walter Raleigh nicht unähnlich, und die Wahrscheinlichkeit gewinnt an Stärke, wenn man die allgemeine Stimmung der Zeit, unter den Protestanten zumal, gegen Spanien, erwägt, welches als ein habsüchtiger usurpatorischer, fanatisch-glaubensverfolgerischer Tyrann, ja als Feind des Kontinents betrachtet wurde, gegen welchen man alles für erlaubt hielt; und wenn man den persönlichen Haß des Ritters, mit in Anschlag bringt, welcher einerseits von ihren Gräueln in Südamerika so vieles gehört und gelesen hatte, und welchen anderseits die durch die Thaten der Eroberer Cortez, Pizarro u. s. w. lebhaft gesteigerte, selbst im alten Manne noch ungeminderte Phantasie zur Nachahmung reizte.

Der spanische Botschafter hatte durch seine Späher bei Hofe, auf welchen seine feinen Manieren, sein glänzender Witz und seine, namentlich in Ausbeutung und Kirrung der Gelehrteneitelkeit Jakobs I. glückliche, Schmeichelkunst großen Einfluß ihm verschafft, die dem Ritter ertheilten Verwilligungen bald ausgemittelt und eben so dessen weiteren, theils öffentlichen theils geheimen Plan wegen den spanischen Besitzungen. Er protestirte feierlich gegen das Unternehmen und bezeichnete es geradezu als eine „Seeräuber-Expe-

dition.“ Der König ließ, da Sir Walter noch nicht abgegangen, das Privilegium sich herreichen, sah es von Neuem durch und nahm eigenhändige Verbesserungen darin vor. Sie bestanden darin, daß Raleigh und seinen Leuten zwar die Befugniß ertheilt wurde, Handel zu treiben und sich zu vertheidigen, nicht aber das Recht: Andere anzugreifen und zu unterjochen; ja die Unternehmung wurde sogar auf die von wilden und ungläubigen Nationen bewohnten Länder ausgedehnt. Der König trieb die Gefälligkeit noch weiter und verbot Sir Walter'n ausdrücklich, die Unterthanen seiner Bundesgenossen und namentlich des Königs von Spanien zu beeinträchtigen, und begehrte sogar die Angabe der Plätze, wohin man gehen wolle und die der Stärke der bewaffneten Macht, welche mitgenommen werden sollte. Der Botschafter bekam, ob durch Bestechung und Untreue, oder, was sogar wahrscheinlich, durch eine höchst tadelhafte Zutraulichkeit des Königes selbst *), das Aktenstück zur Einsicht, nahm

---

*) Er hatte das Unternehmen in seiner ganzen frühern Integrität gebilligt, darauf in seinen Schutz genommen, unter dem es auch in der veränderten Gestalt noch stand. Dadurch, daß er einen Dritten, einen natürlichen Gegner, in die Karte sehen ließ, half er eine Sache vereiteln, von welcher er doch selbst für den Staatsschatz und seine Privatkasse gewinnreichen Erfolg erwartete.

alsbald eine Abschrift davon und ließ sie, sammt einer Verstärkung an Truppen, seinem Bruder, dem Gouverneur von St. Thomas, zusenden *).

Als Raleigh noch auf der Rhede lag, hatte er

---

*) Campbell (Gesch. der engl. Seemacht unter Jakob I.) faßt den ganzen Hergang und Zusammenhang sehr richtig auf und drückt hierüber sich folgendermaßen aus: „Der von Sir W. Raleigh entworfene Plan war, trotz des großen Geschrei's, das die Spanier darüber erhoben, sehr wohl zu rechtfertigen. Es geht auch wirklich klar genug hervor, daß die Beschwerden ihres Gesandten, Don Diego Sarmiento d'Acunha (nachmals Graf Gondomar) nicht so sehr auf Begriffen von Unrechtmäßigkeit desselben, als auf einem spanischen Stactsstreich ruhten; es ward ein gewaltiger Lärm unter einem falschen Vorwande gemacht, um die wahre Absicht der Reise Sir Walters zu entdecken. Und hierin begünstigte Jenen das Glück nur allzusehr. Denn auf seine (des Gesandten) Vorstellungen ward der vortreffliche Mann genöthigt, einen umständlichen Bericht, sowohl von seinen Zurüstungen, als auch von dem auszuführenden Plane selbst, zu erstatten; derselbe ward den Spaniern (man weiß nicht wie?) mitgetheilt. Dadurch erhielten sie Gelegenheit, für's erste, sein Unternehmen im Beginn zu vereiteln, und sodann, nach seiner Rückkehr, ihn um seinen Kopf zu bringen, zur ewigen Schande dieses Königreichs und zum größten Schaden der Nation. Denn der Plan des Ritters, Guiana zu besetzen, war ohne allen Zweifel nicht nur wohl angelegt, sondern auch wohl begründet, und hätte man denselben befolgt, so würde jenes Land den Engländern eben denselben Vortheil gebracht haben, als Brasilien den Portugiesen."

von dem französischen Bothschafter des Maretz mehrere Besuche erhalten. Da der Gegenstand derselben nicht bekannt wurde, so erzeugte dieß in Jakob Verdacht und vielleicht schrieb sich daher die veränderte Stimmung hinsichtlich der Person und Expedition von Raleigh.

Es wird erzählt, vor der Einnahme von St. Thomas hätten mehrere seiner Leute dem Admiral Vorstellungen über solch' vermessene Uebertretung der erhaltenen Instruktion gemacht, wogegen derselbe eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs vorgeschützt, jener Stadt sich zu bemächtigen, sobald man in dem Vorhaben, die Minen betreffend, ihn von dort aus stören würde. Ebenso wurde, vielleicht von den voraus geeilten schlimmen Subjekten, deren Raleigh in seinem letzten Schreiben an Winwood erwähnt, verbreitet: sein Sohn Walter habe, als er das Kriegsvolk wider die Stadt angeführt, demselben ironisch zugerufen: „Kommt, liebe Leute! hier liegt die Mine, die ihr erwartet habt. Narren sind's, die eine andere zu finden glauben!“ Dadurch habe der Jüngling des Vaters Geheimniß wider Willen selbst verrathen.

Nach dem tragischen Ende des Keymis und dem Abzug seiner noch übrigen Mannschaft, lag der Ritter noch neun Wochen lang ununterbrochen beim Capo da Gallo. Endlich entschloß er sich, zu einer Bewe-

gung von einigen Meilen vorwärts, den Karaiben zu. Allein er erlitt darüber von seinen Leuten großen Widerspruch, da man befürchtete, daß das bei Trinidad zurückzulassende Fußvolk entweder von feindlicher Uebermacht aufgerieben werden, oder durch Mangel an Lebensmitteln zu Grunde gehen könnte. Ueberdies zeigte sich bei ihnen ein immer größeres Mißtrauen in den Oberanführer, da von den Minen ferner die Rede nicht mehr war, und eine heftige Sehnsucht der Rückkehr nach England ergriff sie. Raleigh versammelte den Kriegsrath in seiner Kajüte und theilte ihnen seinen Plan mit: vorerst nach den neu entdeckten Ländern zu segeln und Erfrischungen einzunehmen, sodann aber nach den westlichen Inseln zuzusteuern und auf die spanische Flotte, die von Mexiko erwartet wurde, zu lauern, welcher gegenüber ein alle erduldete Mühsal reichlich ersetzendes Abentheuer bestanden werden sollte; nach England selbst zurückzukehren, gedenke er für jetzt noch nicht, da er im Ungewissen sey, wie seine Verrichtungen zu London aufgenommen werden dürften. „Ich will, — schloß er endlich — meinen Kopf so lange nicht unter den Gürtel des Königs legen, bis ich die Begnadigung mit dem großen Siegel vor mir sehe!“

Trotz der Gegenreden mehrerer Kapitäne und eines Theils der Soldaten, ging er daher frisch unter Se-

gel; allein das Mißvergnügen unter der Mannschaft wuchs und die Mehrzahl rief unaufhörlich: „Nach England! nach England.“ Raleigh stieg irgendwo an's Land und befahl ihm zu folgen; aber er sah sich verlassen und genöthigt wieder an Bord zu gehen. Er fügte sich in die Nothwendigkeit und gab den Soldaten vor: es sey nunmehr auch sein Wille. Kaum hatte er mit vollen Segeln die unwillkommene Heimfahrt endlich angetreten, als er von fern einer französischen Barke ansichtig ward. Der Gedanke stieg in ihm auf, sich in dieselbe, als in sicheren Schutz zu flüchten; er bot seinen Leuten das Schiff, welches er führte und welches viele tausend Pfund werth war, zum Eigenthum an, wenn sie ihn hinüberführen wollten; allein sie weigerten sich dessen; und ebenso ward der neue Vorschlag, nach Holland zu steuern, verworfen. Dasselbe war bei der Irischen Küste mit einem andern Fahrzeuge der Fall. Die Mannschaft, in Partheien zertheilt und in förmlichem Aufstand gegen den Befehlshaber, schleppte ihn gleichsam als Geisel mit und vereitelte seinen Versuch, heimlich in einem Boote sich weg zu schleichen. Förmlich gezwungen also, und wie ein Gefangener gehalten, mußte er bei Kingsale in Irland an's Land steigen.

Unglücklicherweise hatte gerade ein paar Tage zuvor Don Gondomar die Nachricht von dem Ueberfalle

von St. Thomas, von der Zerstörung dieser Stadt und dem gewaltsamen Tode seines Bruders empfangen. Alsbald begab er sich nach Hof, stellte die bittersten Klagen wider Sir Walter Raleigh und dessen Genossen an und begehrte, kraft der zwischen den Kronen England und Spanien bestehenden Traktate, die exemplarische Bestrafung der Uebelthäter, für Landfriedenbruch, Mord, Brand und Raub.

König Jakob wurde durch diesen Vorfall in nicht geringe Bestürzung versetzt, welche, da Raleigh mit leeren Händen und ruhmlos zurückkam, alsbald in heftige Entrüstung sich verwandelte. Er gab (unterm 1. Juli) indem er öffentlich zugleich das Benehmen des Ritters mißbilligte und Jedermann aufforderte, über alles was damit zusammenhing, Nachricht an den geheimen Rath zu erstatten, alsbald nachdem Jener in Plymouth gelandet, Sir Lewis Stuckley, Admiral der Grafschaft Devon, Befehl, Sir Walter's sich zu bemächtigen und denselben, wiewohl in mäßigen Tagreisen, in Anbetracht der geschwächten Gesundtheit, nach London zu bringen. Sir Stuckley, ein naher Anverwandter des Ritters, beeilte sich, die Ordre zu vollziehen und es bedurfte hiezu weder großer List, noch Gewalt, da der böse Stern Raleighs diesen selbst in seine Hände führte, und er entweder von ihm zum Vertrauten gemacht worden,

oder ihm selbst die Aufforderung zu allerlei, was ihn verfangen konnte, arglistigerweise ertheilt hatte. In Unterhandlungen mit einer französischen Barke, um nach Frankreich sich überzuschiffen, und bereits auf dem Wege nach der Barke, besann Raleigh sich wieder eines Andern und beschloß vorerst noch den Gang der Ereignisse etwas weiter abzuwarten.

Inzwischen gewann Stuckley Zeit seiner Person sich zu versichern. Die vereinigten physischen und psychischen Leiden hatten seinen Geist etwas geschwächt und verwirrt; sein böses Schicksal stand jetzt vor ihm und schilderte ihm die bevorstehende Zukunft mit den schwärzesten Farben. Der siebzehnjährige Bewohner des Towers empfand Grauen vor einer neuen Haft in dessen Mauern, oder er fühlte das Beil, welches Essex's Haupt getrennt, bereits auch auf seinem Nacken. Endlich, nachdem er seine Kräfte wieder etwas gesammelt und reiflicheres Nachdenken sich eingestellt, suchte er vor allem Zeit zu gewinnen, damit das königliche Urtheil ihn nicht überrasche und er Gelegenheit finde, dem Gefängniß zu entfliehen. Er stellte sich krank und bestach den ihm zugeschickten Arzt, Manouri, einen Franzosen von Geburt und durch allerlei Charlatanerien in der Chemie etwas bekannt geworden, dahin, daß er Arzneien ihm verschaffte, wodurch heftiges Aufstoßen verursacht und scharfe

Blasen auf Stirne, Nase, Brust, Arme und Beine gezogen wurden. Und nun stampfte er (in Hr. Drake's Wohnung) mit Händen und Füßen wider den Boden, riß sich die Haare aus, fluchte entsetzlich und rief beständig aus: „Gottes Wunder! ist's möglich, daß mir mein Unglück also wieder auf den Kopf fällt!“ Der Arzt berichtete es Herrn Stuckley, welcher Mitleid mit dem Zustande des Gefangenen fühlte.

Zu Salisbury, auf dem Wege nach London, begehrte Raleigh ein Brechpulver von Manouri, jedoch sollte die Sache geheim gehalten werden, und er vertraute nun thörichterweise dem Abentheurer seinen versteckten Plan an, den König durch eine künstliche Krankheit zu rühren und den Arm der Gerechtigkeit so lange aufzuhalten, bis Mittel zur Flucht ermittelt worden wären. Auf sein Bett gebracht, klagte er sehr über gänzliche Erschlaffung, in Folge der Anstrengungen der Reise von Scherborne bis Salisbury, und hierin hatte allerdings Sir Stuckley des Königs Auftrag schlecht befolgt, da dieser Weg keine kleine, sondern eine Tagreise von nicht weniger als 35 englischen Meilen war. Nach der Mahlzeit schützte er einen heftigen Schwindel vor, welcher ihm völlig das Gesicht benehme; er eilte vom Bette auf, hielt die Hände vor die Augen und taumelte längs der Kammer umher. Sir Stuckley suchte ihn, beim Arme fassend,

zu leiten; allein der Ritter stieß mit dem Kopf so hart an einen Pfosten der Gallerie, daß jener ihn wirklich für sehr krank hielt.

Des andern Tages in der Frühe, als Stuckley, Sir Cuthbert und Manouri gerade beisammen waren, trat ein Diener Raleighs, ganz verwirrt vor Schrecken aus der Kammer und meldete: sein Herr sey hirnwüthig geworden, im bloßen Hemd aus dem Bette gesprungen, krieche auf Händen und Füßen in der Kammer umher, und zerkratze, zerbeiße und zerreiße die Binsen in derselben *).

Als Manouri, auf Bitten des Dieners, allein hineinkam, fand er den Ritter wieder zu Bette und erhielt auf die Frage: was ihm fehle, zur Antwort: „mir fehlt nichts; ich habe alles mit Fleiß gethan!“ Raleigh verlangte jetzt das versprochene Vomitiv und steckte es zu sich. Sobald Sir Stuckley nun auch in die Kammer trat, erneuerte jener sein Springen und Toben wieder, stellte sich von Krämpfen und Gliederzuckungen so heftig überfallen und zog Beine und Arme so künstlich fest zusammen, daß der Admiral und seine Begleiter Mühe hatten, sie ihm wieder aus

---

*) Eine damals in England herrschende Art, den Fußboden der Zimmer zu zieren; Elisabeth selbst hatte keine bessere Bodenbedeckung.

einander zu ziehen. Sir Lewis ließ ihn jetzt durch warme Tücher reiben, bis er am ganzen Leibe schwitzte, Raleigh hatte Mühe, das Lachen dabei zu verhalten, und er erzählte später Manouri, diesem Lachreiz in reichem Maße Raum verstattend, wie er sehr die medizinischen Talente Stuckley's habe bewundern müssen.

Die Blattern und Geschwüre, welche das Blasenpflaster bewirkt, brachen so aussatzartig und häßlich heraus, daß Stuckley und noch mehr die königlichen Räthe, welche ihn zu verhören beordert waren, wahrhaft Eckel empfanden; als jedoch Manouri, welchen der Admiral zu Rathe zog, nur oberflächlich und gleichgültig hierüber sich aussprach, ward derselbe nachdenklich und setzte den Bischof von Elie von der Sache in Kenntniß. Dieser rieth noch zwei Doktoren mit zu nehmen. Dieselben zeigten sich bei Besichtigung des Patienten ungemein verwundert und wußten nicht, was sie von der Sache halten sollten. Auf jeden Fall verboten sie streng, den Gefangenen an die Luft zu lassen, da ihm solches das Leben kosten würde. Sie stellten Stuckley dies Gutachten schriftlich aus und Manouri unterschrieb es mit.

Raleigh freute sich des bisherigen Gelingens seiner List ungemein und hielt sich bereits für gerettet, besonders da auch das Brechmittel inzwischen zu wirken begann und in Gegenwart der Doktoren und des Ad-

mirals eine starke Entleerung erfolgt war. Nur der Punkt des Urins, welcher ebenfalls vorgezeigt werden sollte, machte ihn noch bedenklich; aber Manouri hatte auf seine Bitte, ein Mittel zur Trübung desselben zu ersinnen, bereits Hülfe geschafft, und das Glas, in welches er gelassen werden sollte, vorher mit etwas angestrichen, das dem Urin eine ganz eigene Farbe gab. Die weisen Herren von der Fakultät hegten nun die ganz untrügliche Ueberzeugung: des Ritter Raleighs Krankheit sey tödtlich und unheilbar.

Sir Walter spielte die Komödie weiter fort und ließ sich, ebenfalls durch Manouri, den Arm mit seidenen Bändern steif binden, in der Hoffnung, wenn ihm zu Ader gelassen würde, das Blut aufzuhalten. Allein nun verrieth sich allmählig sein Anschlag durch allerlei besondre Zufälle, obgleich er noch für einen Zuwachs von Blattern auf verschiedenen Theilen seines Körpers, mittelst frischer Blasenpflaster, gesorgt hatte.

Der wüthende Hunger der ihn überfiel, drohte zuerst das Geheimniß zu entdecken und nur mit großer Mühe gelang es Manouri die heimlich für ihn gekaufte Speise ihm ebenfalls heimlich zuzubringen. Als er einst einige Stunden, größerer Ruhe willen, von seinen Wärtern allein gelassen worden, setzte der vermeintliche Todtkranke eine lange Vertheidigung an das Parlament auf, welche Manouri ihm abschrieb und

welche später dem Könige eingehändigt wurde. Dieses merkwürdige Memoire, das zugleich einen neuen anziehenden Beitrag zur Kenntniß des Ideenganges und der Darstellungsweise unseres Helden liefert, lautete wie folgt:

„Da ich nicht weiß, ob Gott mir noch so lange das Leben fristen wird, um vor Ew. Hochwürden erscheinen zu können, so habe ich, um Sr. Majestät unterthänigst genug zu thun, schriftlich hier all dasjenige abgefaßt, was zur Erklärung meiner Unschuld und Abwälzung der mir gemachten Vorwürfe dienen kann. Wahrheit ist's, daß ich, ob ich gleich dem Könige mit eröffnet, mein Vorhaben bezwecke eine Landung auf Guiana, denselben von der Anwesenheit spanischer Kolonisten in jedem Lande in Kenntniß gesetzt habe; ebenso, daß ich in meiner Instruktion keine Vollmacht erhalten die Spanier daraus zu vertreiben. Auch von meinem Anschlage auf St. Thomas hatte Se. Majestät noch keine Kunde, noch irgend einen Theil daran. Da mir jedoch bekannt gewesen war, daß der Anspruch, der Titel und der Handel Sr. Majestät in jenem Lande rechtmäßig und christlich, indem die Eingebornen selbst von freien Stücken die Königin Elisabeth als ihre hochgebietende Souveränin angenommen hatten und ihnen durch mich von Seite dieser Fürstin Schutz gegen die Spanier zugesichert worden

war, so hegte ich keinen Zweifel in die Gesetzmäßigkeit meines Verfahrens, mit Gewalt in Guiana zu erscheinen, von dem Gesichtspunkte dabei ausgehend, daß die Spanier keinen andern Rechtstitel, (des Pabstes Schenkung etwa ausgenommen) geltend machen können, als den der Gewalt."

„Ueberdieß hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Spanier erst einige Jahre nach meiner Besitzergreifung im Namen der Krone England, Fuß in dem Lande gefaßt. Dieser Punkt muß festgehalten werden; denn für den Fall, daß Se. Majestät keinen Anspruch auf Guiana besessen, verdiente ich mit eben so viel Fug ein Dieb gescholten zu werden, (weil ich Gold aus den Minen des Königs von Spanien genommen,) als die Spanier mich jetzt einen Friedenbrecher nennen; denn ebenso wenig es den Spaniern erlaubt seyn dürfte, Zinn aus Kornwallis zu holen, ebenso wenig darf man sich aus einem Lande, das als spanisches Besitzthum anerkannt worden, Gold verschaffen. Wäre obgenannte Weise von Besitzergreifung hinreichend, so könnte sich der König von Spanien mit dem gleichen Rechte auch Herzog von Großbrittanien schreiben; denn seine Truppen haben Brest besetzt gehabt und es befestigt; dasselbe ist an mehreren anderen Orten ihrerseits ebenfalls geschehen. Ich zweifle nicht daran, daß Se. Majestät recht gut

wissen, was Ihr für ein Recht auf Guiana zusteht, da schon zu den Zeiten M. Charles Leighs und M. Harecourts, Engländer die Erlaubniß zu einer Niederlassung und Pflanzung darauf erhalten hatten; ebenso weiß ich selbst recht gut, daß lange vor dieser Periode an die 5000 Engländer am Orinoko sich niedergelassen haben würden, wenn nicht meine Reise dahin über zwei Jahre lang aufgezögert worden wäre, in Folge der Fahrt nach Cales-Males, unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Guiana, und sodann durch die andere Fahrt nach den Inseln. Ihre Majestät (die Königin Elisabeth) faßte damals den Beschluß, weder Mannschaft noch Schiffe mehr aus England abgehen zu lassen, so lange nicht der Aufruhr in Irland beschwichtigt seyn würde. Nach dieser Zeit verschaffte der Tod der hochseligen Königin und meine lange Gefangenschaft den Spaniern Spielraum genug, eine Stadt auf Stöcken und Pfählen in Guiana und zwar am Ufer des Orinoko zu gründen, welcher sie den Namen St. Thomas gaben. Allein es gelang ihnen nicht, auch nur einen von den Kaziken oder Eingebornen des Landes auf ihre Seite zu zieh'n, sondern dieselben standen ihnen stets in Waffen gegenüber, wie der Gouverneur selbst in einem Schreiben an den König von Spanien solches bezeugt hat."

„Ich glaube nicht, — wenn mir vergönnt ist, frei

zu reden, daß durch meine Landung auf Guiana der Friede gebrochen worden; denn wo kein Friede besteht, kann man keinen brechen. Daß uns aber die Spanier in diesen Gegenden keinen Frieden halten, geht aus dem eigenen Brief ihres Königes an den Gouverneur derselben hervor, in welchem der Befehl ertheilt ward, alle die Spanier und Indianer, welche mit brittischen Unterthanen Handel treiben würden, hinzurichten. Es haben auch die Spanier zu Thomas noch vor wenigen Jahren sechs und dreißig Personen ertödtet, die mit Hrn. Hail von London aus dahin gezogen; eben so erschlugen sie mehrere von meinen Leuten, als diese, und zwar unbewaffnet, und auf das von Jenen gegebene Ehrenwort vertrauend, ausstiegen; deßgleichen fand Hr. Thorne mit vielen andern Engländern, ohngefähr ein Jahr vor meiner Befreiung aus dem Tower, am Orinoko ihren Tod durch sie auf schändliche Weise. Wenn das nun friedliche Handlungen sind, so besteht allerdings Frieden zwischen uns und den Spaniern; sieht man es aber als Akte des Krieges und grausamer Feindseligkeit an, so konnte durch das, was wir gethan, kein Friede gebrochen werden.

Wie soll es ferner mit der Größe des spanischen Königes sich vereinbaren, daß er uns Feinde nennt, so lang ihm Hoffnung bleibt, uns in Stücken hauen zu können, im Falle des Mißlingens solcher Anschläge

jedoch uns Friedbrecher zu heißen, und zwar in einer und derselben Sache? Wahrlich dieß ist ungereimt und ein baarer Widerspruch. Allein es ist faktisch, daß jener König uns „Englische Feinde“ betittelt hat, und zwar in seinem Briefe an den Gouverneur von Guiana, datirt: Madrid am 19. März, eh' und bevor wir nur die Themse verlassen.“

„Wenn es dem Könige von Spanien beliebt hätte, innerhalb der 17 Monate (welche unter den Zurüstungen der Flotte verstrichen) nur einmal an Se. Majestät zu schreiben und Sie zu überzeugen, daß unsere Landung auf Guiana als Friedensbruch zu betrachten sey, so würde S. Majestät zweifelsohne uns nimmermehr erstattet haben, für einen solchen Zweck unter Segel zu gehen; gewiß, dieß hätte ihm weniger Mühe und Kosten verursacht, als die Ausrüstung von 300 Soldaten und die Absendung von 10 Geschützstücken aus Puerto Rico, welche, wenn sie zur Zeit unserer Ankunft vor St. Thomas bereits angelangt wären, unsere Kompagnieen niedergeschmettert und hiemit aller Klage ein Ende gemacht hätten.“

„In Betreff des Punktes der fraglichen Landung, muß ich gestehen, daß wir der Ansicht huldigten: die Spanier müßten aus ihrer Stadt vertrieben werden, wenn wir anders das Gebüsche passiren wollten, das

die Minenberge rings umzieht; hiezu hatte ich denn auch — ich läugne es nicht — alsbald den Entschluß gefaßt. Allein als ich die Sache besser in Ueberlegung gezogen, war ich gesonnen, mit der Einnahme der Stadt einzuhalten, bis sichere Kunde mir geworden, ob die Beschaffenheit der Minen wirklich solche Anstrengungen verdienen; ich ertheilte demnach dem unter meinem Befehle stehenden Kriegsvolk die Ordre, daß nur in diesem Falle, eine Besatzung in die Stadt gelegt und die Spanier daraus vertrieben werden sollten; den Ort selbst mit Feuer zu verwüsten, kam mir niemals in den Sinn, und in der That wußten meine Leute keine Rechenschaft über ihr gegentheiliges Benehmen abzulegen. Ich zog deßhalb nach ihrer Rückkehr sowohl den Sergeant-Major Keymis zur Rede, warum sie es doch gethan und nicht zuerst die Mine ausgekundschaftet, ehe sie zur Einnahme der Stadt geschritten? — worauf sie mir antworteten: Obgleich zwischen der Mine und ihren Schuyten, die spanische Besatzung gelegen, so hätten sie dennoch, meiner letzten Ordre zu Folge, zwischen der Stadt und der Mine anzulegen sich genöthigt gesehen; die Spanier seyen darauf, ohne daß nur ein Wortwechsel zwischen ihnen vorgefallen, alsbald auf sie eingestürmt und hätten unter dem Rufe: „Pecos Engleses!“ (Englische Hunde,) Feuer auf sie gegeben, auch, durch die

Unterhaltung dieses Feuers und dieses Scharmützels sie herumgezogen und geleitet, bis zum Eingang in die Stadt, ohne daß sie, die Engländer, sichere Kenntniß zuvor gehabt, in welcher Gegend sie sich befinden; die Spanier selbst hätten demnach den Frieden zuerst gebrochen und sie gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und ohne dieß wäre der ganze Zweck ihres Zuges, die Erforschung der Mine, rein unmöglich gewesen."

„Der Vorwurf also, daß wir uns an dem Könige von Spanien, durch unsere Landung von Guiana, vergriffen, zerfällt rein in nichts, er wird für's erste geschwächt und gänzlich entkräftet, durch den Titel und Rechtsanspruch, welchen Se. Majestät auf das Land besessen; zweitens gab es nie einen König, der einem andern Souverain oder Staate, durch Beschädigung seiner Unterthanen an Leib und Gut, wie uns geschehen, den kleinsten Weg eröffnet hätte; den Spaniern sollte es freistehen, uns, gewaltsam oder verrätherisch, zu ermorden, dagegen uns nicht gestattet seyn, unserer Haut uns zu wehren und mit gleicher Münze sie zu bezahlen. Eben so kömmt der Punkt der Oberherrlichkeit und Unterwürfigkeit in Erwägung, welchen ein unumschränkter Monarch nie noch so leicht aufgeben hat noch so leicht aufgeben wird. Drittens scheint aus der Sache vorgehen zu wollen, daß die

Engländer den Spanier höher schätzen und vor seiner Macht sich fürchten, als die Franzosen und Niederländer, welche täglich aller Orten in Westindien einbrechen und gleichwohl bei ihrer Heimkehr nichts dafür zu befahren haben. Vor Kurzem erst, als ich zu Plymouth mich aufhielt, lief ein französischer Edelmann, Elorge, mit 4 Segeln und 300 Mann, aus, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, bei allen Plätzen in Westindien zu landen, zu sengen und zu plündern, wo es ihm nur möglich werden würde; und dennoch ist der König von Frankreich Gemahl der Tochter des Königs von Spanien."

„Dieß ist nun alles, was ich vorzubringen weiß, als etwa noch, daß ich meinen Stand vollends zu Grunde gerichtet, meinen Sohn und meine Gesundheit eingebüßt, und mehr Elend ausgestanden habe, als irgend ein Mensch auf der Welt, alles in der Hoffnung, dem Könige einen Dienst zu erzeigen. Ich kann nicht begreifen, noch verstehen, daß ich irgend eine Feindseligkeit verübt, als die: ein Land betreten zu haben, das der Krone Englands angehört hatte und aus dem die zuvor darin angesiedelten Britten von den räuberischen Spaniern vertrieben worden sind."

„Keine Westindische Orte sonst, darauf die Spanier ein Recht besaßen, nahm ich ein und ich bin nach England zurückgekehrt, auf augenscheinliche Gefahr

meines Lebens, welches blos noch auf Sr. Majestät Gnade sich stützt, und kein Mensch, noch irgend ein Drang der Umstände konnte davon mich zurückhalten. Eben dieser Gnade, Güte und Milde vertraue ich auch jetzt noch; sollte aber Se. Majestät der Ueberzeugung seyn, daß ich der Drangsale nicht genug erlitten, so mag sie dem keine Arbeit scheuenden, unglücklichen Besitzer eines erbärmlichen Lebens derselben noch mehrere auferlegen."

Diese Vorstellung erfreute sich des günstigsten Eindrucks und Erfolges und mehrere darin geltend gemachten politischen und inneren Gründe, von einem Anflug von Nationalstolz unterstützt, sprachen durchaus für den Mann, welcher auch das Vermessene und Frevelhafte nur im höheren Interesse und für den Ruhm des Landes, oder gedrängt von den Umständen, gethan zu haben schien. Allein Sir Walter verdarb sich seine Sache selbst durch allerlei Unbesonnenheiten, wie man nun hören wird.

Als Sir Stuckley eines Abends mit ihm über den Ursprung seiner Krankheit und namentlich der Blattern, sich unterhielt, bemerkte Letzterer ganz ernsthaft, „So war mir Gott helfe, ich bin des Glaubens, daß ich vor der Ankunft in dieser Stadt, Gift bekommen. Ich weiß, daß Hr. Parham, bei dem wir geherbergt, ein Spanischgesinnter und eifriger Papist ist und immer Pfaffen bei sich hat, welche die Messe lesen; doch

wünschte ich nicht, daß irgendwo davon die Rede fiele, und auch euch, Hr. Manouri, bitt' ich stillzuschweigen.

Eines andern Tages, als Raleigh mit Manouri allein in verschlossener Kammer sich befand, spazierte er in bloßem Hemde, dieselbe auf und ab, besah sein Gesicht mehrmals im Spiegel und sagte dann zu seinem Vertrauten: „Wie wollen wir seiner Zeit lachen, daß wir den König, seinen Rath, die Doktoren und die Spanier zusammt auf solche Weise genarrt haben!"

Am 1. August traf der König zu Salisbury ein; Raleigh, welcher erwartete, in Bälde nach London abgeführt zu werden, hatte von seinem Krankenbette aus durch Manouri's Vermittlung, allerlei Briefe besorgt und Maasregeln zur Flucht getroffen. Da er seinen Leibchirurg mit Leib und Seele ihm ergeben wähnte, so stand er nicht an, ihn tiefer in sein Herz und seine Pläne schauen zu lassen und machte ihm für den Fall seiner ferneren Mitwirkung für dieselbe sehr ansehnliche Versprechungen für jetzt und die ganze Lebzeit. Der Franzose, erschrocken jedoch über die möglichen Folgen einer Entweichung des Ritters, für ihn selbst, und auch vielleicht, bei niedriger Denkungsart, durch die Hoffnung noch reicheren Lohns für den Fall des Verräthers seines Klienten, von der Regierung, gereizt, stellte sich, als ginge er aus aufrichtiger Theilnahme an sein Schicksal, in alles ein, und erfuhr nun

die Details der zur Flucht aus England von Sir Walter getroffenen Abrede.

Der Kapitän King war beauftragt, unterhalb Gravesend eine gemiethete Barke bereit zu halten und in einem Boote ihn dazu abzuholen. Dazu war aber die Veränderung des Aufenthaltes nothwendig und Raleigh wünschte, daß dieser, durch Manouri's Zuthun, in seinem eigenen Hause ihm verwilligt werden möchte. Von da aus gedachte er durch eine Hauptpforte leicht der Wachsamkeit seines Hüters Sir Stuckley zu entgehen, besonders da Niemand, bei dem Glauben an seine schwere Krankheit, auf den Gedanken einer Flucht verfallen würde.

Manouri verhieß ihm seinen besten Beistand, meinte aber, die Apologie, die der Ritter an König und Parlament eingesendet, werde hinreichen, ihn vor allen ferneren Verfolgungen seiner Person zu sichern. Hierauf bemerkte ihm Sir Walter in großer Gemüthsbewegung; „sprecht mir nichts mehr davon; ein Mann, der für sein Leben zu fürchten hat, ist nimmermehr ruhig."

Die Bitte Raleighs, in seinem eigenen Hause die Krankheit abwarten zu dürfen, ward ihm wirklich, auf Verwendung einiger Freunde, bewilligt. Manouri, als er dieß vernommen, suchte ihn jetzt zu beruhigen und sagte zu ihm: „Herr Ritter! der König, welcher

Euch diese Gnade und Freundlichkeit erzeigt, hat dadurch klar bewiesen, daß er nicht nach Euerem Leben strebe.“ Allein jener schüttelte den Kopf und meinte: „Ich traue dem Frieden nicht. Man hat alle Freundlichkeit angewendet, den Herzog von Biron nach Hofe zu locken und als man ihn daselbst hatte, fiel sein Kopf. Ich bin es zu gewiß, daß sie unter einander übereingekommen: es sey nützlicher für das Staatsinteresse, einen einzelnen Menschen sterben zu lassen, als die kommerziellen Verhältnisse und die mit Spanien bestehenden Traktate vernichten zu lassen, welche er gebrochen; das Blut eines Mannes mache den Handel gangbar und flüssig.“

Man giebt nun Raleigh auch Schuld, daß er im Gespräche mit Manouri höchst unehrerbietiger Aeußerungen wider die Person des Königs, ausser diesen sich habe zu Schulden kommen lassen und daß allerlei Drohungen sogar ihm entfallen seyen; unter andern: „Komme ich nur dießmal durch, so will ich ein Stücklein praktiziren und ein Spiel anrichten, daß König Jakob froh seyn soll, wenn er durch seine Bitten mich bewegen kann, wieder nach Hause zu kommen und daß er mir meinen früheren Stand und noch viel mehr dazu giebt. Auch will ich dem spanischen Könige also einfeuern, daß er von Herzen gern an den König von England schreibt und seine volle Verzeihung mir auswirkt.

War Manouri in seiner unbedingten Anhänglichkeit an den Ritter schon zuvor erschüttert worden, so wurde er noch mehr erschreckt durch das, was er jetzt angehört. Er befürchtete kein gewöhnliches Skandal, wenn derselbe der Freiheit wieder gegeben worden und daß er als Genosse in eine Sache verwickelt werden könnte, welche, wie man zu sagen pflegt, zu schlimmen Häusern führen dürfte. Er verbarg ihm seine Bestürzung nicht, sondern erlaubte sich sogar die Frage: Im Fall es offenbar wird, daß ich Euch zu Eurer Flucht verholfen, was soll dann aus mir werden? Der Ritter antwortete: folgt mir nach Frankreich, das doch Euer eigentliches Vaterland ist; laßt, was Ihr hier habt, im Stich; dort soll Euch für Alles reichliche Vergeltung werden.

Der Franzose war jedoch ein viel zu praktischer und nüchterner Mann, um sicheres Besitzthum für unsicheren Gewinn auf das Spiel zu setzen und Furcht sowohl als Charakterlosigkeit bestimmten ihn nun zur Entdeckung des Geheimnisses an Sir Stuckley, worauf derselbe alsogleich die Aufsichtsmaßregeln verschärfte.

Dem Scharfsinn des Ritters entging die Ursache hievon nicht und suchte nun, als letztes Mittel, den Admiral selbst, für seine Rettung durch Bestechung zu gewinnen. Er ließ ihm 200 Pfd. Sterl. antragen, und ihm hiefür ein kostbares Kleinod von 150 Pfd.

im Werth, so wie 50 Pfd. baar, vorzeigen. Der Admiral stellte sich, als ginge er in die Sache ein und als sey es ihm lieber, wenn sein Vetter sich aus England retten könne, statt mit Schmach für die Familie daselbst zu bleiben oder gar auf dem Schaffott zu enden; nur darüber ließ er ihn fragen, wie es denn mit seiner Unter-Admiralstelle von Devon, welche ihn 6000 Gulden gekostet, beschaffen wäre, wenn die Flucht glücklich bewerkstelligt und der König über seine, Stuckley's, Unschuld hieran nicht völlig außer Zweifel seyn sollte? Raleigh suchte ihn wegen dieses Punktes vollkommen zu beruhigen und versicherte ihn reichlicher Schadloshaltung, alsbald nach seiner Ankunft in Frankreich. Allein ganz war er hinfür doch nicht ohne Skrupel über Stuckley's eigentliche Gesinnung und gern hätte er, wie er dem Manouri freimüthig eröffnete, ohne dessen Beihülfe den beschlossenen Plan ausgeführt; aber jener war durchaus unentbehrlich, auch hoffte er — was er uuklug dem Chirurgen ebenfalls mittheilte — schon Rath zu finden, des Admirals wieder los zu werden.

Aus diesen, allerdings wunderlichen, Reden schöpfte Manouri die Ueberzeugung, Raleighs Verheißungen sey nicht so sehr zu vertrauen, uud dasselbe, was er Stuckley bereite, könne auch ihm bereitet werden; darum riethen Klugheit und Selbstpflicht, den Unge-

treuen und Zweideutigen seinem Schicksal zu überliefern, und der Sache den Lauf zu lassen, welchen sie durch die Entdeckung an Stuckley genommen.

Der Admiral, auf Betrieb Manouri's in persönliche Besprechung mit Raleigh gebracht, ersuchte diesen, bloß noch um einige Geduld, der laufenden Berufsgeschäfte wegen, welche ihn drängten; er schien durch den Anblick des Kleinods und die übrigen Versprechen völlig ergeben geworden zu seyn. Sofort ward die Reise nach London angetreten und Sir Walter in seine Wohnung zu Brentford gebracht. Kaum war dieß bekannt geworden, als ein Agent des französischen Botschafters Leclerc, Mr. de la Chesnay, bei ihm erschien, und aus Auftrag seines Herrn über wichtige, dem Ritter selbst sehr ersprießliche Dinge sich zu besprechen wünschte. Derselbe trug ihm eine französische Barke, Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Calais und die Absendung eines Edelmannes an, welcher in letzterer Stadt auf ihn warten und alles Nöthige zur Weiterreise besorgen sollte. Raleigh lehnte die Barke ab, (da er auf die bereits gemiethete englische sich mehr verließ); dagegen nahm er die Empfehlungsschreiben dankbar, und zwar mit der Bemerkung an, daß seine alten Freunde und Bekannte in Frankreich meist alle schon der Natur den Tribut bezahlt hätten.

Nur die ungestümste Sehnsucht nach baldmög-

lichster Freiheit konnte die Unvorsichtigkeit entschuldigen, mit welcher hier einem völlig fremden Menschen, den der Ritter, wie er selbst gesteht, nie zuvor gesehen hatte, geglaubt wurde. Allein gerade diese französische Protektion war zugleich eine Falle, in welcher seine wachsamen Feinde ihn fingen, da sie bis zu einem gewissen Punkte das Unternehmen gern sich reifen ließen. Stuckley hatte aus Auftrag blos einen faktischen Beweis von Verbindungen Raleighs mit Frankreich zu erhalten gesucht und täglich bisher von allem, was mit dem Gefangenen vorgegangen und er von ihm oder über ihn in Erfahrung bringen konnte, an den geheimen Rath berichtet.

Am dritten Tage nach der Ankunft zu London, schlich Raleigh sich aus seinem Hause und bestieg zu bestimmter Zeit, verkleidet, und in Begleitung von King, Stuckley und dessen Sohn, das beschriebene Boot, um den Strom hinab nach Gravesend zu fahren. Ein Kahn, welcher unmittelbar ihnen nachruderte, zog des Ritters Besorgniß auf sich. Als die Fluth ausblieb, waren sie genöthigt, bei Greenwich zu landen und hier verhaftete Stuckley, plötzlich die Sprache verändernd, den Kapitän King, sobald die Leute, welche keine andere waren, als Polizeisoldaten, in dem Kahn ebenfalls zu ihnen gestoßen, mit ihnen sich vereinigt hatten. Raleigh selbst wurde in ein Wirthshaus und am folgenden Tage in den Tower gebracht; Hrn. von Le Cerc

aber verbot man vorerst den Hof und später schickte man ihn förmlich aus dem Lande *).

Jakob I. war durch die sich drängenden Berichte von Raleighs Aussagen und Apologie, Verstellung und Komödie, Fluchtversuch und französischem Komplott ungemein erregt worden, ausser dem, daß der Gedanke an die, trotz seiner ausdrücklichen Ordre, verübte Traktatverletzung und Befehdung des spanischen Gebietes ohnehin schon feindlich genug gegen die Person des Ritters ihn erfüllt hatte. Seine königliche Ehre, die er dem Botschafter König Philipps als Garantie für den loyalen Charakter der Expedition angeboten, war verwirkt worden und somit nahm er was Sir Walter in Guiana gethan, noch überdies als persönliche Beleidigung und Verachtung seines Ansehens auf. Es bedurfte daher kaum der rachsüchtigen Erinnerungen Don Gondomars, welcher das Wort: „Seeräuber! Seeräuber“ nicht genug in's Ohr donnern konnte und mit dem Aufhören der bisherigen Freundschaft zwischen Spanien und Britannien, im Fall der Nichtzüchtigung Raleighs, drohte, um das Schwert der Gerechtigkeit auf diesen endlich schonungslos fallen zu lassen **).

*) Caylay. — Sowers. — Lingard. —

**) Zur leichteren Beurtheilung des ganzen verworrenen Handels haben wir die von Hume zusammengefaßten, meist aus K. Jakobs eigener Denkschrift darüber gezogenen Gründe, so wie die von Raleigh geltend gemachten Gegen-

Merkwürdig genug stritt man sich zuerst darüber, ob die früheren oder späteren Vergehen des Ritters als Grund der Anklage gewählt werden sollten. Die Antworten, welche der Gefangene im Tower gab, lauteten unbefriedigend. Die Richter sprachen sich dahin aus, daß, so lange über ihm ein Todesurtheil laste, er dem Gesetze nach todt sey und wegen eines früheren Verbrechens nicht gerichtet werden könne. Dennoch kündigte man zugleich ihm an: daß das im ersten Jahre der Regierung des Königes über ihn gefällte Urtheil, zur Strafe für die Plünderung und Verbrennung der Stadt St. Thomas, vollzogen werden sollte.

Vier Tage später ward er vor die Schranken der Königsbench gestellt, gebildet aus folgenden geheimen Räthen: dem Erzbischof von Kanterbury, dem Kanzler Bacon v. Verulam, dem Siegelbewahrer Grafen v. Worchester, dem Staatssekretär Naunton, und dem Großrichter Edward Cooke. Raleigh wollte das ihm bei Abfahrt der Expedition ertheilte Privilegium, wodurch ihm Gewalt über Anderer Leben und Tod eingeräumt worden, zu seinen Gunsten geltend machen und die implicite hiemit ausgesprochene Begnadigung daraus ableiten; hierauf unterbrach ihn der Präsident Ritter Harry Montague, mit der Erklärung: in Verbre-

---

gründe, in einer Beilage zur Biographie, gegeben, welche somit zu vergleichen ist.

chen des Hochverraths könne die Begnadigung nicht aus andern Umständen abgeleitet, sondern sie müsse in bestimmten Worten verliehen werden. Die Anrede selbst, welche er an den Beklagten hielt, war übrigens in sehr achtungsvollen Ausdrücken abgefaßt, wie es nur immer bei einem solchen Falle möglich war.

Die Anklagspunkte lauteten theilweise vag und waren so sehr unter einander gemengt, daß man deutlich wahrnahm, wie dieser Prozeß einen mehr politischen, als juristischen Charakter trug. Ausser den Verbrechen gegen die Krone Spanien las man namentlich angeführt: daß R. von dem Könige von Frankreich einen Auftrag erhalten; daß er ehrfurchtwidrig von seinem Monarchen gesprochen; daß er die Lords Doncaster und Carew angeklagt, ihm zur Flucht verholfen zu haben, und daß er bei der Hinrichtung des Grafen Essex, über den Fall seines Feindes unverholene Freude bezeigt *).

Nicht unwichtig ist es, über das tumultarische Urtheil, welches die verlegenen Richter über ihn gefällt, zwei ausgezeichnete brittische Historiker von verschiedenartigen Gefühlen, zu hören. Campbell erklärt: „Daß dieser Ausspruch unrechtmäßig war und der

---

*) Caylay — Howell. — Hearne. — Hemingfond. Lingard. IX. — Bandart. — Joncston. Erasmus Francisci: neu eröffneter Trauersaal. —

Ritter Raleigh recht eigentlich ermordet wurde, ist häufig behauptet, auch, nach meiner Ansicht, nie bezweifelt worden; allein ich glaube, daß der Beweis dafür nicht so deutlich geführt ward, als es gar wohl sich thun ließe. Daher will ich aus Dankbarkeit gegen das Andenken des Mannes, diese Arbeit übernehmen, und darthun, daß das Urtheil schlechterdings ein ebenso unregelmäßiges, als offenbar ungerechtes war.

„Es herrscht ein Grundsatz in unseren Gesetzen, daß der König nichts Ungerechtes thun kann, und es ist ausgemacht, daß kein König (von England) nach den Gesetzen etwas Ungerechtes zu thun im Stande ist; er kann die Gesetze nicht zu ungerechten Zwecken gebrauchen. Der Ritter Raleigh war nach seiner Verurtheilung im gesetzlichen Verstande todt; wenn also die vom Könige Jakob ihm übermachte Bestallung nicht die Kraft der Begnadigung hatte, was war sie dann? Gab sie einem Todten die Befugniß, gewisse Handlungen zu verrichten, und nicht nur dieß, sondern selbst die Gewalt über das Leben und das Vermögen von Lebenden? Sie gab ihm also entweder diese Gewalt, oder sie gab sie ihm nicht? Im ersteren Falle war der Ritter fähig, sie zu empfangen; d. h. er war im gesetzlichen Verstande nicht länger todt, oder, was einerlei, er war begnadigt. Im zweiten Falle, wenn die Bestallung ihm keine Gewalt gab, war sie nach den Gesetzen, eine vollbrachte Un-

gerechtigkeit. Wie wunderlich solches auch klingt, so liegt doch die Ungerechtigkeit in der Sache selbst und nicht in meinem Ausdrucke. Eine von dem Könige, mit Zuziehung des Geheimenraths, unter dem geheimen, wo nicht unter dem großem Siegel, einem Todten ertheilte Bestallung ist ein unerträglicher Widerspruch. Um diesen nun zu vermeiden, müssen wir mit dem Ritter Francis Bacon und allen andern Rechtsgelehrten zugeben, daß die Bestallung eine Begnadigung in sich schloß. Man kann dieß auch noch mit kürzeren Worten ausdrücken. Die Begnadigung ist nicht ein so starkes Zeichen der königlichen Gewogenheit, als die Anvertrauung eines Amtes; wo also das letztere vorhanden ist, da muß auch, nach gesetzlichem Brauche, auf das erstere (als implicite enthalten) geschlossen werden. Durch jene Art von Gerichtsverfahren (wie die angedeutete), ward demnach nicht nur der Ritter Raleigh ermordet, sondern auch in diesem Beispiel die bestehende Verfassung verletzt, und es muß daher dieselbe nicht nur als eine höchst schändliche Handlung, sondern auch als die größte Ungerechtigkeit, die jemals begangen ward, betrachtet werden."

Hume dagegen, von einem andern Geschichtspunkte ausgehend, drückt folgendermaßen sich aus: „Vielleicht hätte der König Raleigh für seine erste Verrätherei begnadigt seyn, und wegen der neuen Be-

leidigung von Neuem den Prozeß machen lassen sollen. Seine Bestrafung würde in diesem Falle nicht nur eine billige, sondern auch auf gerechte und untadelhafte Art zuerkannte, gewesen seyn. Allein man wendet ein, daß damals die lächerliche Meinung unter der Nation geherrscht habe (und Sir Walter selbst huldigt ihr offenbar in seiner Schutzschrift) daß in den Traktaten der Krieg mit den Spaniern in Indien erlaubt geblieben sey, während man in Europa mit ihnen Friede geschlossen. So lange man von diesem Grundsatz ausgegangen, würde kein Rechtsgelehrter Raleigh schuldig befunden haben. Hätte ihn deßhalb der König nicht nach seinem alten Urtheil gestraft, so würden die Spanier einen gerechten Grund erhalten haben, sich über ihn zu beschweren, und zwar in solchem Grade, daß ein Krieg oder doch die Zerstörung alles Vertrauens zwischen den beiden Nationen unausweichlich gewesen seyn würde."

Die Sentenz, welche ihm den Kopf absprach, erschütterte Raleigh weniger, als von seiner bisherigen Begierde, sein Leben zu retten, sich hatte erwarten lassen, vielmehr zeigte er sich mit einer seines Namens würdigen Seelenstärke. Er war, — nach dem Berichte des ihn besuchenden Priesters, — Robert Trunson, (Dechant von Westminster und nachmals Bischof von Salisbury) so ohne Furcht vor dem Tode,

wie man nur je etwas der Art gesehen, und sehr entschlossen und zuversichtlich, obgleich demüthig und gewissenhaft. Als ich begann ihm Muth gegen die Todesfurcht einzusprechen, zeigte er sich in diesem Punkte so beruhigt, daß ich darüber erstaunen mußte. Als ich ihm sagte: wohl theuerere Diener Gottes hätten, in einer bessern Sache, als die seinige, zurückgeschaudert und etwas gezittert, läugnete er das nicht, dankte aber Gott, daß er den Tod niemals gefürchtet habe; denn es hänge dies nur von der Meinung und der Einbildungskraft ab. Die Art des Todes möge vielleicht Andern schrecklich seyn; ihm sey sie lieber als ein hitziges Fieber *).

Diese Fassung behielt Raleigh bis zum letzten Augenblicke bei. Das Volk, welches bis dahin in manchen Dingen eine schiefe Meinung von ihm gehegt, empfing ihn, auf dem Rückwege von der Königsbench nach dem Tower, mit Beifallrufen. Die Erinnerung an seine großen Verdienste um das Interesse und den Ruhm seines Vaterlandes, die gespielte glänzende Rolle unter der großen Elisabeth und die vollführten kühnen Abentheuer, so wie die Denkmale seines schaffenden

---

*) Lingard, l. c. Dieser verschweigt jedoch die interessante Notiz von des Dechanten Brief an Ritter John Isham v. Lambort in Northamptonshire und der durch Crawford veranstalteten vollständigen Sammlung alles bei Raleighs Hinrichtung Vorgefallenen, welche Jonston in s. hist. rer. Britann. vorzüglich benutzt zu haben scheint.

Geistes stellten sich ihm nun lebendiger dar. Auch bewegten die trotz hohem Alter fortbewahrte Zierde des Körpers, sein fester stolzer Gang, die leuchtenden, lebhaften und durchdringenden Augen, deren Feuer durch das Unglück nur wenig gedämpft worden, die Gemüther vielfach zu Mitleid und Bewunderung. Er lud eine Menge angesehener Männer zu seiner Hinrichtung, wie zu einem Schauspiele, ein, und sie beeilter sich mit einer Art Eitelkeit, die Einladung anzunehmen, gleichsam in der Hoffnung, durch ihre Aufführung als Zeugen dereinst Theil an dem Ruhme seines Namens zu nehmen.

Am 29. Oktober fand der blutige Akt endlich zu Westmünster statt, mit einer Eilfertigkeit, welche Campbell, als aller Humanität zuwider, und des ungerechten, gewaltsamen Urtheiles würdig, tadelt. Sir Walter wurde von den Richtern der Grafschaft Middlesex nach dem Hofe des alten Pallastes zum Tode geführt. Er erschien mit derselben Unbefangenheit, welche er seit Anhörung des Spruches gezeigt, auch jetzt auf der Sterbebühne *). Er grüßte Freunde und Bekannte links und rechts und, im Begriff, noch allerlei an das Publikum zu sprechen, bat er, wenn seine Stimme zu

*) Fast grausam ist die Bemerkung Hume's: Er offenbarte in seinem Tode noch dieselbe große, aber übel geordnete Seele, die er während seines Lebens in allen Handlungen und in seinem ganzen Betragen gezeigt.

schwach seyn sollte, ihm solches nicht als Kleinmuth und Furcht zu deuten; ja er bat Gott förmlich um die Gnade, ihm ja den vollen Gebrauch der Rede zu erhalten. Manouri und Stuckley klagte er der Untreue an, weniger wegen Nichtunterstützung seiner Flucht, als deßhalb, daß sie mit falschen Hoffnungen in dem Versuche zu derselben ihn gestärkt, dadurch um den letzten Strahl der königlichen Huld ihn gebracht und in die Stricke des Todes verwickelt hätten; ja er beschuldigte sogar — was selbst die obige Erzählung in einigen Umständen zweifelhaft macht — Stuckley, daß er und einige andere ihn zur Flucht gereizt hätten, ehe er selbst einen Gedanken dazu gehegt; gleichwohl verzieh' er ihnen solches, und er nahm darauf aus den Händen des Dechanten von Westmünster die heilige Hostie. Als alleinigen Zweck der letzten Expedition nach Guiana gab er beharrlich die Entdeckung der Minen an. Hinsichtlich des Vorwurfs — daß er gleich anfänglich die Absicht gehabt, England nicht wieder zu betreten, berief er sich auf den in die Hände des Grafen von Arundel, vor seiner Abreise, geleisteten Eid, wieder zu kehren, ob die Sache gut oder übel ausgefallen. Diese Thatsache ward von dem auf dem Schaffott mitanwesenden Grafen feierlich bestätigt. Die Klage einiger Personen, daß er sie auf der Reise wegen Mangel an frischem Wasser habe

verschmachten und verderben lassen wollen, stellte er in ihrer Nichtigkeit dadurch dar, daß er die bei jeder Seefahrt möglicherweise eintretenden Zufälle geltend machte. Am meisten schien ihn der Vorwurf zu schmerzen, daß er bei des theuerwerthen und vortrefflichen Grafen Essex Hinrichtung Freude bezeigt und Tabak geraucht; er rief den großen Richter der Welt zum Zeugen auf seine Seele, daß Beides unwahr; vielmehr seyen ihm bittere Thränen entströmt, als der edle Graf gerichtet worden; denn sein Herz hätte ihn ahnungsvoll sein eigenes Schicksal erkennen lassen. Und so habe es sich denn auch getroffen; denn alle die, welche während Essex's Leben ihn geliebt, hätten sich seitdem von ihm abgewendet, wiewohl er, Raleigh, zur Gegenparthei gehört*). Daß er sich krank gestellt und Hüter und Räthe dadurch getäuscht, gestand er willig ein aber auch die Beweggründe, nämlich um Mitleid und Frist zu seiner Rettung zu gewinnen. Allerdings erkannte er diese Täuschung für eine Sünde und bat deßhalb um Verzeihung; dagegen rief er mit gesteiger-

---

*) Wir überlassen dem Leser die Entscheidung, in wie weit nach diesem Hume's Worte Berücksichtigung verdienen: Er war bemüht sich zu rächen und seinen Feinden den Haß des Publikums aufzuladen, indem er mit großer Bestimmtheit Dinge behauptete, die zum mildesten ausgedrückt, höchst zweifelhaft waren.

tem Tone aus: er müsse sterben wegen Spanien; erstens, wegen einer vorgeblichen Freundschaft mit demselben (womit er auf die Motive des ersten Urtheils vor 17 Jahren zielte); und sodann wegen vermeintlicher Kränkungen gegen diese Nation, wodurch er also die Nichtüberzeugung von seiner Schuld, mit bewaffneter Hand St. Thomas überfallen und die Einwohner mit der Schärfe des Schwertes geschlagen zu haben, kund gab, und diese That als in rechtmäßigem Kriege mit jener Macht vollbracht, angesehen wissen wollte.

Nachdem dieß vorüber, neigte er sich zu ernsteren Betrachtungen, betete ganz feurig und gab den Zuschauern die Erklärung: allerdings seyen seine Sünden groß und mannigfach. Er habe gewandelt auf dem Wege der Eitelkeit; er sey neben und hintereinander gewesen: Hofmann, Soldat, Kapitän, Admiral, General und Seefahrer, in welch' sämmtlichen Ständen und Lebensberufen die Sünde vorherrsche. Er rief darauf die Fürbitten des Erlösers an und eine Fluth von Thränen entströmte den Augen des stolzen und unbeugbaren Mannes. Nichts desto weniger war er zu keinem förmlichen Glaubensbekenntniß zu bewegen, wie einer seiner Freunde, welcher vielleicht die auf Raleigh lastende Anklage des Atheismus oder der Indifferenz, in dieser Stunde von ihm abwälzen wollte, gewünscht hatte; er sprach blos: Ihr Alle seyd

Zeugen, daß ich als guter Christ und als Protestant sterbe. Ich suche keine andere Seligkeit in etwas anderem oder in jemand Anderem, als in den Verdiensten Jesu Christi. Ja, ich habe eine Welt von Sünden verübt; aber die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich größer und mag sie alle bedecken. Seine Macht, mich zu erhalten, überwiegt die Last der Sünden, welche mich verdammen. Dieß ist mein Glaube, mein Trost, meine Zuversicht und meine Lust. So betet denn noch einmal mit mir in diesem letzten Augenblick der Gnade!"

Sir Walter, jetzt plötzlich wieder nur Philosoph, betrachtete das Richtbeil, nahm es zur Hand, küßte es und versuchte dessen Schärfe auf seinem Nagel, mit den Worten: „Dieß also ist die Arznei, welche mich von meinem Fieber, ja von allen Krankheiten und von jeglicher Pein und Qual, erlösen wird?" Und nun begrüßte er freundlich den Scharfrichter, verzieh ihm das lästige Amt, das er an ihm üben sollte, ermahnte ihn zur Tugend und Gottesfurcht und ersuchte ihn, auf ein gegebenes Zeichen rasch und gut zu treffen.

Nach einem nochmaligen heiter-stolzen, mit Demuth vermischten Aufblick gen Himmel, verrichtete er noch ein Gebet, welches die Zuschauer so sehr ergriff, und befahl seine Seele Gott. Als er nun be-

reits den Hals auf den Block gelegt, rief einer aus den Umstehenden zu: man möchte ihn östlich und westlich legen. Raleigh, den sein sarkastischer Humor selbst in diesem Augenblicke nicht verließ, richtete sich ein wenig auf und bemerkte dem Sorgfältigen: „Lieber Freund: meine Seele wird zum Himmel fahren, der Leib mag östlich, oder westlich liegen!“ Doch fügte er sich dem ausgesprochenen Wunsche.

Als das Haupt fiel, zeigte es der Scharfrichter, gegen die Sitte, dem Publikum schweigend, und ohne die Worte: „Gott erhalte den König!“ Der Leichnam ward in der Kirche St. Margarethen, (bei Westmünster) beigesetzt.

Alle Nachrichten, ohne Unterschied der politischen Farbe und ohne Rücksicht auf die Gunst und Ungunst der Geschichtschreiber gegen Raleighs Person, lauten einstimmig dahin, daß dessen Hinrichtung die lebhafteste Theilnahme beim Volke und bittern Unwillen gegen König Jakob erregt habe, so daß derselbe sich genöthigt sah, eine Art Rechtfertigungsmanifest mit Anführung sämmtlicher Thatsachen und Entscheidungsgründe erscheinen zu lassen. Der große David Hume, welcher sonst mehrfach Herbes von ihm erzählt, fällt nachdem er bereits bei Prüfung der Anklagen wegen Raleighs letzter Guiana-Expedition und des dabei gezeigten Benehmens bemerkt hat, daß man sich in der

Geschichte des Ritters so gröblich geirrt, daß es in der ganzen englischen Geschichte nichts Aehnliches gebe — folgendes Urtheil:

„Keine Handlung des Königes Jakob während seiner Regierung, erweckte mehr das Mißvergnügen des Publikums, als die Bestrafung Walter Raleighs. Die Vollziehung eines Urtheils, welches so hart, so lange aufgeschoben zu seyn schien, daß ihm eine neue Verrichtung anvertraut worden, ward als ein Beispiel der größten Grausamkeit und Ungerechtigkeit betrachtet; ja man hielt es selbst für die größte Niederträchtigkeit und Unvernunft, einem heimlichen Feinde von England das Leben des einzigen Mannes in der Nation aufzuopfern, welcher wegen seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung damals in großem Rufe stand. Die engen Verbindungen, in welche der König jetzt mit Spanien treten wollte, waren überall verhaßt, und machten dieses Beispiel seiner Gefälligkeit dem Volke noch verhaßter und widerwärtiger.

Campbell erklärt: die Hinrichtung habe die ganze Nation dermaßen erbittert, daß der Hof, um den Haß von sich abzuwälzen, für gut gefunden habe, eine Erklärung bekannt zu machen, worin, dem Vorgeben nach, die wahren Motive und Ursachen des Todes von Raleigh enthalten gewesen. Allein der Zweck der Schrift ward so wenig erreicht, daß sie

wirklich mehr zur Rechtfertigung des Ritters diente, als dessen eigene Schutzschrift. Auch widerlegte der König faktisch die Anklagen gegen Raleigh, wegen gewaltsamer Besetzung Guiana's, da er bald nach seiner Bestrafung jene selbst anordnete und somit aussprach, daß Raleigh sich für berechtigt zu einem solchen Akte halten gekonnt habe; zugleich ward dadurch die Falschheit des Gerüchtes widerlegt, als habe der Ritter bei seinem Anbauversuche in diesem Lande blos die Absicht gehabt, sich von seinem, während der Zeit des Gefängnisses, erlittenen Schaden zu erholen."

Endlich bekennt auch der gegen die Günstlinge Elisabeths eben nicht sehr freundliche Lingard: „Raleighs Schicksal errregte viel Mitleid. Man glaubte allgemein, er sey das erste Mal ungerechter Weise verurtheilt worden, und die National-Abneigung gegen Spanien ließ das neue Vergehen in einem milderen Lichte erscheinen. Man klagte den König an, Gondomars eigennützigen Vorstellungen einen der tapfersten Offiziere und einen der aufgeklärtesten Männer unter seinen Unterthanen aufgeopfert zu haben *). Noch andre nahmen den alten Haß Jakobs den Cecil wegen Raleighs Schritten gegen die Thronfolge des Königs in den letzten Zeiten der Elisabeth genährt, so wie

*) Vgl. auch noch darüber den British Plutarch III. und Johnston. XVII. 527 f. f.

das stets sich erhaltende Mißtrauen gegen geheime mögliche Plane als Hauptbeweggründe der bewiesenen Strenge an*).

Die Königin selbst verhehlte ihre innigste Theilnahme für Raleighs Loos keineswegs und sie ließ es sich, trotz einer Krankheit, die sie sehr peinigte und an der sie wenige Monate darauf starb, eifrigst angelegen seyn, durch das Organ des Herrn de Villiers, ihren Gemahl für das Leben des Ritters anzugehen **).

Die Verräther an Raleigh, Stuckley und Manouri, von dem allgemeinen Haß und der Verachtung des Volkes verfolgt, nahmen ein klägliches Ende; ersterer, als Münzverfälscher zu Whitehall ergriffen, zu welchem Verbrechen er sich nach durchgebrachtem Blutgelde für die Ueberlieferung des Ritters, hergegeben, kam in peinliche Untersuchung und ward zum Tode verurtheilt; er verkaufte all das Seine, was ihm noch übrig geblieben, bis auf das Hemd, um die Begnadigung vom Strange sich zu erkaufen, und erhielt sie, da unter Jakob die Justiz durch solche Gründe sich erweichen ließ; allein er ward zuletzt, nachdem er eine Zeitlang auf der Insel Lundy verborgen gelebt, wahnsinnig und starb im tiefsten Elend, als Straßenbettler, nur zwei Jahre nach Raleighs Hinrichtung.

---

*) Erasmus Franciſci. 165.

**) Lingard. XIII.

Der Franzose verschwand ebenfalls in Armuth und Niedrigkeit. Das Publikum, ersah, als diese Umstände bekannt wurde, hierin ein Gottesurtheil.

Nichts desto weniger fehlte es nicht an Leuten, welche in dem Falle Raleighs eine Züchtigung für früheren Uebermuth und für den Tod des Grafen Essex erblicken wollten; auch stellten sie in Erwägung seines kühnen und unternehmend stolzen Geistes, die Behauptung auf: das alte Rom habe seine Koriolan, Sertorius und Spartacus nicht so sehr zu fürchten gehabt, als Britannien diesen Raleigh *).

Fast von Allen ward gepriesen die Menge großer und edler Verrichtungen und bei dem Auftreten in den verschiedenartigsten Ständen und Berufen die hohe Trefflichkeit und Vollendung in jedem derselben; sein Muth und seine Klugheit als Krieger und Befehlshaber; seine Tapferkeit, Erfahrung und Mannszucht als Seemann und Admiral, bei größter Leutseligkeit gegen das untergebene Volk, unter welchem er einer seltenen Popularität sich erfreute; seine tiefe Gelehrsamkeit und sein hoher Rang als theoretischer und praktischer Philosoph. Im Privatleben hob man besonders die Wohlthätigkeit, das liebreiche Benehmen gegen Gattin und Kinder, und die treue Pflege seiner freund-

---

*) Erasmus Franciscі. III. 165.

schaftlichen Verhältnisse, seine Urbanität und gefälligen Manieren hervor. Manche nannten ihn geradezu den „Englischen Xenophon“, welcher dieses Prädikat mit ganz andrem Rechte verdient, als der Monarch der ihn verurtheilt, den des „Brittischen Solons.“ Ja Campbell erklärt, indem er von einem Manne Abschied nehme, welchen man unmöglich genug zu loben im Stande sey: man könne von ihm dasselbe sagen, was Scaliger von Cäsar: daß er mit demselben unnachahmlichen Geist gestritten und geschrieben *).

---

*) Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, auch das Zeugniß eines Franzosen, des berühmten Geschichtschreibers der europäischen Niederlassungen in beiden Indien, und feurigen Anwalts unterdrückter Menschenracen, Raynal, hier noch beizufügen: C'est enthousiasme (für Entdeckungsreisen und Kolonisationen) saisit particuliérement Walter Raleigh, un des hommes les plus extraordinaires qu'ait produits la région le plus féconde en caractéres singuliers. Il avoit une passion extrême pour tout ce qui avoit de l'éclat; une réputation qui éclipsoit le plus grands noms; plus de lumières, que ceux que leur état attachoit nuiquement aux lettres; une liberté de penser qui n'étoit pas de son siecle; quelque chose de romanesque dans les sentiments et dans la conduite. Histoire philosophique etc. T. V. 14. Und an einem andern Orte (T. VI. 172) ist die Rede von einem „talent qu'il avoit de subjuguer les esprits, en donnant à tout ce qu'il, proposait, un air. Ein nicht minder brillantes Zeugniß findet sich auch bei einem der ausgezeichnetsten neueren Historikern Großbritanniens, dem Schotten Robertson;

Seine Werke wurden noch lange nach seinem Tode als eine Quelle ächter Staatsweisheit betrachtet und studirt. Dasjenige „über die Rechte des Parlaments“ in dialogischer Form, nach der Weise der Alten und in ihrem Geist und Geschmack, beschäftigte mehr als einen ernsten Denker und Geschichtschreiber. Wenige Männer erlebten die Ehre, daß man mit ihrem Leben sich beschäftigte, in so reichlichem Maaße, als Sir Walter Raleigh, welcher von allen seinen Landesgenossen, als eine Zierde seines Vaterlandes betrachtet wird.

Beilage.

David Hume's Urtheil über Walter Raleighs Handel, die Amnestie und die zweite Guianafahrt betreffend. (History of King James I.)

1) Es bleibt sehr unwahrscheinlich, daß die Spanier, welche von der angeblichen Goldmine Raleighs

---

History of America, an verschiedenen Stellen, wo von seinen außerordentlichen Talenten, seinem Muthe, seinem Unternehmungsgeiste, seinen ungewöhnlichen Kenntnissen u. s. w. die Rede ist. Doch findet man hier auch die Schattenseiten der reichen Lichtpartheien angedeutet. In der History of Scotland wird von ihm irgendwo bemerkt, daß er die Seele der Militärparthei in England gewesen

nichts gewußt, an einer so großen Küste drei Meilen von derselben weg eine Stadt erbaut haben sollten. Die Umstände widerstreiten diese Behauptung, und man darf eher annehmen, daß die Absicht, die Stadt zu plündern, ihn mehr, als die, eine Mine zu graben, dahin geführt habe.

2) Bis auf diesen Tag ist keine Goldgrube daselbst aufgefunden worden.

3) Raleigh fand wirklich keine Goldgrube, sondern plünderte und verbrannte blos eine spanische Stadt. Ist es also nicht wahrscheinlicher, daß dieß letztere seine Absicht war? Wie kann man das Geheimniß seines Herzens so vollständig enthüllen, daß es bestimmten, vollbrachten Thatsachen das Gegengewicht halte?

4) Raleigh gesteht in seinem Briefe an Lord Carew ein, daß er dem Könige die Niederlassung der Spanier auf jener Küste, trotz seiner Kenntniß davon verschwiegen habe. Macht ihn nicht dieser einzige Punkt schon strafbar genug?

5) Seine Vollmacht räumte ihm blos die Befugniß ein, sich auf einer Küste niederzulassen, die von wilden und barbarischen Völkern besetzt sey. Handelte

---

und es läßt sich daraus schließen, daß er gerade in dieser Stellung vielleicht das erste Mißvergnügen K. Jakobs sich zuzog, als dieser auf die Thronfolge lavirte.

er demnach nicht auf höchst strafbare Weise zuwider, dadurch, daß er an einer von Spaniern besetzten Küste landete.

6) Die Order, welche er Keymis gab, als er diesen den Fluß hinauf sendete, ist in seine Schutzschrift selbst aufgenommen; aus ihr geht hervor, daß er wohl wußte, die Spanier — (wie es denn auch nicht anders seyn konnte) würden sich widersetzen und den Engländern die Landung und Besitz streitig machen. Seine Absicht ging also von Anfang an auf Feindseligkeiten.

7) Er gab Keymis den Befehl, die Spanier aus ihrer Stadt zu vertreiben, noch ehe sich ein Anlaß dazu bot und als sie noch entfernt von ihnen waren. Konnte ein feindseligeres Unternehmen gedacht, und, wenn die Spanier als Verbündete der Nation betrachtet wurden, ein strafbareres Unternehmen gedacht, werden? War nicht Er derjenige, welcher den Angriff that, wenn auch die Sache sich richtig verhält, daß die Spanier auf seine Leute Feuer gegeben? Man sagt, er habe ihrer 3—400 Mann getödtet. Ist dieß eine Kleinigkeit?

8) In seinem Briefe an den König und in seiner Schutzschrift gründet Raleigh seine Vertheidigung auf vorangegangene Feindseligkeiten, welche die Spanier gegen andere Vereine von Engländern verübt. Diesel-

ben lassen sich aus der Zweideutigkeit der Friedens-traktate zwischen den beiden Nationen erklären; allein so viel ist klar, daß diese dem Sir Walter nie das Recht geben konnten, den Krieg zu erklären, und ohne den geringsten Befehl, ja vielmehr dem erhaltenen Befehl zuwider, die spanischen Kolonieen anzugreifen, ob sie gleich dem Könige eine Ursache darreichen konnten, jener Nation den Krieg anzukündigen. Er giebt vor: mit Spanien sey in Indien niemals Friede geschlossen worden. Eine höchst ungereimte Behauptung!

9) Wenn Raleighs Anspruch auf das Eigenthum des fraglichen Landes, in seiner Eigenschaft als erster Entdecker, gegenüber den damaligen Kolonieen begründet war, — wie er behauptet — warum trug er ihn nicht dem Könige mit allen Umständen vor und unterwarf ihn dessen Entscheidung?

10) Raleighs Streitmacht war, seinem eigenen Geständniß zufolge, nicht stark genug, ihn gegen die Gewalt der Spanier, über welche sie auf dieser Küste verfügten, im Besitz zu erhalten; allein sie war stark genug, wie er selbst gesteht, zwanzig Städte durch Ueberrumplung einzunehmen und zu plündern. Durch diese Aussagen, die hier zusammengestellt werden, verräth er sich offenbar selbst.

11) Warum blieb er nicht da (bei St. Thomas) und grub seine Mine, wie doch sein Vorsatz gewesen

war? Er fürchtete — sagt man — daß die Spanier ihn mit größerer Macht überfallen würden. Allein er wußte es schon, eh' er aus England absegelte, daß die Spanier ihn mit größerer Macht angreifen würden, für den Fall, daß er etwas gegen ihre Kolonieen wagte. Sein Zweck war also nicht auf eine Niederlassung, sondern blos auf eine Plünderung gerichtet.

12) R. gesteht, daß er weder die Tiefe, noch die Ergiebigkeit der Goldgrube gekannt, sondern nur so viel gewußt habe, daß irgendwo eine solche vorhanden sey! Würde er aber auf einen so unsichern Grund hin sein ganzes Glück und seinen ganzen Kredit auf's Spiel gesetzt haben?

13) Würden seine Gefährten, falls er ihnen dieß gestanden, Alles gewagt haben, um ihm zu folgen? War es nothwendig, zu einem Versuche eine ganze Flotte auszurüsten? War nicht ein offenbarer Betrug in der ganzen Sache?

14) R. sagte zu Keymis in seinen Befehlen: Bringt mir nur einen oder zwei Körbe Gold-Erz; dann wird der König genug haben, um einzusehen, daß mein Unternehmen kein Hirngespinst war. Dieß konnte mit leichter Mühe aus den spanischen Goldgruben geschehen, und es scheint als ob R. vorzüglich deßhalb auf Keymis so ungehalten war, weil er solches nicht wagen wollte. Ein solcher Anschlag war

eine Rechtfertigung, um seinen Betrug zu verhüllen, auf die er schon im Voraus gedacht haben mußte.

15) Der König legte in seiner Erklärung Raleigh zur Last, daß er, sobald er in die See gestochen, so unbestimmt und zweifelhaft von seiner Goldgrube gesprochen und selbst bemerkt habe: es würde genug seyn, wenn er nur einen Korb voll Gold nach Hause bringe. Aus letztgedachtem Umstande erhellt, daß dieser Vorwurf nicht ungegründet war.

16) In der Erklärung des Königes befinden sich verschiedene andere Gründe von noch größerem Gewicht; nemlich: daß R. als er bei Plymouth vorübergesegelt, keine Goldgräber an Bord nahm, nachdem er doch immer gesagt, daß er dieß thun wolle; daß er durchaus mit keinen Werkzeugen sich versehen habe, um in der Mine arbeiten zu können; daß er dagegen mit hinreichendem Vorrath von Waffen und Kriegsbedürfnissen sich versehen; daß ferner der junge Raleigh, als er die Spanier angriff, die bekannte, ihm in den Mund gelegte Aeußerung gethan; daß Sir Walter keinen bestimmten Ort der Goldgrube angab, sondern sie bald da- bald dorthin versetzte, je nach Bequemlichkeit. Vieler anderer Punkte nicht zu gedenken, welche darthun, daß er gegen seine Gefährten und gegen sein Land ohne Gewissen gehandelt.

17) Raleighs Nachrichten von seiner ersten Gui-

anafahrt beweisen, daß er entweder ein höchst leichtgläubiger Mann oder der unverschämteste Betrüger war, so lächerlich ist die Geschichte, welche er von dem erdichteten Reiche der Inkas in Mitten Guiana's, von der reichen Stadt Eldorado, oder Manao, die zwei Tagereisen lang seyn und von Gold und Silber glänzen sollte, von den alten peruanischen Weissagen, die Engländer betreffend, welche wie er selbst behauptet, ausdrücklich als Befreier des Landes lange vor der Ankunft irgend eines Europäers daselbst; — ferner von den Amazonen, oder einer Republik der Weiber, und überhaupt von den ungeheuern und unglaublichen Reichthümern auf dem Lande, wo noch kein Mensch Schätze sah, erzählt hat. Diese ganze Erzählung ist somit ein Beweis, daß es ihm entweder an Verstand, oder an Rechtlichkeit, oder an beiden zugleich gefehlt. Es scheint, als ob man gegen keinen Charakter von zwei entgegengesetzten Seiten her, Neid und Mitleid höher gesteigert, wie gegen Raleigh. In den ersten Jahren seines Lebens, als er noch in Weltgeschäften thätig erschien, war er der Gegenstand des allgemeinen Hasses und Fluches von England; in der letzten Zeit, als er im Gefängniß saß, ward er, noch weit unvernünftiger, der Gegenstand großer Liebe und Bewunderung.

II.

Die Liebe
Pfalzgraf Friedrichs III.
und
Leonorens von Oesterreich.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Schwäb. Volkslied.

II

Die Königin Leonore, durch ihre Reize, ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verstand und ihren politischen Einfluß schon von Portugal und noch mehr von Frankreich aus in der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Person, ist nicht minder Heldin der Romantik geworden, und Dichtungen und Ueberlieferungen der freundlichsten Art knüpfen sich an ihren Namen. Sie vereinigte mit dem Schönheitssinn ihres ungestüm-jugendlichen Vaters Philipp von Oesterreich das tiefere (in letzter Zeit jedoch zur Schwermuth ausartende) Wesen ihrer Mutter Donna Juanna von Castilien und Arragon, mit welcher sie im Aeußern viele Aehnlichkeit gehabt haben soll. Sie war den 24. November 1498 zu Löwen geboren und die älteste unter ihren Schwestern. Den Namen „Leonore“ trug sie ihrer Urgroßmutter, der Gemahlin Kaiser Friedrichs III., Leonore von Portugal, zu Ehren. Margaretha von Oesterreich, ihre Tante, besorgte großentheils ihre Erziehung, welche gründlich und geistvoll, wie sie selbst, war. Noch übrig ist ein reich mit Devisen und Blumen verziertes Buch, die burgundi-

schen Nationaltänze enthaltend, welches ihr zugedacht, jedoch bei der Abreise nach Spanien beim Einpacken vergessen worden war, und auf welchem der Titel ein großes „Pensez“ und die Perlenumzogenen Worte: „à Marguerite“ weist.

Viele Geschichtschreiber und Biographen sind im Preis der körperlichen Vorzüge, so wie des phantasievollen Wesens der Schwester Carls V. einig und mehr als ein französischer Schriftsteller schnappt bei der Beschreibung ihrer Person mit einer eigenthümlichen Lüsternheit des Ausdruckes ordentlich nach Luft, während der fromme Minorit Hilarion de Coste auf ehrbarere Weise das Lob der Königin verkündigt, der geniale Dichter Clement Marot aber in einem phantasievollen Gemählde ihr Andenken zu verherrlichen gesucht hat *). Auch Le Moine **), Le Maire des Belges ***), Billon †), Gode-

---

*) Epistre (XIV.) qu'il se presente à Bourdeaux à la Reyne Eleonor à son arrivée d'Espaigne avec Messieurs les deux Enfans du Roy delivrez des mains de l'Empereur Charles le Quint. In der Pariser Quart-Ausgabe mit histor. Noten.

**) Von diesem übrigen allerlei Missiven an K. Franz I. und Leonore. La Croix Bibliotheque.

***) Vgl. Buchon Collect. des Chroniques.

†) Le Fort inexpugnable des Dames, (ein äußerst seltenes Werk über die Vorzüge des weiblichen Geschlechtes).

froi *) und Andere haben sie auf ehrfurchtvolle Weise bedacht.

Leonore brachte ihre erste Jugend am Hofe, theils bei Margarethen, theils bei Carl V. zu, welch letzterer schon im 16. Jahre geistig zum Manne herangereift war, und unter der Leitung des Herrn von Chievry zu politischen Geschäften sich bildete und zu ernsten Welthändeln sich vorbereitete. Beide Geschwister liebten sich sehr, und Carl, obgleich er bereits damals den gebietenden Herrn über die mehr als zwei Jahre ältere Schwester zu spielen für gut fand, und durch seine streng sittliche, von der Frivolität des Lebens der höhern Stände sehr früh abgezogene Natur dazu bestimmt wurde, ließ es an keinerlei Art von Achtungsbezeugungen gegen sie fehlen. Die Erscheinung eines interessanten teutschen Fürsten, des Pfalzgrafen Friedrich (III.), brachte in ihr bisheriges stilles Leben eine gefährliche Krise und in die innere Verhältnisse des Hofes mannigfache Störung. Jener Prinz, nachmals so berühmt durch seine Tapferkeit als Krieger, wie durch seine Eigenschaften als Regent, noch liebenswürdiger durch seine persönlichen Vorzüge als Mensch geworden, dessen Schicksale und Geschichten die Dankbarkeit eines belgischen Gelehrten zum Gegenstand einer Art von Cyropädie gemacht hat, war nicht sobald im Ge-

*) Le Ceremoniel de France.

leite des Prinzen, an dessen Haus er mit seltener Treue hing, zu Brüssel aufgetreten, als er aller Ritter Neid und aller Damen Bewunderung auf sich zog. Besonders war dies bei den angestellten Hoffesten und Ritterspielen im Jahr 1515 der Fall, in welchen er meist den ersten Preis gewann. Er war der Stoff aller Gespräche der schönsten Frauen und Fräuleins und selbst die Erzherzogin Leonore wurde gleich anfangs mit dahingerissen.

Als sie — so erzählt der gewandte Diplomat und Verehrer Friedrichs *), dem wir, was die Thatsachen betrifft, in unserer Beschreibung größtentheils gefolgt sind — das erste Mal den blühenden Jüngling erblickte, mit seiner edlen, hehren Gestalt, seinem feurigen Blicke, seinem schön proportionirten Gliederbau, seiner breiten Brust und Schulter, seinem schneeweisen Hals, seinen lang herunterfließenden Goldhaaren, seinem majestätischen Antlitz, seinem geistverkündenden Mund, — da konnte sie sich nicht satt sehen; und je mehr sie sein Bild verschlang, desto tiefer prägte es sich in ihr Herz ein. Sie lauschte begierig jedem Worte, das die Damen und Jungfrauen ihrer Umgebung zu seinem Lobe sprachen, und es schien ihr, als würde immer weniger gesagt, als er eigentlich verdiene.

---

*) Hubert: Thomae Leodiensis Narratio etc. in M. Freheri Scriptor. rer. Germanic. T. III.

Dieses aufkeimende Gefühl heimlicher Leidenschaft blieb einem feinen Hofmann, der in der Physiognomik des Herzens wohlbewandert war, nicht verborgen, und er suchte aus diesem Umstande für sich selber Nutzen zu ziehen, dadurch, daß er der süßen Leidenschaft das Wort führte, deßhalb er zu einem der Umstehenden sich wendend, wie ohne alle Absicht, sagte: „Es giebt ein gemeines Sprichwort: Gott verleiht keinem Sterblichen Alles zugleich, und nur selten pflegt es zu geschehen, daß derjenige, welcher schön, auch zugleich klug und preiswürdig sey. So Jemand menschlich fühlt, wird er verzagt, — so er tapfer, anmaßend, — so er reich, hoffärthig, und so er kühn, tolldreist seyn. Der Edle erscheint bald aufgeblasen und als Verächter der Andern, der Gute einfältig und unnütz. Eine solche verkehrte Natur hat das sterbliche Geschlecht seit dem Fall des ersten Menschen angenommen, und also nachtheilig hat es sich umgewandelt, daß, was das schlimmste und beklagenswertheste ist, die Bosheit vor der Güte zu ihrem Zwecke gelangt. Schon die alten Dichter sprechen vielfach diese Klagen aus.

Ich führe nur dasjenige an, was die lesbische Sappho bei Ovidius von sich selber sagt:

Für die Gebrechen des Leibs wurde mir Geist und Verstand.

Und, ungefähr in dem gleichen Sinne, was über den Ithaker gesagt wird:

„Schön nicht von Gestalt, doch reich an Geist war Odysseus."

Und an einem dritten Orte:

„Groß war er an Verstand, klein nur von Körpergestalt."

Derjenige also ist glücklich zu preisen, welcher die wenigsten Naturgebrechen an sich trägt.

Ein um so erstaunenswertheres Wunder bietet sich daher in diesem Pfalzgrafen Friedrich dar, welcher an allen Tugenden so sehr hervorragt, daß es scheint, nicht nur habe die Natur keine ihrer Gebrechen in diesen Mann gelegt, sondern die Gottheit selbst alles was sie Gutes hat, über ihn ausgeschüttet. Von der Schönheit seiner Gestalt will ich nichts sagen, Ihr alle seht, daß jene himmlische Venus nichts an derselben zu wünschen übrig gelassen. Doch all dies sind nur äußere Vorzüge; sie verschwinden und gehen mit dem Körper zugleich zu Grunde. Könntet ihr aber erst jene innern und unsterblichen völlig durchschauen, welche sein Wesen verschließt, so müßtet Ihr fürwahr gestehen, daß es die kostbarsten Edelsteine in Gold eingefaßt seyen. Obschon nun das Gold schon an und für sich selbst bereits einen hohen Werth und Preis hat, so verliert es doch durch den Zusatz dieser Steine viel davon.

Man betrachtet und ehrt es nur, insofern dieser oder jener kostbare Stein dazu gekommen, und letzterer verschlingt allein alles Lob und Bewunderung. Das Gleiche kann ich auch von diesem Friedrich sagen, wenn ich seine geistigen Vorzüge, die ich alle wohl kenne und erprobt habe, mit dieser körperlichen Gestalt, vergleiche, welche die schönste ist, die man nur sich denken kann."

„Und damit ich mit seiner Klugheit beginne: Wer ist vorsichtiger in Rathschlägen, und gewandter in der Kunst, Anständiges und Rechtes siegreich an- und was wider Ehre und Recht, abzurathen? Emsig sinnt er der Vergangenheit nach, handelt mit Standhaftigkeit in der Gegenwart und trifft vorsichtig für die Zukunft Maasregeln. Darin allein unterscheidet er sich von dem Charakter der Teutschen, welche in der Regel meist nur dem Gegenwärtigen ihre Aufmerksamkeit schenken und die Zukunft vernachläßigen. Er, der der sanftmüthigste und in allen schönen Künsten bewandertste ist, den man finden wird, ist zugleich auch der muthvollste und großherzigste."

„Vielleicht erinnern sich Einige von Euch des Zufalls wieder, der ihm neulich von Seite solcher Leute zugestoßen, welche sich blos deßhalb Adelige zu nennen scheinen, weil sie von edlen Künsten durchaus nichts gelernt haben. Außer verschiedenen andern Zweigen

dieser letzteren hegt Friedrich mit ganz besonderer Liebe die Musik; er thut es in der Ueberzeugung, daß sie den Sinnen mehr Harmonie und Bildung gewährt und besonders einen das Kriegswesen treibenden Mann sehr gut kleidet. Nachdem Jene gehört, daß Friedrich solcher Kenntniß willen gelobt würde, und sie zur Stunde nichts vorfanden, was sie an ihm tadeln konnten, so begannen sie ziemlich laut zu äußern: eine solche Kunst mache den Mann weibisch und kaum habe man noch Jemanden gesehen, der sie getrieben und dabei auch beherzt und tapfer gewesen sey."

„Als man nun diese Aeußerung dem Pfalzgrafen überbracht, und auch der Markgraf Johann von Brandenburg, der Herr von Fiennis und andere, welche ebenfalls mit Musik sich abgaben, davon in Kenntniß gesetzt worden, hielten sie sich sämmtlich mit Absicht beschimpft und bedeuteten Karl'n, daß sie die Sache nicht ungestraft dahin gehen lassen, sondern mit dem Degen rächen würden. Solches wäre auch fürwahr geschehen, ohne die Dazwischenkunft des Erzherzogs, welcher jedoch der Sache das Ansehen eines Tourniers zu geben wünschte."

„Der Tag, die Gesetze, die Bedingungen und die Preise des Kampfes wurden also festgesetzt, und die Verläumder der Musik völlig überwunden. Der Pfalzgraf übte Milde an seinen Gegnern und hinführo war

Niemand mehr am Hof, welcher die Musiker oder gar die Musik zu tadeln gewagt hätte.“

Jener Hofmann reihete an sein Lob der Schönheit, der Bildung, der Tapferkeit und der Großmuth Friedrichs nun auch noch das des Reichthums und des Adels der pfalzgräflichen Familie, so wie ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an das Erzhaus. Er meinte: so viele Tugenden und so viele Verdienste müßten endlich einmal belohnt werden.

„Wie wäre es“ — so schloß er seine lange Rede — „wenn man diesem Friedrich eine unserer Prinzessinnen zur Ehe gäbe? so etwas würde unserm Hause neuen Glanz verschaffen, und wir auch Pfalzgrafen aus unserm Geblüte besitzen?“ Dieser Beschreibung und vielem Andern mehr, was sämmtlich zum Preise Friedrichs gesagt worden, hatte Leonore nicht ohne süße innere Wollust zugehört, und obgleich sie, was in ihrem Innern vorging, zu verbergen suchte, so verrieth sie doch, wie der Inhalt jener Rede nur noch mehr sie entflammte; denn bald sprach sie: „seht! jetzt ergreift der Pfalzgraf Friedrich die Lanze; jetzt rastet er; jetzt thut er dies und jenes;“ „bald wieder:“ man hat ihm etwas hinterbracht; „ — oder: — „es ist ihm etwas am Helme gebrochen,“ — „sie geben ihm eine stärkere Lanze.“ „Seht nur einmal, wie geschickt

er die Lanze führt; wie tüchtig er seinen Gegner trifft — wie die Splitter in die Luft fliegen!“

Bei solchen und ähnlichen, unzähligen Redensarten mehr gab es wohl Niemanden unter den Anwesenden, der nicht deutlich bemerkt hätte, von welch' heftiger Liebe das schöne Fräulein zu dem Pfalzgrafen entzündet sey. Ihre Begleiter unterließen auch nicht, ihr täglich etwas Neues vom Gegenstande ihrer Neigung zu überbringen, da sie wohl merkten, wie sie sich in die höchste Gunst setzten, so bald sie nur etwas zum Lobe Friedrichs mittheilten. Daher sannen sie, wie es der Brauch der Höflinge mit sich bringt, allem Möglichen nach, was der Pfalzgraf etwa Löbliches gethan haben mochte, oder sie erdichteten selbst etwas Neues, blos um Stoff zu haben, ihre Pflichtbeflissenheit zu beurkunden.

Dem Pfalzgrafen selbst war die Sache nicht lange verborgen geblieben. Die Leidenschaft der Prinzessin kam der seinigen nur entgegen, denn bereits hatte auch ihn eine stille Liebesglut zu ihr, welche allmählig in die heftigste Sehnsucht überging mit Macht gefaßt, und sein tägliches Sinnen und Trachten war seit einiger Zeit blos gewesen, wie er etwas zu Ehren und und Hulden der schönen Fürstin vollbringen möchte.

Wo er stand und ging, ergoß er sich in begeisterungsvolles Lob über Leonorens Person und Eigenschaften. Bald pries er ihre hohe Stirne, die auch nicht die geringste Falte verunziere; bald ihre Augenbraunen, in stolzen Bogen gewölbt und mit wenigen, schwarzen Haaren in schönster Regelmäßigkeit besetzt; bald ihre himmlischen Augen, die ein immerwährender Liebesblick zu seyn schienen; bald ihren kleinen Mund, ihre rosenrothen Wangen, ihre kleinen weißen Zähne, ihr zugleich frohes und bescheidenes Antlitz, und den wundersüßen Wohllaut ihrer Stimme. In Summa, es war an Leonorens ganzem Wesen nichts, was er nicht bis an den Himmel erhoben, gelobt und bewundert hätte.

Die Liebe hatte zwischen den Beiden so schnelle Fortschritte gemacht, daß sie ferner kein Bedenken mehr trugen, ihre Gefühle gegen einander auszutauschen. Während des Tanzes, während des Lustwandelns, während der Jagd, im Schloßgarten und Thierpark ging das süße Geplauder der Liebe vor sich. Und wo die Worte der Nähe von Zeugen willen, nicht rathsam waren, verständigte man sich durch Zeichen und Winke, welche mit bald eingeübter Kunst durch die erfinderische Lehrerin der Herzen gegenseitig gehandhabt und verstanden wurden. Die Kammerfräuleins und die Bedienten, durch hohen Lohn gewonnen und treu ergeben, wanderten hin und her auf Botendienst, bald

um einen Morgengruß zu bestellen, bald um ein Veilchen oder eine Rose zu übermachen und Aehnliches zurückzubringen. Nichts von allem dem ward unterlassen, was zwei Innigliebende auszusinnen pflegen. Allein je mehr sie ihrer Sache den Schleier des Geheimnisses überzuwerfen suchten, desto bekannter und öffentlicher ward ihr Spiel, weil es bei aller Verstellung und Verschlagenheit in vielen Dingen wiederum nichts blöderes und ungewandteres giebt, als die Diplomatie der Liebe. Es gieng kein Gespräch und keine Zusammenkunft weder im Schlosse noch in der Stadt mehr vor, wo nicht die Liebe des Pfalzgrafen und der Prinzessin den Hauptgegenstand der Rede bildete. Der Eine wünschte Leonoren Glück dazu, daß sie die Gemahlin eines Fürsten werden würde, der während Karls Abwesenheit in Spanien Niederteutschland gesetzlich als Reichsverweser zu regieren erhielte; welche somit auf dem heimischen Gebiet als Herrin verbleiben und nicht, zu irgend einem fremden Ehebund gezwungen, in fernem Land und unter fremden Menschen ihr Leben zu vertrauern genöthigt seyn dürfte. Andere hielten den Pfalzgrafen für beneidenswerth, dem eine so hohe Ehre zu Theil würde, Schwager des mächtigsten Königes zu werden. Kurz Jedermann sprach von der Vermählung der Beiden, als von einer ausgemachten und nahe stehenden Sache.

Das Gerücht von dem Verhältnisse Leonorens und Friedrichs und von jenen Gesprächen des Hofes und der Stadt kam endlich auch der Schwester der Prinzessin, der Königin Isabelle von Dänemark, zu Ohren. Diese, eine sinnvolle und kluge Dame, welche wohl gerne Leonoren ein besseres Glück gegönnt, als sie selbst an der Seite des grausamen und wohllüstigen Christian II. genoß, schrieb ihr alsbald freundlich zu; und weit entfernt, ob ihrer Liebe sie zu tadeln, lobte und billigte sie dieselbe vielmehr und wünschte ihr sogar Glück zu dem trefflichen Mann ihrer Wahl. Sie beschrieb ihr die Glückseligkeit eines Ehebundes, den man nach eigenem Herzenswunsche schließen dürfe, und das Unglück eines solchen, wo, ohne vorher sich von Herzen, ja selbst nur von Angesicht, gekannt zu haben, zwei Menschen durch bloßes Gebot der Politik zusammengeschmiedet würden, und die Braut in ein fremdes Land zöge, entrissen für immer dem Schoose der Ihrigen und ohne Hoffnung der Wiederkehr in das Vaterland. Der Königsname, mit welchem die Eitelkeit so viele verlocke, sey ein eitles Trugbild; bei näherer Ansicht verbleiche und verschwinde jeder Schimmer, und es sey so viel, als wenn man mit nackten Füßen über eine Schlange wandle. Das Loos der Königinnen sey ein trauriges. Diese würden von ihren Gemahlen so gut wie in Gefangenschaft gehalten; nur

selten dürften sie des Palastes Schwelle verlassen und dem Publikum sich zeigen, damit nicht das Geheimniß und der Glanz der Majestät durch ihren zu häufigen Anblick beim Volke verschwinde und sich verliere. Oft befänden sie sich verlassen und allein; die Könige nähmen Jagdparthien zur Ausflucht, aber insgeheim fröhnten sie nichts anderm, als ihren Lüsten und Launen. Wie ganz anders würde es mit ihr, der geliebten Schwester, werden, wenn sie dem Pfalzgrafen Friedrich die Hand zu reichen bestimmt sey.

Der Ermahnung, diesen Fürsten immerhin fortzulieben und zum Gemahl zu wählen, fügte sie noch das Lob seiner Tugenden und besonders auch die Schilderung des günstigen Umstandes bei, daß er der teutschen und französischen Sprache gleich kundig, und sie, Leonore, somit im Stande sey, in beiden gleich gut ihn zu verstehen. Solches sey ihr, der Königin, nicht zu Theil geworden. Hinweggeführt nach einem fernen Lande, verstände sie weder die Sprache des Gatten, noch derselbe ihre heimathlichen Laute. Und dennoch sey das Verständniß der Sprache ein Hauptband inniger Liebe. An den Punkt, daß Friedrich nur ein Pfalzgraf sey, möge sie sich ja nicht stoßen; er sey Fürst des Reichs und Sohn eines Churfürsten, welcher Könige und Kaiser zu wählen habe und diesen somit ebenbürtig.

Es versteht sich von selbst, daß es nur noch solcher

Zureden bedurfte, um die Glut in der Prinzessin vollends zu hellen Flammen zu entfachen. Beide Liebende thaten ferner sich keinen Zwang mehr an; sie sahen, sprachen und herzten sich, als hätten sie bereits dazu das unbestrittenste Recht. Jedermann äußerte sich desgleichen ganz ohne Scheu über das Verhältniß selbst in ihrer Gegenwart, und die Vermählung schien ein keinem Zweifel mehr unterliegendes Begebniß.

Aber das Schicksal riß sie bald auf das schmerzlichste aus dieser süßen Täuschung, dadurch, daß es den geschäftigen Neid zweier persönlichen Gegner Friedrichs wider ihn anspornte. Er hatte durch Stachelreden und durch einen Sieg im Turnier die Herren von Chièvres und Mingoval (Minkenwall) tödtlich beleidigt. Der Haß des Letztern konnte ihm gleichgültig seyn; desto gefährlicher aber ward die Rache des Ersten, welcher als vertrautester Rathgeber und bisheriger Mentor des Königs Karl einen unbedingten Einfluß auf ihn ausübte. Chièvres suchte und fand bald Mittel, sie zu befriedigen.

Unmittelbar nach der Eidesleistung der Niederländischen Provinzen, an den nunmehr großjährig erklärten Beherrscher, schickte man den Pfalzgrafen nach dem Herzogthum Luxemburg, um auch dieses im Namen Karls, in Eid und Pflicht zu nehmen. Er erfüllte diesen Auftrag nicht ohne die größten Gefahren

und Kämpfe und kam endlich zurück, in sicherer Hoffnung, den heiß ersehnten Preis seiner Treue und seiner Anstrengungen in Leonorens bleibendem Besitze zu empfangen. Eine bestimmte Entscheidung dieser Angelegenheit schien um so dringender, als der König bereits alle Anstalten zur Abfahrt nach Spanien getroffen hatte, und Friedrich, früherer Abrede gemäß, ihn dahin begleiten sollte. Schon stand das Schiff gemiethet, welches für ihn und seine Leute bestimmt war. Der Pfalzgraf hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was während seiner Abwesenheit vorgegangen.

Der Herr von Chièvres und seine Anhänger fanden es ihrem Interesse gemäß, diese Begleitung um jeden Preis zu hintertreiben, weil im entgegengesetzten Fall das Spiel für sie verloren schien. Sie ergriffen daher den Vorwand der entdeckten Liebschaft des Pfalzgrafen mit der Prinzessin Leonore mit doppelter Begierde, um auf das stolze Gemüth des jugendlichen Königs zu wirken.

Eine Kammerfrau, welcher Leonore ihr ganzes Vertrauen geschenkt und alle Geheimnisse mitgetheilt hatte, ward vom Minister bestochen, so oft künftig wiederum Briefe Friedrichs an die Prinzessin eintreffen würden, es unverweilt ihm anzuzeigen. Dies war bald darauf der Fall. Schon wehete der ersehnte Nordwind, und die Segel begannen zu schwellen; als

der Pfalzgraf den tödtlichsten Qualen von Sorge und Ungewißheit sich überliefert fühlte. Nicht der eigenen Gefahren auf der so weiten Meerfahrt gedachte er, wohl aber derjenigen, welche die Geliebte bedrohen könnten; und das Schrecklichste war ihm, daß er, obgleich Beide die Reise gemeinschaftlich mitmachen sollten, auf einem andern Schiff, als Leonore, somit nahe und doch fern von ihr, ihres Antlitzes und Grußes vielleicht auf lange entbehren müßte. Ueberdies hatte er ein dunkles Gerücht von dem Plan einer Vermählung Leonorens mit dem Könige von Portugal vernommen, welcher seit einiger Zeit ausgedacht worden sey.

Von Kummer und Furcht und Eifersucht gepeinigt, beeilte sich also Friedrich, der Geliebten zu schreiben, daß sie wohl auf ihrer Hut bleiben, ihm treue Minne bewahren und alle Zufälle des Schicksals mit starkem Herzen ertragen möchte. Sobald sie Beide mit Gottes Willen einst im Port angelangt, wollten sie sich fröhlich und heiter die überstandenen Gefahren gegenseitig erzählen. Indem er aber diese Zeilen niedergeschrieben, trat der König von Portugal wie ein düsteres Gespenst vor seine Seele, und er setzte daher die Worte bei: Ueberlege jedoch meine Leonore, ob es nicht besser für uns sey, hier zu bleiben und nach Deutschland zu gehen. Gehe deine Muhme Marga-

retha bittend darum an, wie ich schon öfters dir gerathen. Sie weiß um unsre Liebe. Ich habe ein Mittel ausfindig gemacht, welches von den Gefahren uns befreien kann, welche dermal droh'n. Wohlan! Wage auch Du etwas zu unserer Rettung; sonst sind wir Beide verloren!"

Ein Knabe war Ueberbringer dieses Briefs. Leonore steckte ihn schnell in den Busen, dessen liebliche Hügel von jugendlicher Ueppigkeit schwellend, in diesem Augenblicke höher wogten, gleich als fühlten sie die Nähe eines theuern Gastes. Sie drückte das Papier von Zeit zu Zeit innig an sich, gleichsam als Stellvertreter der Person des Geliebten, weinte und lachte in seliger Angst und melancholischer Freude zu gleicher Zeit, wie die milde Frühlingssonne trübes Gewölke durchdringt und Strahlen und Tropfen schwesterlich mit einander sich mischen; darauf wartete sie, als sie sich einigermaßen gefaßt, einen gelegenen Ort ab, um die theuern Zeilen mit Bequemlichkeit durchzulesen.

Die Frau von Thembis — also hieß die verrätherische Kammerfrau — hatte solches nicht sobald wahrgenommen, als sie zum Herrn von Chièvres eilte und treulich Bericht von allem abstattete. Der Minister begab sich nun eiligst zum Könige und es bedurfte keiner langen Gründe, um dem mit unbedingtem Vertrauen an seinen Rathschlägen hängenden Schüler

Argwohn und Empfindlichkeit gegen den Pfalzgrafen in das Herz zu jagen. Er schilderte die treffliche Gelegenheit, die sich dargestellt habe, durch eine Heirath Spanien und Portugal, die alten Gegner, zu versöhnen, und beide Reiche vereint dereinst an das Haus Habsburg zu bringen. Nun trete aber diesem Plane ein unerwartetes Hinderniß entgegen. Ein Fürst, der ihm äußerst ergeben und auch sonst von den besten Gesinnungen beseelt sey, der Pfalzgraf Friedrich, welcher an seinem Hofe bisher verweilt, liebe seine Schwester Leonore auf das Feurigste, und auch diese hätte ihm die zärtlichste Gegenliebe geschenkt, so daß es schwer halten dürfte, dies süße Band wieder zu lösen. Solches möchte noch hingehen; aber es stehe sehr zu befürchten, Beide hätten bereits ein Verhältniß eingegangen, welches nach den Grundsätzen der christlichen Religion nicht sobald wieder aufgehoben werden könnte. Wenigstens müsse man darauf aus allen den Reden schließen, mit denen beinahe Jedermann am Hofe sich herumtrage. Damit aber Karl in den Stand gesetzt werde, etwas im Zusammenhang darüber zu erhalten, so theile er blos mit: daß die Prinzessin so eben erst ein Schreiben vom Pfalzgrafen erhalten habe, welches sie in ihrem Busen bewahre und unaufhörlich an sich drücke. „Verstellt Euch darum“ — so schloß er, „gnädigster Herr; geht schnell zu ihr, und indem Ihr

mit der Schwester zu scherzen scheint, so zieht Ihr den Brief hervor. Derselbe wird alsdann wohl der beste Zeuge für Alles seyn und die sichersten Aufschlüsse über Alles gewähren."

Der König, ungemein aufgebracht über die unerwartete Notiz, welche den Stolz des habsburgischen Blutes so tief verwundete, eilte alsbald in das Frauengemach. Er bezwang jedoch, der Verstellung fähig, wie er war, sein Gefühl und redete die Schwester, welche er in tiefes Nachdenken versunken und von Ungeduld darüber verzehrt sah, daß noch immer keine Gelegenheit ihr geworden, den Brief durchzulesen, mit freundlichem Gruße an. Beim Eintritt des hohen Bruders erhob sie sich und bezeigte ihm die gewöhnliche Ehrfurcht. Karl fragte sie, wie es ihr ergehe? Jene erwiederte: gut, was das Aeußere und den Körper betrifft. „Das seh' ich wohl — sagte er — denn deine Formen zeugen von strotzender Fülle und dein Busen schwellt täglich mächtiger an. Jetzt aber, als wollte er letzteren mit muthwillig brüderlichem Scherze betasten, streckte er die Finger nach dem zarten Heiligthum aus und zog das Schreiben trotz ihres allzuspäten Widerstandes hastig heraus.

Leonore, von Schamröthe übergossen, suchte vergebens den Raub ihm wieder abzujagen; Karl verließ damit das Gemach, indem er unter der Thüre ihr

noch zurief: „Ich will doch gern sehen, was für Dinge Du wirklich treibst!“ Sogleich verfügte er sich zu Chievres, und sie lasen das Papier miteinander durch. Verschiedene Höflinge, die ihr Vertrauen theilten und gerade mit im Kabinete sich befanden, halfen jeder Stelle die giftigste Deutung geben, sobald sie wahrnahmen, wie der Wind sich gedreht. Der eine meinte: Friedrich habe gegen des Königs Schwester sich allzu viele Freiheit herausgenommen. Der andere befürchtete, sie hatten bereits sich trauen lassen, und der Pfalzgraf beabsichtige eine förmliche Entführung; denn warum sonst hätte er ihr die Gefahren des Meeres geschildert, warum die Qualen der Trennung, warum die Unannehmlichkeit Spaniens, die Leiden spanischer Ehen und die Reize des teutschen Vaterlandes so sehr vorgemalt, als um sie zu bestimmen, daß sie in dieses letztere willig ihm folge? Ein dritter erklärte: die That des Pfalzgrafen sey abscheulich; man müsse ihn darum beispiellos bestrafen, verhaften, oder in Spanien in einer abgelegenen Gegend verwahrt halten.

Karl stand inzwischen bleicher, als der Schnee und zähnknirschend vor Wuth in einer Vertiefung des Zimmers; doch bezwang er sein Gefühl und beschloß, im geheimen Kabinete mit den Herrn von Chievres und Mingoval das Fernere zu berathen, was mit Friedrich vorzunehmen sey. Nach den Mittheilungen

Einiger soll er in der ersten Aufwallung (eine Erscheinung, die bei ihm selbst in früher Jugend nur selten) geschworen haben, Friedrich den Degen in den Leib zu rennen, wenn er ihn im Zimmer seiner Schwester treffen würde.

Friedrich hatte jedoch inzwischen einige Winke über die Gefahr erhalten, welche ihm drohe. Als er vom Thürhüter mit Mühe nur eingelassen in die Hofburg kam, und an das gewohnte Fenster trat, rief ihm Leonore mit zärtlicher Stimme zu, er möchte nur hereintreten, es sey nichts zu fürchten. Der Pfalzgraf aber erwiederte: „Du irrst, theure Geliebte, es ist gar nicht so geheuer hier!“ er wünschte ihr sofort gute Nacht und kehrte, die Hand immer an den Degen haltend, und in jedem Begegnenden einen ausgeschickten Mörder argwöhnend, traurig nach seiner Herberge, wo er sich den trübsten Besorgnissen und unglückverheißendsten Ahnungen überließ.

Inzwischen liefen am Hofe, wo das Geschehene bald ruchbar geworden, die seltsamsten Gerüchte und abentheuerlichsten Deutungen, und die Gemeinheit der Mehrzahl der Menschen gegen das Unglück zeigte sich auch hier in unverhüllter Gestalt. Einige nährten und schürten das Feuer noch mehr und brachten bei diesem Anlaß ihre niedrigen Schmeicheleien gegen den Monarchen wie gegen dessen Räthe an den Tag. Doch

muß man gestehen, daß auch eine Anzahl Redlichgesinnter aufrichtigen Antheil an dem Loose der Liebenden nahm, und in bittern Bemerkungen wider die beiden herzlosen Günstlinge sich ergoß.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel, wie die Herberge Friedrichs, die noch kurz zuvor von Scherz, Gesang und Saitenspiel und vom Tumulte zechender Gäste, so ewige Treue ihm geschworen, wiederhallt hatte, plötzlich nun fast von Jedermann verlassen ward, und die tiefste Stille darin herrschte. Friedrich wußte längere Zeit sich gar nicht zu fassen, und hielt alles Vorgefallene, welches die süße Reihe seiner Freuden unterbrochen, für einen schlimmen Traum. Er erwog ängstlich jede Sylbe, die er der Prinzessin geschrieben, und prüfte jede Stelle, welche ihn verfangen haben konnte, genau; er fand nichts Sträfliches darin. Gleichwohl klagte er oftmals sich schwer an, bis die Liebe ihn wieder lossprach. Die Furcht rieth ihm ungesäumte Flucht an; aber die Liebe gebot ihm zu bleiben, und sein gutes Bewußtseyn stärkte ihn. Er vergaß seine eigene Gefahr und hegte nur über Leonorens Schicksal innigen Kummer. Er ergoß sich abermals in bittere Selbstanklagen und hielt die Gebieterin durch seine thörichte Unvorsicht verloren.

Seine jugendlichen Begleiter traten nun tröstend und schmeichelnd zu ihm und redeten allerlei unnütze

Worte und verschwendeten allerlei thörichte Räthe, bis der Stallmeister, ein alter treuer Diener des pfalzgräflichen Hauses, mit bittern und schneidenden Vorwürfen sie schweigen und weggehen hieß. Darauf trat er vor seinen Herrn und hielt nachstehende merkwürdige Rede an ihn:

„Glaubet nicht, edler Friedrich, daß von all dem hier Gesagten Euch selbst etwas treffen soll. Ich kenne die Trefflichkeit Eueres Gemüths und Euere Neigung für alles Hohe und Große. Nur bedaure ich Euch, daß Ihr in diesen pestartigen Schlamm von Leuten hineingerathen seyd, welche nun auch Euer Unglück noch durch niederträchtige Schmeicheleien entheiligen, und welchen Ihr leider bisher allzu williges Ohr verliehen habt. Es ist fürwahr der Fluch unserer teutschen Fürsten, daß sie ihre Söhne nicht etwa Demjenigen anvertrauen, welcher in der Meinung als der Beste oder Klügste dasteht, sondern Dem, welcher der Adelichste ist. Sie glauben sodann, wie wundergescheidt und pfiffig sie dabei verfahren sind, und sehen nicht ein, daß man bei der Leitung eines Sohnes auf dieselbe Weise, wie auf einem Schiffe, verfahren muß; hier übergibt man nicht Dem, welcher durch Glanz der Ahnen strahlt, sondern dem Ehrfahrensten das Steuerruder, und müßte man ihn selbst aus dem Pöbel aufgreifen.“

„Allein gegenwärtig ist keine Zeit zu Vorwürfen; Ihr müßt nun muthig und geistesstark Euch zeigen, und Niemand darf Euch auch nur im Geringsten traurig oder niedergeschlagen sehen. Beschuldigt man Euch, Ihr habet an Leonoren geschrieben, so antwortet: Ja! ich habe es gethan, ich habe es mehr als einmal gethan, nach Art junger Leute, aber weder listig noch betrügerisch; — was diese Briefe Sträfliches enthalten sollten, weiß ich nicht. Solche Briefe zu wechseln ist kein Verbrechen, und bedarf so großen Gelärmes nicht. Diejenigen, welche den Sinn unschuldiger Worte schlimm mir deuten, sind Verläumder meiner Person. Ein so vornehmes Fräulein zu entführen, bedarf wohl eines größern Kunststückes, als daß man die Sache in Briefen abmacht. Recht gut weiß ich, wo ich mich dermal befinde; nämlich auf einer Insel, vom unendlichen Meere rings umflossen, deren Zu- und Ausgänge überall mit Wachen versehen sind. So weit hat übrigens mein Verstand noch nicht gelitten, daß ich Briefe schreibe, deren Inhalt nicht jederzeit zu meinen Gunsten erklärt werden könnte.“ Der Pfalzgraf versprach diesem Rathe zu folgen, und schien dabei beruhigt.

Inzwischen aber hatte sich Leonore in ihr Gemach zurückgezogen und zerfloß in einem Strom von Thränen. Sie fürchtete nicht sowohl Strafe für sich, als

Gefahr für ihren Geliebten. Sein Schicksal erfüllte sie mit Angst und Kummer in hohem Grade. Ihre Jungfrauen trösteten sie bestens, und fingen sie, als sie der Last des Schmerzens zu erliegen drohte, in ihren Armen auf.

Gleich nachher trat der Herr von Chievres ein und sprach: „Prinzessin! Ihr betrübt Euch mit Unrecht allzu sehr. Obgleich Euer Bruder Karl heftig darüber zürnt und es gegen jungfräuliche Zucht hält, daß Ihr von einem jungen Fürsten Briefe angenommen und in einen Lieheshandel Euch eingelassen habt, so wird er doch solches dem Leichtsinn der Jugend gern verzeihen, wenn Ihr mir nur darüber offenen Bericht ablegen wollt, ob Ihr an Friedrich durch eheliche Bande gefesselt, oder ob Ihr noch frei und ledig seyd, und ob er Euch entführen gewollt oder nicht!“

Auf diese Frage brach Leonore aufs Neue in heftige Thränen aus und gab ihm endlich zur Antwort: „Warum fragt Ihr mich solche Dinge, mein Herr von Chievres, an welche weder ich selbst gedacht, noch welche dem Pfalzgrafen jemals in den Sinn gekommen? Das kann ich in Wahrheit betheuern, und ich würde die Behauptung durch einen Schwur bekräftigen, wenn es gerade seyn müßte. Wenn Ihr also nichts anderes wißt, dessen Ihr mich und ihn zeihen wollt, so habt Ihr uns eine Kränkung ohne Gleichen

zugefügt, und es kann hier keine Rede davon seyn, irgend Jemanden um Verzeihung zu bitten!“

Der Marquis bemerkte ihr darauf so sanft als möglich: „Ich höre diese Erklärung mit Freuden!“ Er tröstete sie scheinbar, so gut es seinem ausgetrockneten Wesen gegeben war, begab sich wieder zum Könige, berichtete ihm den Inhalt der Unterredung und meinte: die Sache stehe auf gutem Fuße, und Leonore habe das nicht gewährt, was man befürchtet.

Nach diesem besuchte Chievres nun auch den Pfalzgrafen, schilderte ihm den Zorn des Monarchen und wie man diesen kaum abgehalten, scharf gegen ihn zu verfahren. Man habe ihn, den Pfalzgrafen, für klüger gehalten, als daß er dem Wahn sich hingegeben: eine Vermählung mit Leonoren nur zu hoffen, geschweige sie dazu zu verlocken. Die Prinzessin sey als Braut für irgend einen mächtigen König bestimmt. Nicht Pfalzgrafen wären es, deren Verschwägerung Karl nachzusuchen habe; sie, deren Ahnen und Nachkommen bis auf den heutigen Tag Unterthanen des Kaisers gewesen. Eine Verbindung zwischen Beherrscher und Beherrschten sey gegen alle Schicklichkeit; denn auf solche Weise würde der Glanz der Majestät verdunkelt, die Niedrigkeit der letztern aber erhöht, und zuletzt aller Unterschied zwischen Beiden aufgehoben werden. Hätte er, der Pfalzgraf, Lust zum Freyen,

so wäre es an ihm gewesen, irgend eine Fürstin, die sich für ihn gepaßt, nicht aber ein Fräulein aus königlichem Geblüte zu suchen. Nun möge er zusehen, was er gethan und in welche Verlegenheiten er sich gebracht, und Gott und ihm, dem Marquis, Dank wissen, daß durch ihn der ärgste Unwille Karls, welcher alsbald ihn zur Strafe zu ziehen Willens gewesen, glücklicherweise abgewendet worden.

Also übermüthig, boshaft und bitter sprach die Rachsucht aus dem Herzen eines aufgeblasenen Belgiers, zu dem Sprossen eines der ältesten und edelsten teutschen Fürstenhäuser. Friedrich antwortete ihm fest und angemessen: Er habe seinerseits nichts begangen, was den Zorn Karls billigerweise so sehr erregen und zur Ahndung wider ihn bestimmen könnte. Wenn er an Leonoren Briefe geschrieben, so sey dies nichts Neues und Auffallendes; dergleichen Dinge begäben sich täglich zwischen Jünglingen und Mädchen, welchen letztern man auf die alleranständigste Weise zum Ritterdienst sich verpflichten könne. Wenn es ihm daher auch nicht erlaubt gewesen seyn sollte, die Fürstin zu lieben, so sey es ihm doch frei gestanden, ihr zu dienen. Er habe mit ihr kein Versteckens gespielt, sondern sein Verhältniß sey offen und Jedermann bekannt gewesen.

Hier fiel Chievres ihm ins Wort und sagte: Deine Briefe lauten anders als Deine Worte; sie

reden davon, daß Du sie heimlich entführen oder doch dazu bereden wolltest, Dir Treue zu schwören und den Ehebund Dir zu versprechen.“ Friedrich erklärte: im Fall seine Briefe etwas dergleichen enthielten, und man nicht absichtlich bösartige Deutung in die Worte bringen wolle, so unterwerfe er sich jeder Strafe; nur müsse man sie ihm vorzeigen, indem es wider Gebühr sey, unverhörter Dinge Jemanden zu verurtheilen. Allein der Minister rief:

„Was bedarf es langen Vorzeigens? Die Briefe sind erst frisch geschrieben; Deine Hand ist unverkennbar, und Dein Gedächtniß nicht so blöde, daß Du nicht leicht Dich erinnern könntest, was Du alles geschrieben! Doch, ich melde Dir nun kurz, was folgt. Der König Karl will weder mehr, noch kann er mehr wollen, daß Du nach Spanien ihn begleitest, und er gedenkt künftig jede Art Dienstes von Deiner Seite zu entbehren.“ Dabei lächelte er bitter-höhnisch und verließ den Pfalzgrafen ohne Abschiedsgruß.

Mittlerweile hatte die Prinzessin von Oranien, welche, ein geistreiches und verständiges Weib, am Hofe Karls großes Ansehen und gewichtigen Einfluß besaß, und oftmals in die Staatsgeheimnisse eingeweiht wurde, von dem Ungewitter gehört, welches die beiden Liebenden, und Friedrich von der Pfalz insbesondere bedrohe. Als eine Dame von Gefühl hielt sie es für

ihre Pflicht, mittelnd dazwischen zu treten und der Bedrängten sich anzunehmen. Alsbald besuchte sie den jungen Monarchen, bei dem die Herren von Chievres und von Mingoval gerade gegenwärtig sich befanden, in Geberden zwar Traurigkeit heuchelnd, aber funkelnd von innerer Schadenfreude. Sie fing mit einigen gleichgültigen Dingen an, und brachte die Unterredung auf den Gegenstand des Tages. Sie stellte dem jungen Könige das Unrecht und die Unvorsicht vor, wegen des Umstandes, daß der Jüngling Friedrich, Sohn einer um Oesterreich so hochverdienten Familie, wie die der Pfalz, in seine Schwester verliebt worden, einem so raschen Entschlusse sich hingeben und jenen Prinzen zu Grunde richten zu wollen. Sehr richtig bemerkte sie ihm, daß, wenn diese Liebschaft, welche seit zwei Jahren Jedermann, ja den Kindern auf der Straße, bekannt sey, ihn beleidigt, er schon früher dazwischen hätte treten müssen. Sie fand in diesem Verhältnisse gar nichts so sträfliches und Ungewöhnliches, in dem gefaßten Entschlusse aber, zu Vittevorde den Prinzen verhaften zu lassen, eine höchst unpolitische Maasregel. Sie machte ihn aufmerksam auf die Macht und den Einfluß des pfalzgräflichen Hauses in Teutschland, welches nicht nur eine dem Prinzen angethane Gewaltthat zu rächen, sondern auch die Sachen Karls bedeutend zu hemmen im Stande seyn würde.

Er möge ferner erwägen, welchen üblen Eindruck es bei den teutschen Fürsten erregen würde, wenn er, wegen der Liebschaft mit einem Fräulein, einen jungen Mann verderben sollte, welcher ihm, seinem Großvater und dem Hause Habsburg überhaupt schon so wesentliche Dienste geleistet; was eben jene Fürsten von ihm denken dürften, wenn er, ein noch nicht sechszehnjähriger Jüngling, schon wegen eines flüchtigen Verhältnisses oder einer leichten Beleidigung so sehr wüthe. Durch solche Schritte würde er geradezu dem Systeme seines Großvaters Maximilian entgegenarbeiten, welcher dermal jeden Stein aus dem Wege zu räumen bemüht sey, und sich vielleicht selbst um den Kaiserthron bringen. Dies und Anderes mehr sprach die Prinzessin und hieß ihn reiflich die Sache bedenken.

Karl antwortete nur kurz, flüsterte aber dem Herrn von Chievres etwas ins Ohr und entfernte sich. Der Marquis nahm nun die Fürstin bei der Hand, führte sie etwas seitwärts und bemerkte ihr: Der König habe ihre Aeußerungen wegen Friedrich mit Geneigtheit vernommen und ihnen die beste Deutung gegeben, da er von ihrem Wohlwollen überzeugt sey. Da er viel Anderes mehr ihrer Treue und Verschwiegenheit anvertraut, so wolle er auch seinen gegenwärtigen Plan ihr nicht verschweigen.

Das Verhältniß Friedrichs und Leonorens müsse

auf jeden Fall getrennt werden, und zwar aus zwei Gründen. Der erste wäre: daß die Reise nach Spanien fest bestimmt, und die Freundschaft der Könige von Portugal, des Vaters und des Sohnes, daselbst ein dringendes Bedürfniß sey. Man habe eine Doppelheirath ausgemacht; der Vater müsse Leonoren, der Sohn die Prinzessin Elisabeth zur Gemahlin erhalten. Da nun Ersterer ein gichtbrüchiger, dürrer und ungestalter Greis sey, so werde Leonore ihn niemals ehelichen wollen, so lange die Gegenwart des bildschönen Friedrich ihr vorschwebe; der Portugiese selbst, sobald er vernähme, daß sie im Liebesnetz eines Jünglings gefangen gehalten, würde Bedenken tragen, ihre Hand anzunehmen. Deßhalb müßten Beide getrennt und zwar so getrennt werden, daß sie einander nicht wieder sähen, und Jedermann sonst auch die Ueberzeugung erhielte, daß nie eine Vermählung zwischen ihnen statt finden werde. Der andere Grund ist: Es trachtet Maximilian, wie Du sagst, seinen Enkel Karl auf jegliche Weise nach ihm auf den Kaiserthron zu bringen; diese Würde ist bei den Teutschen feil und wird sehr viel kosten, besonders bei dem Pfalzgrafen, wegen des letzten Krieges, den er mit dem Kaiser bestanden. Allein ich glaube nicht, daß er etwas zu fordern nun wagen wird, da alles Verdienst, was er seither erworben, durch diese letzte Beleidigung

die sein Sohn dem Erzhaus zugefügt, aufgewogen ist, und derselbe vermuthlich alles thun wird, um bei Karln wieder in Gunst und Gnade zu kommen."

Madame d'Orange, im Innersten ihrer Seele über solch schimpflichen Seelenverkauf empört, erwiederte nichts, sondern rief nur tief nachsinnend und unter wehmüthigen Seufzern die Worte aus: „O Höfe, o Sitten!"

An einem der folgenden Tage jedoch begegnete die Fürstin dem Pfalzgrafen, oder vielmehr sie hatte ihn eigens bestellt und theilte ihm folgendes mit: „Ich sehe Dich trauriger als sonst, mein Freund, und weiß die Ursache wohl. Doch lasse Dir die Sache nicht so tief zu Herzen gehen.

„Wird eine andere Dir doch, wenn hier Dir Alexis geraubt wird."

Ich will in Frankreich Dich groß machen und ein ausgezeichnetes Weib aus königlichem Stamme Dir verschaffen, auch eine Pension, die Deiner würdig, vom Könige Dir erwirken; an diesem Hofe rechne sonst auf nichts!"

Der Pfalzgraf dankte und antwortete, er könne gegenwärtig noch nichts bestimmen; er sey aller Rathschläge beraubt; doch wolle er ein andermal sie besuchen und über die Sache weiter reden. Er ging mit gebrochenem Herzen von ihr weg.

Karl, dessen Flotte nunmehro zur Abfahrt fertig lag, und welcher plötzlich den günstigsten Wind für sich hatte, beschloß, nun nicht länger zu zögern; er schickte jedoch noch, des Inhalts der Unterredung zwischen der Fürstin und dem Pfalzgrafen unkundig, eine vertraute Person an den Letztern und ließ ihm sagen: Obgleich er für dermalen ihn entlasse, so wünsche er doch in Freundschaft mit ihm zu bleiben und erwarte von ihm mit Zuversicht, daß er in keines andern Herrn Dienst treten werde. Friedrich, theils um seiner Freiheit gesichert zu bleiben, theils von einem Strahl der Hoffnung des einstigen Wiedersehens seiner Geliebten genährt, verhieß Alles; dennoch blieb er auf seiner Hut, vertraute keinem Wesen am Hofe mehr, und sendete insgeheim sein Gefolge und sein Gepäck voraus nach Teutschland; darauf reiste er selbst bis Bergen und von da in zwei angestrengten Tagmärschen auf gesattelten Pferden über Antwerpen, Diest, Hasselt und Stakheim, wo er im Schlosse des Grafen von Renneberg die Einkehr nahm. Des folgenden Tages fuhr er auf der Maas weiter und lenkte in's Jülich'sche; zu Köln endlich angelangt, traf er eine Menge befreundeter Edeln, welche ihm eine Strecke weit das Geleit gaben, hocherfreut darüber, daß das Gerücht von seiner gefänglichen Abführung, welches bis in die Rheingegenden bereits erschollen war, sich

nicht bestätigt hatte. Endlich kam er glücklich bei seinem Bruder in Heidelberg an, und überließ sich den dumpfen Erinnerungen an die süßen Bilder und das zerstörte Glück.

Karl inzwischen hatte (um Ostern 1517) zu Vliessingen sich eingeschifft, nach einem rührenden Abschied von seinem Großvater Maximilian und seiner Tante Margarethe, welche die arme geopferte Leonore lange mit unendlichem Mitleid und inniger Liebe in den Armen hielt. Der Schmerz war so heftig, daß sie beide keine Worte hervorbringen konnten.

Die Prinzessin zog ihrem Schicksal entgegen; es befreite sie bald von ihrem greisen Liebhaber, den sie zu ehelichen gezwungen war, und der Ehrgeiz brachte der Königin von Portugal einigen Ersatz für das, was die Prinzessin von Oesterreich an Herzensglück verloren hatte. Aber dieser Ehrgeiz und die Entfernung hatten auch die Macht der ersten Eindrücke besiegt. Die Glut in ihrem Herzen für den Freund ihrer Jugend ward eine milde Flamme der Freundschaft, bis endlich auch diese in dem Drange der Ereignisse und der alles besiegenden Stunden erlosch. Als die schöne Frau endlich Wittwe und Herrin ihres Schicksals geworden, glaubte der Pfalzgraf, dessen reine männliche Seele sein Ideal treu bewahrt hatte, die alten Rechte auf ihren Besitz geltend machen zu können, und

er fertigte seinen vertrauten Kanzler Hubert Thomas, der zugleich nachmals der Biograph ihrer Liebe geworden ist, mit einer geheimen Sendung an sie und ihre Verwandten zu diesem Zwecke ab. Anfänglich schien viele Hoffnung des Gelingens sich zu zeigen; aber die Königin selbst, deren Wesen inzwischen einen höheren Schwung genommen, und in welcher das politische Leben die Gefühle des Herzens etwas ermäßigt hatte, hörte mehr auf die Gründe der Klugheit, als auf die Sprache der Liebe. Sie konnte sich nicht entschließen, vom Range einer Königin in den Stand einer Pfalzgräfin herunterzusteigen. Und so zerschlug sich zuletzt die Unterhandlung.

Wir schließen hier dieses Bruchstück von der Liebe Leonorens und Friedrichs. Die Fürstin, welche bald nachher in noch größere Verhältnisse, und als Gemahlin Königs Franz I. versöhnend zwischen den Streit der beiden Häuser trat, ist eine von der erstern ganz verschiedene Gestalt. Sie bewährte jedoch auch in der neuen Lage die ganze Liebenswürdigkeit ihres Wesens und eine ungewöhnliche Größe des Geistes. Als Gattin und als Mutter erfüllte sie ihre Pflichten musterhaft. Ihre Wirksamkeit im öffentlichen wie im Privatleben, bildet eine der Glanzparthien in der Geschichte des französischen Hofes.

Aus vielen vorhandenen Denkmalen geht der leb-

hafte Geistesverkehr hervor, welchen sie mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen ihrer Zeit unterhalten. Hier bemerken wir nur noch, da ein Gemälde ihres ferneren größeren Lebens außerhalb unserer Aufgabe liegt, daß sie nach Franz I., ihres zweiten Gemahls Tode in der Einsamkeit eines belgischen Klosters ihre Tage beschloß, und daß die Devisen, welche sie in ihrem Wappen und in ihren Denkbüchern und Briefen beharrlich führte, ein Phönix, der auf dem Scheiterhaufen sich verbrennt, mit der Ueberschrift: Unica semper avis (Tousjours unique oiseau) und eine nach allen Seiten von der Sonne beschienene Halbinsel mit den Worten: His suffulta (à l'aide de ceux-ry) gewesen sind.

In einem anderen, den Zeitraum von ihrer und ihres zweiten Gemahles Wirksamkeit so wie die Thaten ihres großen Bruders behandelnden Geschichtswerke werden wir ausführlicher auf diese treffliche Frau zu sprechen kommen.

III.

König Christiern II.,

das Täublein von Amsterdam

und

Mutter Sigbrit.

Mächtig waltet, wie der Tod, die Liebe
Unbezwinglich wie das Niederreich;
Nicht vermögen Flammenströme sie zu dämpfen.

(Hohe Lied).

Zur Zeit, als die Dittmar'schen, die Schweden und die Hanseestädte aus verschiedenen politischen Interessen dem weitern Umgreifen der Dänenmacht zu wehren suchten, im zweiten Dezennium des sechszehnten Jahrhunderts, befand sich Prinz Christiern von Dänemark, der Sohn König Johanns, in der Eigenschaft als Reichsverweser Norwegens zu Opslo und der Erzbischof Erik Valkendorf, Nachfolger des unglücklichen Bischofs Mathias, war als erster geheimer Rath und Kanzler ihm beigegeben. Dieser hatte mit dem von Natur reich ausgestatteten aber durch heißes Blut und heftige Leidenschaften schon frühe getriebenen Jüngling viel schwere Noth und selten sah er die Rathschläge befolgt, welche eine lange Erfahrung und reife Kenntniß des menschlichen Herzens von Zeit zu Zeit ihm geben hieß.

Der Vater selbst hatte durch ein verkehrtes Sy-

stem in der Ausführung seines Wunsches, den künftigen Nachfolger recht sorgfältig, und entfernt vom Geräusche des Hofes, erziehen zu lassen, den Grund zu vielen Verirrungen und Leidenschaften gelegt, welche mit der königlichen Würde sich schlecht vertrugen. Leuten von gemeinem Stande zur Aufsicht übergeben, fand er Geschmack an rohen Belustigungen und am Umgange mit Personen aus dem Pöbel, die seiner Launenhaftigkeit zur Zielscheibe dienten und seine Neigung zu Exzessen begünstigten. Geistliche, welche mit seiner Weiterbildung sich befassen sollten, brachten ihm mehr Abneigung vor den Wissenschaften, als Liebe und Eifer für dieselben bei; das sittliche Gefühl nahm eine immer schiefere Richtung, und zur Wollust kamen noch Trinklust, Härte des Gemüthes, Verstellung und Heuchelei.

Nichts desto weniger hatte der Prinz als Norwegen im Jahr 1502 sich empört, die Schweden schon früher abgefallen waren und dem königlichen Ansehen große Gefahr drohte, große Entschlossenheit, Muth und Energie bewiesen und es war ihm geglückt, die Widerspenstigen zu zähmen, und des Anführers Harluf Hyddefad sich zu bemächtigen, und ebenso auch verschiedene Festungen der Schweden wieder in seine Gewalt zu bringen. Der Norwegische Adel ward ziemlich zu Paaren getrieben und der Prinz mit

ziemlich unbeschränkter Macht ausgerüstet, zeigte schon damals, daß mit ihm sich nicht scherzen lasse. Der Kanzler Valkendorf, welcher alles bei ihm galt, gehörte zu denjenigen Männern, welche in ihrem Grundwesen gut und ehrenwerth, doch in gewissen Krisen außer Stande sind, das Gleichgewicht zu behaupten, sobald es zwischen Entsagung auf glänzende Hoffnungen eines mit jedem neuen Erfolge gesteigerten Ehrgeizes und den Rücksichten der Ehre und Wahrheit sich handelt. Er schmeichelte nicht selten, wenn auch mit Seufzen, den Neigungen seines künftigen Herrn, um nicht von vornherein dessen Huld zu verscherzen; in vielen andern Dingen ward er stets tüchtig und rechtlich erfunden.

In der Stadt Bergen hatten sich, der Zölle halber, allerei Anstände ergeben, welche zuletzt einen tumultuarischen Charakter annahmen; sie zu schlichten wurde der Kanzler dahin entsendet und er brachte wirklich binnen kurzer Zeit Alles in die alte Ordnung wieder.

Da ihn die Reise bei den schlechten Wegen und seinem vorgerückten Alter sehr ermüdet hatte, so gedachte er noch einige Zeit in Bergen auszuruhen. Als er sich erfrischt und völlig hergestellt fühlte, unternahm er, angelockt durch die äußerst liebliche Witterung eines Tages einen Spaziergang durch die Straßen und besuchte unter andern Merkwürdigkeiten auch den Markt, wo die Kaufleute aus den Hanseestädten in großer

Anzahl sich einzufinden und ihre Waaren feil zu bieten pflegten. Plötzlich überraschte ihn, als er die bunte Menschenmenge mit prüfendem und neugierigem Auge zugleich durchlief, der Anblick eines Weibes von ungewöhnlich großer und dicker Leibesgestalt, welche, wie ihre Körbe wiesen, mit Obst, Zuckerzeug und andern Naschereien handelte. Ihre Wangen waren seltsam aufgeblasen, von einer Röthe übergossen, wie er sie noch an keiner weiblichen Gestalt wahrgenommen, und hingen ihr fast bis an die Brust herab. Ihre Augen erfunkelten von dunkler, beinahe unheimlicher Glut und ein grausamer Hohn spielte um die stark aufgeworfenen Lippen. Das Ganze erinnerte an jene zauberhaften Riesenweiber und Waldfrauen der nordischen Sagen. Unwillkührlicher Schauder erfaßte Valkendorf, als ihr Blick dem seinigen begegnete.

Dieser Schauder milderte sich, als er eines zweiten Gegenstandes ansichtig ward, welcher die Nachbarin der Riesenfrau war; eine Jungfrau von so holdseliger Gestalt, daß auch das strengste Auge von ihr entwaffnet werden mußte. Ein Körper, dem die üppige Fülle der Formen nichts von der Zartheit und dem Ebenmaaße nahm, gehüllt in ein einfaches, doch niedliches Gewand; ein Reichthum von blonden Locken in eigenthümlicher Flechtung über einen blendend weißen Nacken und Busen herabwallend; ein kleiner Mund,

wie Karmin, mit einer Reihe von Perlenzähnen. Den ganzen Zierrath machte ein silbernes Kreuz aus, welches die innere Lebensfülle eines von stillen Seufzern oft bewegten Busens in beständigem Schwanken erhielt. Unter demselben blühte ein kleiner Rosenstrauß, der die Weiße der Haut noch mehr ins Licht stellte. Das Mädchen hielt, etwas vorwärts sich beugend, mit der einen Hand das Haupt gestützt, schwermüthig nachsinnend, wie über ihr künftiges Schicksal, und Thränen und Lächeln wechselten in dem dunkeltiefen Auge, wie Ahnungen einer unglückvollen Größe, zu der das Herz nicht ohne Schwindel hinaufblickt. Der Kanzler, nachdem er von seinem gemischten Gefühle, welches dem fremden Weibe mit dem stechenden Allrunenblicke nicht entgangen, sich einigermaßen erholt, trat näher zu den Körben, als begehre er etwas zu kaufen und fragte: woher des Landes sie Beide gekommen?

Die Riesin erwiederte: „wir stammen aus Amsterdam in Holland, gestrenger Herr; mein Name ist Sigbrit Wylms; diese hier ist meine Tochter und heißt Düveke. Wir besitzen wenig Mittel, sind aber unbescholtenen Leumunds und verdienen unsern Unterhalt auf ehrliche Weise. Manch' vornehmer Graf und Ritter, manch lüsterner Pfaffe und Mönch hat schon nach diesem zarten Blümlein geblickt; aber ich habe es durch scharfe Zucht und sorgfältige Aufsicht

vor dem wilden Gesträuche und giftigen Gewürme zu bewahren gewußt. Nicht wahr, mein süßes Püppchen! — kreischte sie mit etwas gesteigertem Tone — Mutter Sigbrit hält streng auf Ordnung und Sitte. Ein solches Blümlein wird wohl noch den rechten Gärtner finden, der es, zur Freud und Lust und ihm und sich zur Ehre, an den rechten Platz einst stellt und mit derjenigen Zierde umgibt, die seiner würdig ist. Ein Traum hat mir verkündigt, daß ein andres Loos ihrer harre, als das gewöhnliche ihres Standes. Doch wenn sie auch keine Königin werden kann, so ist sie, betrachtet sie nur selbst, gleichwohl eine Königin unter ihres Gleichen. In ihrer Nähe schweigt der Neid und bringt ihr wider Willen seine Huldigung. Ihre Gespielinnen und Jedermann nennen sie nur das Täublein. Gern hätte ich ihr die Mühesal der Reise erspart; aber im Niederlande wird, trotz dem, daß Frau Margarita mild und gnädiglich in des Kaisers Namen den Scepter noch führt, mit jedem Tage alles theurer. In Norwegen dagegen läßt es sich besser um ein Leidliches leben, und mit unserer Hände Fleiß gewinnen wir Leibesnahrung, Kleidung und Unterhalt, ehrlich nnd anständig. Nicht wahr, liebes Düvekchen; nicht wahr mein süßes Täubchen!“

Columbula — denn also wollen wir sie ferner

nennen, wie auch der ehrliche Schwaningius thut, welcher nebst vielen andern ehrbaren „Scribenten“ den „Spiegel eines großen, grausamen, sodann in's Elend verjagten und allen Uebrigen zum Exempel dienenden Tyrannen“, d. h. das Leben und die Thaten Königs Christiern II. beschrieben hat — war mehr als einmal über die seltsamen Reden ihrer Mutter erröthet und hatte schamhaft die Augen in ihren Busen gesenkt. Der Kanzler bekümmerte sich nicht mehr viel um die Mutter, wohl aber hielt er, nachdem er die Beiden gegrüßt und noch einmal zu kommen, versprochen hatte, eifrig Nachfrage um die Verhältnisse und das Betragen des Täubleins. Jedermann, vornehm und nieder, gab ihr das beste Zeugniß und daß niemals auch nur der Schatten eines Leichtsinns an ihr bemerkt worden. Man rühmte ihre Bescheidenheit, ihre zierlichen Sitten, ihre freundlichen, höflichen Manieren. — Man verglich ihre Rede mit dem Gesang der Nachtigall, ihre Schönheit mit den Umrissen von Helena's Reiz bei größerer Tugendhaftigkeit, und viel ward von den seltenen Gemüthsgaben und dem edlen Geiste erzählt, der dem lebensvollen Marmorbilde, bei aller Niedrigkeit der äußern Verhältnisse, inwohne.

Mit dieser Auskunft reiste Valkendorf ab und erzählte bei seiner Wiederankunft zu Opslo dem Prinzen, nachdem die politischen Materien verhandelt und

über seine Verrichtungen der nöthige Bericht abgestattet worden, welch' eine Wunderblume er zu Bergen gefunden. Christierns leicht entzündliches Blut faßte alsbald Feuer, und Tag und Nacht stand vor ihm die Gestalt Columbula's, wie sie der Kanzler geschildert. Er sprach von nichts als von dem Mädchen aus Holland und äußerte den sehnlichsten Wunsch, sie bald möglichst von Angesicht zu schauen.

Valkendorf, welcher die Sache reiflicher nun überdachte und bei dem bekannten Charakter des Prinzen, großes Unglück befürchtete, empfand plötzlich Reue über seine Unvorsicht: er klagte sich selbst an, einen Brand im Herzen des ohnehin sehr ungestümen Jünglings entfacht zu haben und diese Besorgniß stieg in demselben Grade, als die Leidenschaft seines Herrn für den noch ungeschauten Gegenstand fast bis zum Wahnsinn sich steigerte. Er schämte sich, in den Ruf eines Kupplers zu gerathen und wollte jetzt den Kanzler, mit der ganzen Strenge von Grundsätzen, allein walten lassen. Deßhalb suchte er, seine eigene Schilderung von Columbula's Reizen etwas zu ermäßigen, um die Glut des Prinzen dadurch ebenfalls wieder herabzustimmen. Allein hiezu war es allzuspät. Christiern bestand schlechterdings darauf, die Jungfrau sehen zu wollen, und lachte all der Hindernisse und Mühseligkeiten des Weges von Opslo nach Bergen, wodurch sein geheimer

Rath von der beschlossenen Reise ihn abzuschrecken bemüht war. Alle Anstalten mußten daher aufs eiligste getroffen werden, und binnen kurzer Zeit sah sich der Prinz innerhalb der Mauern, die den kostbaren Schatz verbargen. An der Spitze eines stattlichen Gefolges hielt er seinen Einzug und wurde von der Bürgerschaft aufs Glänzendste empfangen. Da er nach einigen Tagen seines Aufenthalts im königlichen Schlosse, wahrnahm, daß die Einwohner Bergens über den Zweck seiner Ankunft außer Besorgniß waren, so veranstaltete er ein großes Bankett, zu welchem die vornehmsten Bürger mit ihren Frauen und Töchtern eingeladen wurden. Um aber ganz sicher zu seyn, daß Columbula mit erscheine, ward eine vertraute Person angegangen, Frau Sigbriten und ihre Tochter mit zu dem Feste zu bringen, wessen sie sich auch durchaus nicht weigerten.

Der ersehnte Tag brach an, und die Gäste stellten sich in beträchtlicher Anzahl ein. Jeder hatte Sorge getragen, den weiblichen Theil seiner Angehörigen im festlichsten Schmucke, dessen er fähig, dabei auftreten zu lassen. Die Frauen und Jungfrauen bildeten vor dem Rathhause und in dasselbe hinein zierliche Spaliere. Die dänischen Herren fanden unter den hohen, edlen Gestalten mehr als einen Gegenstand der Bewunderung; aber vor allen strahlte Columbula, gleich der Rose oder der Lilie unter gemeinen Blumen. Die

Mutter hatte es an einem des Festes würdigen Putze nicht fehlen lassen; aber dieser Zusatz der Kunst und Koketterie schien verlorne Mühe bei einem Wesen, das an und für sich ein Inbegriff von Reizen, ihrer Armuth zu spotten schien. Der Prinz, die vollste Wahrheit in den Beschreibungen seines Kanzlers erkennend, als er das Urbild endlich vor sich sah, stand wie geblendet und bezaubert von seiner Schöne und konnte nimmermehr die Augen von ihm abwenden.

Mutter Sigbrit entging dieser Zustand nicht; sie faßte freudige Hoffnungen. Dieselbe mehrten sich, als der Prinz nachdem er den ersten Reihen mit der, Duveken zunächst stehenden Jungfrau gethan, diese selbst nun bei der Hand faßte, und mit ihr den Saal mehr durchflog als durchtanzte. Jeder der anwesenden Edelleute folgte nun dem Beispiel des Herrn und reichte einer Dame die Hand. Die Bewegungen Columbula's waren so anmuthig und ungezwungen, daß man hätte glauben sollen, sie habe nicht erst seit heute in einem höheren Kreise der Gesellschaft verweilt. Ihre Mienen, ihre Reden vollendeten die Bezauberung Christierns, welcher nicht genug die zarten Linien ihres Angesichts, ihres Busens, ihrer Hände betrachten konnte.

Das Fest währete bis spät in die Nacht; der Wunsch nach Ruhe entfernte endlich die Gäste. Columbula, ebenfalls im Begriffe zu scheiden, wurde

unter allerei Vorwänden noch aufgehalten, und endlich vom Prinzen in's Schloß begleitet, indem er erklärte: nimmermehr es zugeben zu können, daß eine gemeine Wohnung einen so herrlichen Gast beherberge. Das Mägdlein war gegen die Aufmerksamkeit, die Liebkosungen und Schmeicheleien eines so vornehmen Buhlen nicht unempfindlich geblieben; der stattliche Jüngling noch mehr als der Prinz, trug dazu bei, die Verwandlung in ihr zu vollenden. Ehrgeiz und Liebe verbanden sich gegen ihre Tugend und halfen jede Besorgniß vor dem Urtheile der Welt niederschlagen. Christiern genoß seines Glückes in vollen Zügen; er schwur ihr Zeitlebens getreu zu bleiben und Duvekchen leistete den gleichen Schwur.

Mutter Sigbrit, kühnen Blickes in die Zukunft schauend und mancherlei Pläne für dieselbe schmiedend, hatte ihre Einwilligung zu Allem gegeben. Da der Prinz in Bergen nicht verweilen konnte, so wurde zwischen ihnen ausgemacht, daß die Beiden noch eine kurze Zeit in dieser Stadt still und eingezogen sich aufhalten sollten, so lange bis zu Opslo eine anständige Wohnung für sie bereitet worden. Dort sicherte er ihnen Alles zu, was zu gewähren nur immer in seiner Macht stehen würde. Unter tausend Küssen schied er von Columbula. Die Sehnsucht aber, welche ihn nach seiner Wiederankunft zu Opslo erfüllte, war

so mächtig, daß er den Bau eines eigenen steinernen Hauses längs der Meerenge bis an die Stadt aus allen Kräften und mit verdoppelten Kosten betrieb und Sigbrit und Duveken unverweilt abholen ließ, worauf sie diese Wohnung bezogen. Hier blieben sie bis zum Tode des alten Königes.

Des Prinzen Leidenschaft wuchs mit der Zeit, statt sich zu mindern; Columbula beherrschte sein Herz und seine Sinne; die Rathschläge Sigbrits beherrschten seinen Geist. Sie besaß einen ungewöhnlich scharfen Verstand, eine ungemeine Kenntniß der menschlichen Leidenschaften und für sich selbst einen ungemessenen Hang zur Intrigue, dabei einen grausamen, verschmitzten, rachgierigen Sinn bei empfangenen Beleidigungen. Alles dies wußte sie bei Christiern geltend zu machen und sich so tief in sein Vertrauen einzunisten, daß er von nun an nichts mehr ohne sie that und sein ganzes Wesen die Richtung von ihr erhielt. Bald machte er aus seinem Verhältnisse zu ihrer Tochter kein Geheimniß mehr und er führte sie öffentlich als seine Geliebte mit sich herum.

Im Jahr 1510 verschlimmerten sich zusehends die Gesundheitsumstände seines Vaters in bedeutendem Grade; ein Schreiben desselben rief ihn dringend nach Dänemark zurück. Christiern gehorchte nicht ohne Widerwillen. Er hinterließ den beiden Frauen jedoch,

ihm sobald als möglich insgeheim zu folgen. Er ward in Kopenhagen von seinem Vater und den Reichsständen mit feierlichen Ehren, als Beendiger des Bürgerkriegs in Norwegen und als Bezwinger der Schweden, empfangen, von welchem Ruhme freilich auch dem guten Regiment seiner erfahrenen Räthe und der ausgezeichneten Tapferkeit der ihm anvertrauten Truppen ein bedeutender Theil gebührte.

Merkwürdig ist der Umstand, daß zu Kopenhagen nicht das Geringste von seiner Liebe zu Duveken laut geworden war; die Furcht vor dem künftigen Beherrscher hatte Jedermann in Opslo den Mund über die Sache verschlossen, welche ein offenes Geheimniß war. Aber auch entdeckt, würde Christiern wohl schwerlich seiner Neigung entsagt haben. Der Prinz theilte jetzt die Regierungssorgen mit dem immer morscheren Vater; er saß dem Staatsrathe und dem Gerichte mit Ernst und Eifer vor; viele seiner Entscheidungen verriethen Verstand und Scharfsinn, richtige Auffassung und Takt, und gewannen ihm den Ruf ausgezeichneter Gerechtigkeitsliebe; man betrachtete ihn als den sichern Bürgen einer glänzenden Zukunft für die drei Reiche. Sigbrit, mit welcher und ihrer Tochter er in ununterbrochener, wenn gleich vorsichtiger Berührung nach wie vor blieb, stand ihm in vielen Dingen hülfreich zur Seite und sie bildete seine

untrügbare Sybille auch im Felde der Politik. Nach einiger Zeit verhehlte er seine Buhlschaft mit ihrer Tochter gar nicht mehr; das Publikum, in Anerkennung sonstiger glänzender Eigenschaften, übersah diese Schwäche, oder mußte wohl aus Furcht sie verschweigen; es hoffte von der Zeit, von dem Einfluß einer seines Ranges würdigen Gattin und noch mehr von dem schnellen Wechsel, welcher die Leidenschaften zu begleiten pflegt, das Beste.

Hierin betrog sich jedoch alle Welt. Der König Johann starb im Jahre 1514 und Christiern folgte ihm, als der zweite dieses Namens, auf dem Throne der drei vereinigten Reiche nach. Die Reichsstände drangen auf eine schleunige Vermählung, und die Wahl, aus allerlei politischen Gründen, fiel auf eine Prinzessin des Hauses Oesterreich. Die edle Tochter König Philipps des Schönen und Schwester Kaiser Karls V. Isabella, war die Erkorne. Sie galt als eine der frömmsten, tugendhaftesten und wohlerzogensten Damen, denn sie war aus der Schule ihrer Tante Margaretha, der unvergeßlichen Oberstatthalterin der Niederlande, hervorgegangen. Mit diesen geistigen Eigenschaften vereinigte sie eine schöne, majestätische Gestalt und viele Liebenswürdigkeit im Aeußern. Der Brautschatz, den sie ihm brachte, war sehr bedeutend für jene Zeit.

Die Bewerbung war übrigens auf allerlei Hin-

derniſſe geſtoßen, und das Verhältniß zur Duvcke, welches auch dem Brüßler Hofe zu Ohren gekommen, das hauptſächlichſte davon geweſen. Die Abgeordneten des Königes mußten ſich anheiſchig machen, daß daſſelbe von nun an gänzlich aufhören ſollte. Chriſtiern bewilligte alles, was man verlangte: er ſuchte vor allem ſeinen Zweck zu erreichen. Mit großer Pracht wurde die junge Königin in Kopenhagen empfangen; Sigbrit und ihre Tochter hielten ſich, getroffener Abrede gemäß, eine Weile verborgen; allein bald widerten jenen die Freuden einer rechtmäßigen Liebe an der Seite der geiſt- und gemüthvollen Frau an, und er kehrte zu dem theuern Götzenbild zurück, deſſen Beſitz ihm ſüßer war als das Leben. Mitten auf dem Amacker Markte ward für Mutter Sigbrit ein großes ſteinernes Haus gebaut und hier erſchien Chriſtiern täglich ohne Scheu und unterhielt ſich mit den beiden Frauen. Sigbrit ward von Neuem die vorzüglichſte Rathgeberin des Königes. Staats- und Friedensgeſchäfte von Wichtigkeit gingen durch ſie. Sie prüfte, revidirte, verwarf dit Beſchlüſſe des Staatsrathes und öfter ſelbſt der Reichsſtände. Das Wohl und Wehe der Unterthanen hing fortan faſt ganz von der furchtbaren Laune dieſes niederländiſchen Weibes ab.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge däuchte vielen Vornehmen des Landes unerträglich, und als alle Er-

innerungen nichts fruchteten und des Königs Sinn nur noch mehr steiften, ja wohl gar den Urhebern schweren Nachtheil brachten, erzeugte sich der Gedanke, den verhaßten Gegenstand einer so unbezwinglichen Leidenschaft insgeheim aus dem Wege zu räumen. Columbula erkrankte plötzlich und alle Kunst der Aerzte ward umsonst an sie verschwendet. In den Armen Christiern's verschied sie unter grausamen Schmerzen. Aber am allergrausamsten war der Schmerz, der die Brust des Königs durchwühlte. Lange konnte er nicht zur Besinnung kommen und die Trauer hatte einen so eigenthümlichen Charakter, daß diejenigen, welche den Tod des Mädchens herbeigewünscht, über die unerwarteten Wirkungen desselben noch mehr erschrecken mußten, als über alles Vorangegangene.

Das Herz des Königes schien mit der Geliebten gestorben zu seyn; die wilden Leidenschaften, welche bisher durch eine mächtige, die Liebe gebändigt worden waren, nahmen jetzt ungestört Besitz von ihm und übten je einzeln ihre Herrschaft über ihn aus. Argwohn, Haß, Stolz, Grausamkeit, Menschenverachtung, hausten hiefür in der Königsburg und der Hauptzweck, weßhalb der Tod Columbula's ersehnt worden war, der übermächtige Einfluß der Mutter Sigbrit, wurde nicht erreicht, vielmehr erbte dieselbe gleichsam wie durch Vermächtniß, die verdoppelte Zu-

neigung Christierns und das Gefühl der Rache für zertrümmertes Liebesglück, wie die Sehnsucht nach Genugthuung für den erlittenen Verlust leitete die gemeinsamen Handlungen der Beiden. Die Ansicht, daß Columbula nicht eines natürlichen Todes gestorben, befestigte sich immer mehr in ihren finsteren Seelen. Es handelte sich blos noch darum unter der großen Reihe von Feinden die Schuldigsten auszumitteln.

Am schwersten lastete der Verdacht auf dem Schloßhofmeister, Torbern Oxe, sowohl, weil er selbst schien von der Schönheit Duvckens angezogen gewesen zu seyn, als weil ihn die Stimme eines angesehenen, durch ihn gestürzten Mannes als frechen Eindringling in die Genüsse, die der König sich ausschließlich vorbehalten, bezeichnet hatte. Mit dieser Sache verhielt es sich jedoch folgendermaßen.

Hans Faaborg, aus einer kleinen Meerstadt der Insel Fünen, hatte durch seine Talente und manche einnehmende Eigenschaften sich in Hofdienste zu bringen und bis zur Würde eines obersten Schatzmeisters zu steigen gewußt. Mit seinem Glücke nicht zufrieden, goß er über andere, welche für weitere Erfolge ihm hinderlich zu seyn schienen, giftige Verläumdung aus und machte sich durch aufgespreiztes Wesen und kecken Uebermuth nach mehr als einer Seite hin verhaßt. Am meisten stand ihm Torbern Oxe im Weg. Um

ihn nun ganz sicher zu verderben, verbreitete er das Gerücht auf eine Weise, daß es Christiern zu Ohren kam: Torbern Oxe sey begünstigter Nebenbuhler des Königes gewesen; er selbst habe mit eigenen Augen gesehen, wie derselbe dem Täubchen seine Glut gestanden, und es gewagt, im wilden Taumel seiner Gefühle ihre schönen Glieder zu berühren.

Was dem Ganzen noch mehr Wahrscheinlichkeit gab, war der Umstand, daß Torbern den unglücklichen Einfall gehabt, förmlich um Duvekens Hand anzuhalten. Dieß hatte Mutter Sigbrit nicht nur als freche Zudringlichkeit an und für sich schon betrachtet, sondern auch Christiern hatte den Versuch, sich in den Besitz seiner Freuden durch eine Heirath zu setzen, als übermüthige That eines Vasallen und Hofbeamten aufgenommen.

Er verbiß seine Wuth über die Erzählung Faaborgs, behielt aber im Innern einen eben so großen Widerwillen gegen den Denuncianten, wie gegen den Verüber des angeblichen Frevels. Als nun noch zu allem Ueberfluß der mit Gnade reich überhäufte Schatzmeister um ein erledigtes Kanonikat zu Rothschild sich bewarb, beschloß er, dieses Menschen, welcher kein Maaß noch Ziel in seinen Wünschen kannte, und auf dessen Treue er überdieß nichts weniger als sicher baute, sich zu entledigen. Er befahl also Faaborg

ihm nach der Residenz zu folgen und und daselbst die nöthige Zustellung wegen der Pfründe in Empfang zu nehmen; inzwischen erhielt Torbern Oxe den Auftrag, alsbald nach des Schatzmeisters Ankunft, demselben sämmtliche Rechnungen über Einnahme und Ausgabe seiner Amtsverwaltung abzuverlangen, sie gehörig zu untersuchen und über die Ergebnisse genauen Beriche an ihn zu erstatten.

Solches geschah. Der Schloßhofmeister fand die Bücher und Papiere seines Feindes in großer Unordnung; viele Summen waren gar nicht verrechnet und aus den Büchern einzelne Blätter herausgerissen. Grund genug, um einer peinlichen Anklage ihn preis zu geben. Das Gericht, welches mit der Untersuchung sich befaßt, erkannte Faaborg als Veruntreuer des Staatsgutes und Mißbraucher des königlichen Vertrauens für schuldig und trug auf die Strafe des Stranges an.

Christiern säumte nicht, das Urtheil zu bestätigen und der Verbrecher wurde am 10. Oktober wirklich hingerichtet. — Die Meinungen im Publikum waren über den Grad der Schuld getheilt; die meisten gönnten zwar dem verhaßten Manne sein Schicksal; andere aber behaupteten, daß seine Vergehen nicht vollständig erwiesen worden, daß Unregelmäßigkeiten beim Prozesse unterlaufen seyen, und man mit der Bestrafung

allzusehr geeilt habe. Die Sache ruhete endlich auf sich und die Gerüchte verstummten bis zum Jahr 1517. Mittlerweile war Duveke, welche bei Gelegenheit der schlimmen Nachreden über Torberns Absichten auf sie, alle Zweifel des Königs zu besiegen gewußt, gestorben, und die Trauer um sie beschäftigte diesen ausschließlich. Plötzlich weckte ein sonderbarer Vorfall die alten Geschichten von Faaborg und Torbern Oxe wieder auf.

Als die Schildwache am Schloß einst um Mitternacht auf den Mauern die Runde machte, gewahrte sie an der Stelle des Hochgerichts, wo das Gerippe des gehenkten Schatzmeisters noch immer hing, ein ganz helles Licht über dem Haupte desselben. Das Gerücht davon verbreitete sich alsbald in der Hauptstadt und kam auch dem Könige zu Ohren. Die Schildwache wurde herbeigerufen und genau befragt; sie bestätigte alles. Christiern wurde unruhig und empfahl den Soldaten, wenn in künftiger Nacht dieselbe Erscheinung sich zeigen sollte, ihm ohne Säumen, die Anzeige zu machen, indem er sie mitzubetrachten entschlossen sey.

Solches geschah. Das Licht stellte sich richtig auch dießmal ein, und Christiern nahm von einem Thürmlein der Mauer die unheimlich grelle Flamme gewahr, welche um das Hochgericht sich verbreitete.

Die Gestalt des Gehenkten schien bedeutend vergrößert und erregte einen unbeschreiblich seltsamen Eindruck in der Phantasie des Monarchen. Ohne Zweifel war es ein Nordlicht oder eines jener Luftzeichen, welche, in Folge der Entzündung fetter Erdfeuchtigkeiten, im Norden oftmals die mit den physischen Gesetzen und den Naturerscheinungen minder vertrauten Wandler der Nacht überraschen. Christiern jedoch in mancher Hinsicht abergläubisch von Natur, zweifelte nicht länger an Faaborgs Unschuld, welche der Himmel selbst durch dieses Merkmal dargethan; er ließ die Gebeine herabnehmen und mit großer Feierlichkeit auf dem Kirchhofe U. L. Frauen begraben. Die öffentliche Stimme wälzte nun die ganze Schwere der Schuld auf Torbern Oxe, sowohl als Verläumder Faaborgs, denn als Mörder der schönen Columbula. Es hieß daß sie durch eingemachte Kirschen vergiftet worden sey. Faaborg selbst war früher ebenfalls als ihr Verehrer im Verdacht gestanden. Derselbe kam nun doppelt auf den Nebenbuhler zurück. Der König suchte die nächste Gelegenheit, Oxen seine Rache fühlen zu lassen. Doch wollte er ihn in einer Schlinge fangen, um nicht zum zweitenmale fehl zu greifen.

Der unglückliche Schloßhauptmann beförderte seinen Fall durch eigenen Leichtsinn. Als nicht lange nach diesen Vorgängen ein großes Bankett bei Hofe

veranstaltet wurde, bei welchem Torbern Oxe, seiner Stelle wegen und als Festordner, mit zu erscheinen hatte, fragte ihn der König, welchem bereits auch der Wein zu Kopf gestiegen, scheinbar ganz arglos und treuherzig: „Sage mir, lieber Torbern, ohne allen Rückhalt; ist es wahr, was der gehenkte Schatzmeister uns hinterbracht, daß du so große Begierde gehegt hast, mein schönes Täubchen zu benaschen. Lieber, bekenne mir offen die Wahrheit. Sie soll Dir nichts schaden; aber es gibt wichtige Gründe, die in uns den Wunsch erregen, wegen dieser Sache ganz in's Klare zu kommen!“

Verschiedene von des Schloßhauptmanns Freunden erschracken über diese Frage und winkten ihm mit Zeichen zu, die Antwort ja wohl abzuwägen. Torbern Oxe, von seinem bösen Schicksal zu dem dummen Glauben verführt, der König habe Columbula nicht mehr wie früher geliebt und in der Ueberzeugung, daß die Wegräumung des Mädchens von demselben als ein Gewinn betrachtet werde, erwiederte jetzt scherzhaft: „Es ist zwar wahr, ich habe nach Columbula Gelüsten getragen, doch nie sie in Liebe berührt!“

Auf diese Antwort brach Christiern das Gespräch plötzlich ab; sein Gesicht aber veränderte die Farbe zusehends und Flammen des Zorns und der Wuth sprüheten aus seinen Augen. Da flüsterte einer der

Edlen Torbern ins Ohr: „Das Wort, das Du mit so unbeschreiblicher Unvorsicht herausgelassen, hast nicht Du selbst gesprochen, sondern ein böser Dämon, der Dein Verderben will, hat es Dir in den Mund gelegt!“

Der König ließ Torbern stehen; es währte aber nicht lange, so erschien der Reichsmarschall, Magnussen Götze, forderte ihm seinen Degen ab und ließ ihn ins Gefängniß führen. Darauf ward er vor dem Reichstage auf Tod und Leben angeklagt. Die eingestandenen Gedanken und Wünsche nach Duveken bildeten das Hauptrelief dieser Anklage; sodann, ließ der König die Vermuthung äußern, daß er wohl auch das Mädchen vergiftet haben könnte. Der Reichsrath erklärte jedoch: die bürgerlichen Strafen seyen nicht auf Gedanken gesetzt.

Als man diesen Bescheid Christiern hinterbrachte, gerieth er in die heftigste Gemüthsbewegung und rief aus: „hätten wir im Reichsrath so viele Freunde, als Torbern Verwandte, so würde gewiß anders gesprochen worden seyn. Weil's nun auf diesem Wege nicht gehen will, so müssen wir wohl einen andern einschlagen und den Handel auf andere Weise angreifen.“

Aus einem benachbarten Fuhrwerke, Sonnenberg, ließ er alsbald eine Anzahl Bauern in die Stadt kommen, vor den Thoren des Schlosses vier Spieße in Gestalt eines Viereckes in die Erde stecken und

innerhalb derselben, als gerichtlichen Schranken, das Urtheil über Torbern sprechen. Nachdem diese Jury die Klage des königlichen Herolds über den Hofmarschall vernommen, entschieden sie nach ihrem Gefühl:

„Wir richten den Torbern nicht; seine eigenen Werke verdammmen ihn!“

Nachdem der Marschall somit für schuldig erkannt worden, handelte es sich blos noch um die Gattung der Strafe. Die zahlreiche Verwandtschaft des Gefangenen, des Königs ferneren Gedanken erahnend, beeilte sich, seinen Zorn zu versöhnen. Nach langer Berathung kam man überein, Bittschriften im ganzen Reich von beiderlei Geschlecht zu sammeln und durch einen ausgezeichneten Mann und eine hochgestellte Dame sie überreichen zu lassen. Der päbstliche Legat, Angelo Arcimbaldo, und die Königin Isabella selbst erboten sich, diese gefährliche Ehre zu übernehmen. Die Bittschriften wurden überreicht, und der Prälat verschwendete seine ganze Beredtsamkeit, die Fürstin, an der Spitze der edelsten Frauen und Jungfrauen, welche mit ihr auf die Kniee sich warfen, alle ihre Thränen, um den harten Sinn Christierns zu erweichen. Aber er sah nur die zürnende Gestalt Columbula's vor sich und entließ selbst die holdseligen Fürsprecherinnen mit grausamem Spott. Das Schicksal Torberns war nicht abzuwenden.

Sigbrit hatte die Maasregel für nothwendig erkannt, um das königliche Ansehen zu erhalten und darum blieb sie beschlossen. Der Hofmarschall blos für das Leben seines Freundes Knut Peterson bittend, welchem Aehnliches drohte, bestieg mit Entsagung und unter häufigen Gebeten das Schaffott am 29. October 1517. Der Freund erhielt Gnade, nachdem er die Urphede beschworen, in seinem Leben nicht wieder vor das Angesicht der Majestät zu treten.

Ein Herold verkündete durch die Straßen, daß der Arm des Gesetzes den Verbrecher erreicht und warnte alle Unterthanen vor gleichen Missethaten.

Diese tragische Geschichte machte großes Aufsehen durch das ganze Land, und entfremdete dem Könige viele Herzen, besonders unter den Edlen und den Reichsständen. Sie erkannten darin das Signal zu manch Anderem und einen entschiedenenen Hang Christierns zur Grausamkeit. Sigbrit behielt ihren alten Einfluß, ja er verstärkte sich täglich, und solche Macht hatte die Gewohnheit und solchen Zauber übte sie über den Verstand vieler Leute, daß selbst die Königin Isabelle sich in gutes Vernehmen zu ihr setzte und viele Vornehme alles, was sie anstrebten, durch ihre Fürsprache zu erreichen, keine Röthe mehr empfanden.

Sigbrit übernahm bei den Geburten der Königin sogar die Stelle der Hebamme und Wärterin, ja sie

pflegte und trug die Kinder herum von einer Stelle zur andern, mit einer Zärtlichkeit, welche ihr schwerlich von Herzen ging, durch welche sie sich jedoch in der Gunst Isabellens sehr befestigte. Bisweilen aber überraschte das innere diabolische Wesen die Klugheit und Verstellung, mit der sie diese angeheuchelten Gefühle zur Schau trug. So rief sie einst, als nach einigem Zwischenraume bereits der dritte männliche Sprosse zur Welt gekommen, in großem Unwillen aus: „Wozu so viele Prinzen? wo sollen wir Reiche genug hernehmen, um jeglichem eines zuzutheilen. Marsch! packt Euch zum Teufel mit den Prinzen!“ Diese Worte, von getreuen Hofdamen der Mutter überbracht, erregten bei dieser nicht geringe Betrübniß und Sorge vor den etwaigen Anschlägen der furchtbaren Frau, welche von den Furien getrieben, des Aeußersten fähig schien.

Nichts desto weniger bezeigte Sigbrit großen Eifer für die Erziehung und Bildung des jungen Thronfolgers Christiern, des einzigen, welcher dem Vater übrig blieb. Sie besuchte ihn oft, selbst wider Willen der Eltern, im Schlosse zu Kopenhagen oder nahm ihn mit sich in ihre Wohnung und gab ihm Lehren in der Regierungskunst, welche um so mehr in Erstaunen setzten, als man nicht begreifen konnte, wie die ehemalige Obstverkäuferin oder Gastwirthin

von Amsterdam zu so genauer Kenntniß derselben gelangt sey.

Eine Volkssage ließ daher eines Tages den Prinzen, als er bei Sigbrit sich befand, nach Weise der Knaben, spielend von einem Zimmer in das andere laufen, und in dem innersten Gemache, welches die Alte Niemanden sonst zu eröffnen pflegte, eine ungewöhnliche Entdeckung machen. Rings nemlich sah er Gläser und Krystallgefäße der mannigfachsten Art aufgestellt und herumliegen, die er ungemein bewunderte. Vor allem reizte seine Aufmerksamkeit ein Fläschlein, welches mit rundem Bauche und langem Halse, sorgfältig eingewickelt, an einer Schnur am Fenster hing. Voll Begierde, den verborgenen Inhalt desselben kennen zu lernen, nahm er plötzlich wahr, daß etwas lebhaftes darin sich bewege, ohne daß er jedoch zu unterscheiden vermochte, was es eigentlich sey. Er holte demnach einen Stuhl, stieg darauf, nahm das Fläschlein in die Hand, besah es von allen Seiten, stellte es auf das Gesims und wünschte das Thierchen, welches seiner Ansicht nach, darin verschlossen war, befühlen zu können.

In diesen Bewegungen stieß er das Glas plötzlich an die Mauer, so daß es zersprang, und zwar mit einem so furchtbaren Gekrache, welchem Donner- und Blitzschläge folgten, daß er beinahe ohnmächtig

zur Erde sank und ganz Kopenhagen ebenfalls von Schrecken ergriffen wurde. Was war es anders, als der böse Geist, der Spiritus familiaris, welcher Sigbriten alle die verborgenen Wissenschaften und die Zauberkünste gelehrt, durch welche sie so sehr auf die Menschen bisher zu wirken gewußt! Auf die Blitz- und Donnerschläge kam sie alsbald daher geeilt und war nun Zeugin des aus Neugier von Seite des Prinzen verübten Vergehens. Wild zürnend und mit grausig schrillendem Lachen betrachtete sie die Verwüstung, und schob jenen, mit der schlimmsten Züchtigung, ja mit dem Tode ihm drohend, rasch und heftig zum Gemache hinaus. Diese Sage ward von den Bewohnern der Residenz als pure Wahrheit noch lange hernach geglaubt.

Das Geheimniß des ganzen Zaubers aber, welchen Sigbrit auf den Geist des Königes übte, bestand hauptsächlich darin, daß sie die Hauptidee desselben, das monarchische, durch die Landesrepräsentation allzusehr eingeengte Element zu verstärken und den Trotz der vornehmen Stände, Adel und Priesterschaft, zu brechen, gut aufgefaßt oder vielmehr, wie man Gründe hat zu glauben, jene Idee selbst, und den Entschluß zur Durchführung ganz eigentlich in ihm angeregt hatte, unter Hinweisung auf die glücklichen Erfolge mehrerer seiner Mitsouveräne, z. B. Ludwig XI. Karl V. Heinrich VIII.

u. s. w. Ebenso hatte sie manche Ansichten aus den Niederlanden, ihrem alten Vaterlande, mitgebracht, welche mit den in Dänemark und Schweden bisher vorherrschenden Grundsätzen im Widerspruche standen. Sie entwickelte Christiern, welcher mit größter Aufmerksamkeit ihr zuhörte, die Verfassung der holländischen Städte, die Segnungen des Handels und die daraus für die Monarchie hervorgehenden unberechenbare Vortheile und Kräfte. Während ihres Anfenthaltes in Norwegen hatte sie Gelegenheit gehabt, diese Zustände mit dem Drucke zu vergleichen, den der Adel auf die untern Volksklassen übte. Ihre Freunde und Kundsleute hatten ihr zugleich die Ungerechtigkeit und Willkühr geistlicher und weltlicher Gutsherren lebhaft geschildert und sie selbst manches davon empfunden. Dadurch war in ihr ein leidenschaftlicher Haß gegen den Adel rege geworden, welchen dem ohnehin hiefür empfänglichen, auf sein Ansehen eifersüchtigen Könige einzuimpfen, ihr wenig Mühe kostete. Sie unterhielt eine Menge Kundschafter aus dem Pöbel, welche Tag für Tag mit Neuigkeiten sie versahen. Diese wurden, nach ihrem Sinne noch mehr aufgeputzt, zubereitet und übertrieben, Christiern mitgetheilt, und so sah er das Meiste durch die Brille, wozu sie die Gläser geschliffen: Die vornehmsten Beamten warteten ihr auf und harrten, oft in Sturm und Gewitter, Stunden

lang vor ihrer Thüre, glücklich genug, wenn dieselbe sich erschloß und ein Gnadenblick sie lohnte, während die Alte mit den allergewöhnlichsten Menschen über gleichgültige Dinge sich unterhielt.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit bei ihren Unterredungen mit dem Könige, welcher meist in ihrem eigenen Hause sie besuchte und daselbst Geheimenrath hielt, war der hanseatische Handel. Die Niederländer standen mit den Hansestädten, aus erklärlichen Gründen, nicht auf dem besten Fuße. Sigbrit hatte ein patriotisches Rachegefühl gegen dieselben genährt und unterhielt in Christiern den Entschluß diesen Handel so viel möglich in den drei Reichen zu schwächen und die einheimischen kommerziellen Verhältnisse nach dem Muster der niederländischen zu regeln.

Ihr ganz vorzüglich war daher die Ausrüstung der Expedition zuzuschreiben, welche durch das Eismeer einen Weg nach einigen Inseln, und wo möglich nach Ostindien, zu suchen, die Bestimmung erhielt; ihr das Verbot gegen die hanseatische und andere teutsche Kaufleute, in den Gewässern von Dänemark den Fischfang wie bisher, zu treiben, oder teutsche Waaren zu verschließen und Landes-Produkte aufzukaufen. Sie bestimmte ihn, den dänischen Städten eine Menge wichtiger Freiheiten uud Handelsprivilegien zu ertheilen, die Unterthanen des dritten Standes

kräftig gegen die Anmaßungen der Mächtigen zu schützen, die geistlichen Pfründen in Fonds für unbemittelte Kranke zu verwandeln. Endlich auch vermochte sie ihn zur Begünstigung der holländischen Seefahrer in den nordischen Reichen, wo es sich immer nur thun ließ.

Natürlich mißfiel dieß Karl V., dem seine Niederlande besonders am Herzen lagen, nicht so sehr, und da er an seinem Schwager Christiern einen treuen und starken Verbündeten hatte, so hatte vielleicht die Schwester Isabella geheime Instructionen, nicht nur nicht mit der Person, durch welche alle diese Dinge vorzugsweise betrieben wurden, sich in kein feindliches Vernehmen zu setzen, sondern vielmehr ihre Freundschaft zu suchen. Denn das Staatsinteresse siegte über alle übrigen Rücksichten von Empfindlichkeit wegen verletzter Königswürde.

Alle auswärtigen Verhältnisse in der Art und Weise, wie Christiern sie unterhielt und alle Staats-Verträge, die er mit fremden Nationen schloß, zeugten daher von ganz gesunder Politik und in dieser Hinsicht war die Wirksamkeit der Mutter Sigbrit nicht unvortheilhaft für Dänemark; ebenso war dieß mit vielen innern Anordnungen der Fall. Allein sie befleckte ihre Verdienste durch schändlichen Geiz und Wucher, durch Privatspeculationen, die sie auf Kosten

der Staatseinkünfte trieb, und durch persönliche Rachsucht und Verfolgung gegen die widerstäubenden Personen und Körperschaften.

Sie fuhr fort in Christiern die Neigung für jene „gewaltsamen Kuren zu nähren, welche (wie er einst mit grausamer Ironie gegen Erasmus von Rotterdam bei einem Besuche desselben sich ausdrückte) den ganzen Körper erschüttern.“

Ihr Vetter Dietrich Schlaghök, der zu einer Reihe geistlicher Würden hintereinander emporstieg, wurde ein besonders thätiges Werkzeug dieses Systems und schadete dem König Christiern mehr, als irgend ein anderer Mensch in den drei Reichen. Neben ihm besaß auch ihr Bruder, van Huyd, als Mitglied des Geheimen Rathes, großen Einfluß.

Mit Erik Valkendorf, dem Erzbischof von Drontheim, welcher ihr und ihrer Tochter Glück einst begründet, war sie bald nach dem Tode der letztern völlig zerfallen und er kam in immer tiefere Ungnade bei Hof.

Die Schwedischen Tragödien müssen größtentheils den heftigen Rathschlägen der Sigbrit zugeschrieben werden; der gewissenlose Schlaghök war auf ihre Empfehlung dahin entsendet worden. Die Ausrottung des Adels jener Nation war einer der Gedanken, welche Tag und Nacht ihre Seele erfüllten.

Gleichwohl überließ sie den mit Blut, Unzucht und Gräueln jeder Art befleckten Prälaten seinem Schicksal, als Christiern die durch dessen Schuld und Rathschläge hauptsächlich hervorgerufene Revolution an ihm zuerst zu rächen gedachte. Sie wandte dem Flehenden den Rücken und sah ungerührt die Flammen des Scheiterhaufens aufsteigen, welche am 24. Jänner 1522, den großen Verbrecher verzehrten.

Die Neuerungen Christierns in Dänemark, unter denen übrigens eine Menge volksthümlicher Institutionen unter andern Umständen nur Beifall verdienen konnten und das fortgesetzte Schreckenssystem gegen die Privilegirten trieben endlich diese zu verzweiflungsvollem Widerstand und eine unvorsichtige Aeußerung Sigbrits: man müsse dem dänischen Adel in Masse den Prozeß, als einem Majestätsverräther, machen, gaben das Looszeichen zum Aufruhr auch in diesem Erbreiche. Der Bund, welcher Herzog Friedrich von Holstein Schleswig zum künftigen Herrscher sich erlas, und die Waffen gegen Christiern erhob, siegte, und der König sah sich genöthigt, (1523), aus Kopenhagen zu fliehen. Als den wichtigsten aller seiner Schätze und ehe er nur ganz an seine eigne Sicherheit gedacht, suchte er die Mutter Sigbrit zu retten. In einer Tonne ward sie, welche der aufgereizte Pöbel in Stücken zerreißen wollte, an Bord gebracht. Merkwürdig

genug tröstete sie Christiern damit, daß sie verhieß, ihm für seine verlorenen Reiche eine weit größere Würde, nämlich die eines Bürgermeisters von Amsterdam zu verschaffen.

Von da an verschwindet ihre Spur. Vermuthlich starb sie während der Reise oder in ihrem alten Vaterlande Holland, wo wenigstens der vertriebene König eine Zeitlang sich aufhielt, und den vor ihm schon früher flüchtig gewordenen Erik Valkendorf durch die Gerichte, wiewohl fruchtlos, zu verfolgen bemüht war, indem die Holländer die Heiligkeit des Asylrechtes behaupteten und ein verjagter Monarch sie noch weniger zu etwas bestimmen konnte, was sie ihm selbst, als er noch im vollen Besitze seiner Macht sich befand, standhaft verweigert haben würden *).

---

*) Quellen: Schlegels Gesch. der dänischen Könige. — Swaning: Christiern II. Daniae Rex, Speculum regis magni, crudelis, infelicis, exulis, exemplum caeteris. — Gebhardi Allg. Welthistorie B. XIV. — E. Francisci: Trauersaal III.

IV.

Giulio Cesare (Lucilio) Vanini.

Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmsucht; er wollte ein Julius Cesar in der Philosophie seyn und fiel als ihr trauriges Opfer.

Herder (Seele und Gott.)

Vorbemerkung.

In der langen Reihe berühmter Opfer des Fanatismus, welche nicht etwa in dem vielverschrieenen Zeitalter der Barbarei, dem Mittelalter, sondern in einer aufgeklärt sich dünkenden Periode, kaum sechs Dezennien seit Luthers und Calvins Geisterumwälzung, fielen, steht auch der Philosoph Lucilio, oder Giulio Cesare Vanini. In den Lehrbüchern der Philosophie und der Kirchengeschichte sind seine Lebensmomente meist nur in flüchtigen Umrissen gegeben; sein eigentliches Lehrsystem, aus seinen, zum größtentheils sehr selten gewordenen Schriften entwickelt, ist nur von den Wenigsten aus den Quellen studirt worden und da die Männer, welche sich wirklich damit beschäftigt, entweder von der Gründlichkeit, oder der

Kritik, oder dem Geschmacke verlassen oder, von philosophischen und theologischen Vorurtheilen behaftet waren, so haben die Resultate ihrer Anstrengungen uns das Bild des unglücklichen Philosophen nicht so ganz getreu, noch so interessant vorübergeführt, daß es eine größere Masse von gebildeten Lesern erfaßt hätte. Die Behandlungsweise von Seite der Geschichtsschreiber und Biographen, selbst der besser Gesinnten, hat Vaninis Andenken auch dadurch geschadet, daß der Vorwurf der Freigeisterei und Gotteslästerung, welchen die raffinirte Rohheit seiner Zeitgenossen auf ihn zu bringen wußte, um den Scheiterhaufen zu rechtfertigen, auf dem er verbrannt wurde, fast überall an ihm kleben blieb; oder daß, wenn dieser ihm auch nicht gemacht wurde, er doch als Windbeutel, Charlatan und Hirnverrückter betrachtet wurde. Sein Charakter behielt etwas mehr als Zweideutiges und Widerwärtiges, auch nachdem er der Hauptschuld entlastet worden.

Selbst die ehrlichen Teutschen, welche zuerst poetische Gerechtigkeit an der mißhandelten Illustration geübt, benahmen sich hiebei meistentheils mit ungemeiner Schüchternheit und berühren diejenigen Thatsachen, welche vor allem übrigen einer genaueren Untersuchung und schärferen Kritik bedurften, nur oberflächlich, oder die Gegner werden von ihnen auf eine sophistische

Art widerlegt, die der Sache, welcher gedient werden sollte, mehr schadete, als nützte.

Von der Hymne Vanini's an Gott, (bei Herder) schon vor Jahren begeistert und auf die merkwürdigen Lebenschicksale ihres Verfassers hingeleitet, versuchte ich vor sieben Jahren in einer Gesellschaft von wissenschaftlichen Freunden, zu Freiburg im Breisgau, den anziehenden Stoff, jedoch in einer, zugleich für das größere Publikum berechneten Form, aufzufrischen, wohl kundig, daß verschiedene tüchtige Männer längere Zeit vor mir sich ebenfalls damit beschäftigt; doch erhielt mein Aufsatz, welcher von einem eigenthümlichen Standpunkte ausging und in der Periode des Ankampfes wider neues Jesuitenthum und neue Verfolgungswuth in religiösen Dingen einige Bedeutung hatte, Beifall und erschien mit den gehörigen Nachweisungen und Noten in den Schriften jenes Vereines. Die freundlichen Urtheile des berühmten Gelehrten Cousin zu Paris im Bulletin universel und Heeren's in den Göttinger Gelehrten Anzeigen bestimmen mich, die kleine Arbeit in zweckmäßiger Umgestaltung dieser Sammlung einzuverleiben; ohne Anspruch auf erschöpfende Gelehrsamkeit über den Inhalt, als Dokument der Stimmung jener Zeit, wo man dergleichen gerne wieder hervorsuchte, um die Gegenwart und ihre Tendenzprozesse durch Paral-

lelen mit Aehnlichem aus der Vergangenheit zu brandmarken *). Auch unsere neuesten Tage bieten von einer Seite her, auf welcher man keine solche Scenen zu erwarten berechtigt war, Erscheinungen dar, welche die ganze Gefährlichkeit unvorsichtigen Spielens mit den Funken des Genie's in Mitte thätiger persönlicher Leidenschaften und krankhafter Zeitstimmungen darthun.

Solche Erscheinungen mögen daher die Wiederauffrischung eines Prozesses rechtfertigen, dessen Haupthelden in manchen Dingen große Aehnlichkeit mit jenem des allerneusten, wenn auch mutatis mutandis, hat; und ebenso die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Akten und die Für und Wider erwogen werden, als wäre eine abermalige Verhandlung dieser Art in Frankreich oder selbst in Teutschland möglich.

Einer der Rezensenten meiner Abhandlung in ihrer früheren Form, hat ganz richtig bemerkt, daß bereits eine Biographie Vanini's, aus der Feder eines teutschen Gelehrten vorhanden ist; doch gelang es mir für's erste durchaus nicht, derselben habhaft zu werden und meine Arbeit ist daher ganz unabhängig von

---

*) Aus diesem Grunde war die Biographie dem berühmten, damals durch einen Ostracismus in seinem Vaterlande mißhandelten Philosophen, Trxler zugeignet worden.

dieser entstanden; sodann sind wir beide, wenn jene Biographie, wie ich zu vermuthen Grund habe, vermuthlich nichts anderes ist, als die, schon von Schröckh (B. XXXVI.) angekündigte Bearbeitung einiger lateinischen Programme, oder der Durand'schen Schrift, auf jeden Fall selbstständig und von eigenthümlichen Standpunkten bei der Sache ausgegangen; und endlich begründen die Bemühungen eines Vorgängers kein Monopol zum Ausschluß eines Dritten, welcher denselben Gegenstand ebenfalls aus den Quellen erörtert hat. Die Materie verschaffte mir an und für sich so großes Vergnügen, daß ich mir, auch wenn ich um das Daseyn erwähnter Lebensbeschreibung gewußt hätte, meinen Versuch gleichwohl nicht aufgegeben haben würde, um so weniger, da er ursprünglich die Bestimmung hatte, einer Sammlung der so selten gewordenen Schriften Vanini's vorangesetzt zu werden. Vielleicht liefern unsere beiderseitigen Arbeiten einem Dritten Veranlassung, ein noch vollständigeres und gelungeneres Tableau von der Tragödie, mit welcher sie sich beschäftigt, auszuführen. Vermuthlich würde ich selbst, wenn ich jetzt die Biographie und Charakteristik Vanini's zum erstenmal übernähme, manche Parthieen in beiden mit größerer philosophischer und historischer Kritik beleuchten. Doch hat jede Lebensperiode ihr eigenthümliches Recht; und so möge auch jene das

ihrige behalten, in welcher der erste Entschluß zu vorliegender Abhandlung gefaßt worden ist. Mit dieser Verwahrung muß ich auch für vorliegende, verbesserte Auflage die Nachsicht der strengwissenschaftlichen Kritik nachsuchen, vor welcher ich, jetzt mit mehr Respekt, als im Jahr 1827, das Kniee beuge, und sie möge sich durch die Betrachtung entwaffnen lassen, daß das Ganze mehr für einen allgemeineren Kreis, wenn gleich gebildeter Leser, und nicht für Philosophen von Beruf berechnet worden ist.

Zuvörderst folgt hier ein getreues Bild von den wechselvollen Lebensschicksalen des Philosophen; nach diesem trete er vor uns, wie er selbst in seinen Schriften sich gegeben hat; zuletzt aber soll versucht werden, die Vorstellung festzusetzen, wie er nach sorgfältiger Vergleichung der Lehre und That, in seinem eigentlichen Wesen sich darstellte, und eine Revision der Anklagen des Parlamentes und der Urtheilsakten so wie der Urtheile älterer und neuern Philosophen, Theologen und Kritiker beschließe das Ganze.

I. Die Lebensgeschichte Vanini's.

Giulio Cesare Vanini, in früherer Zeit Lucilio, Lucio, oder auch Pompejo genannt *),

*) Garasse und Durand nehmen in bitterem Tone diese häufige Namenvertauschung ihm übel. La vie et les sentimens de Vanin.

wurde im Jahr 1585 *) zu Taurosano, einer Stadt unweit Otranto, im Königreiche Neapel **), geboren. Sein Vater, Giovanni Battista Vanini, gerühmt als ein treugesinnter und verständiger Mann, welcher noch in der Todesstunde philosophisch-männliche Festigkeit bewiesen ***), hatte die Stelle eines Gubernadore der Grafschaft Castro bekleidet; seine Mutter stammte von dem angesehenen Hause der Nogueras ab.

Der junge Vanini machte seine ersten Studien in Rom, wohin er von dem Vater gesendet wurde †). Philosophie und Theologie wurden, nachdem er zu den höheren Lehrkursen aufgestiegen, sehr bald seine Lieblings- nicht blos Berufsfächer. Schon die ersten Fortschritte darin erregten bei allen, welche ihn kannten, keine geringe Erwartungen. Unter den Männern welche seine Geistesbildung leiteten, stand ein Karmelitermönch, Bartolomeo Argoti, oben an.

Vanini hegte für ihn auch in der Folge noch

---

*) Mit Unrecht nehmen einige 1579 und Jselin 1586 als das Geburtsjahr an. Vgl. hierüber Niceron XXVI. 371.

**) Keineswegs aber zu Neapel selbst, wie einige Berichterstatter behauptet haben.

***) Er behauptete: stehend müsse man den Tod erwarten; stehend ward er daher auch von demselben überrascht. Duraad 8.

†) Natura ei matrem dedit Beatricem, fortuna Romam.

eine unbegränzte Hochachtung und nannte ihn einen der besten weisesten Männer, ja den Phönix des Jahrhunderts *).

In Neapel wurden die akademischen Studien fortgesetzt, zumal Medizin, Gestirnkunde und Theologie. Doch nahm Lucilio auch andere wissenschaftliche Fächer sowohl hier selbst, als in verschiedenen sonstigen Hauptsitzen der Kultur, welche Italien damals aufwies, mit besonderem Eifer vor **). Er erwährte sich frühe als selbstständigen Denker, und die bittere Verachtung, welche er dem Thomas de Aquino und andre seines Gleichen bezeigte, ließ wohl ahnen, daß er für sich selbst eigene Wege einzuschlagen entschlossen sey ***). Seine Gesundheit litt unter den unaufhörlichen Geistesanstrengungen sehr, indem ohnehin sein Körperbau äußerst zart, ja selbst schwächlich war, dessen ungeachtet erhielten sich in ihm die Kraft und Elasticität des Geistes ungemindert.

Die meiste Neigung fühlte der wissensdurstige Jüngling für geheime Philosophie. Das Beispiel der großen Männer Reuchlin, Pico de Mirandula, Trithemius, Agrippa v. Nettesheim u. A. mochte ihn

---

*) Dialogi p. 205.
**) Schramm 6.
***) Amphitheatrum Mundi. 11.

hiezu vorzüglich begeistert haben. In ihren geheimnißvollen Schriften schwelgte er Tag und Nacht. Er fühlte eine brennende Begierde, über dem Pöbel, auch dem gelehrten, zu stehen; daraus erklärt sich auch der Umstand, daß er in der Folge seine mystischen und astronomischen Kenntnisse höher hielt, als die theologisch-philosophischen *).

In der Philosophie, welche nach Außen jedoch seinen eigentlichen Lebensberuf bildete, blieb der Weise von Stagyra sein unerreichbares Ideal. Nie erwähnte er des Aristoteles ohne Ausdrücke innigster Verehrung. Er galt ihm als „der Gott der Wissenschaft, als „der Diktator menschlicher Weisheit," als „der Oberpriester sämmtlicher Philosophen **). Nach Aristoteles standen Cardanus, Pomponatius und Averroes am nächsten in seiner Gunst. Pomponatius selbst, Cajetanus und Baccon waren seine vorzüglichsten Lehrer in der Peripathetik gewesen ***).

Nach vollendeten theologischen Studien ließ Vanini sich zum Priester weihen und versuchte sich in öffentlichen Kanzelvorträgen. Man rühmte an ihnen die Begeisterung des Verfassers und die Originalität

---

*) Apologia pro I. C. Vanino.

**) Profatio ad Amphitheatrum.

***) Schramm und Durand liefern ihre Charakteristiken; letzterer kömmt am übelsten weg.

der Gedanken. Sie waren sorgfältig ausgearbeitet, voll Kraft und Feuer, Wahrheitsliebe und Freimuth. Er vergaß in ihnen sehr oft seinen Stand, die Nähe des heiligen Stuhls und die Wirksamkeit der Inquisitionen. Ein Bruchstück dieser ältesten Geistesprodukte hat Vanini selbst, im dreißigsten seiner Dialogen, aufbewahrt *).

Um den Cyklus seiner Kenntnisse vollständig zu machen, warf er sich nun auch der Rechtswissenschaft in die Arme, und nahm den Doktorgrad, vermuthlich noch in Padua selbst, wohin er von Neapel aus, gegangen war. In dieser, wegen ihres Klima's, ihm außerordentlich angenehmen Stadt, wurde nach seinem eigenen Geständniß, am meisten studirt. Ueberdieß zog unsern Gelehrten der Umgang mit einer Menge geistverwandter junger Männer, hier mehr als irgendwo **), an. Nichts desto weniger fühlte er die Leiden der Armuth auf das Bitterste. Kaum bedeckte ein einziger Rock seine Blöße und schirmte gegen den Winterfrost. „Aber — so lauten seine eigenen Worte — man leidet nichts, wenn man liebt“ ***). Die Wissenschaft war die heißumfaßte Geliebte seines Herzens. Er fühlte sich nunmehr stark genug, alle Hör-

---

*) Durand, p. 12—13.
**) Durand. p. 17.
***) Dialog. p. 352.

säle Europa's und alle Zirkel der Weisen zu besuchen; kein Zweig der Wissenschaft war ihm mehr fremd. Solches gestanden ihm selbst seine Feinde zu, deren er bereits nicht wenige zählte. Der Neid, welcher nur die Mittelmäßigkeit liebt, und jedes entschiedene Talent befehdet, ward auch gegen Vanini schon um diese Zeit rege, gleich nachdem von ihm die ersten Schritte gethan wurden, eine selbstständige Stellung sich im bürgerlichen Leben zu begründen. Einer seiner Hauptgegner, über den er sehr häufig Klage führt, war Enrico Sylvio *).

Vanini war jedoch ein zu feuriger Geist, um sein Talent in irgend ein wissenschaftliches Gewerbe einzuzwängen. Er kehrte daher um diese Zeit mit vermehrter Liebe zur Philosophie zurück, und machte sich neu an das Studium seiner Vorbilder, deren wir bereits gedacht haben. Sein Urtheil über Aristoteles ist oben angeführt worden. Nach ihm gab Vanini seinen Schülern unter allen übrigen Philosophen vorzugsweise den Averroes in die Hände. Sie sollten dadurch schon frühe angeleitet werden, zu keines Meisters Fahne zu schwören, und die Unverschämtheit der alten und neuen Scholastiker zu züchtigen. Pomponatius gehörte nicht minder zu den Lieblingen seines

*) Amphith. Exerc. 39. 42. Arpe, p. 7.

Geistes. Er nannte ihn häufig seinen göttlichen Meister, der in dem Werke „De Incantationibus“ ein goldenes Buch zum Geschenke gemacht habe *).

Sein Gefühl für Cardanus war gemischt in Lob und Tadel. Er pries ihn oft als einen Mann von starker Gesinnung; und oft wiederum stellte er ihn hin als einen, den Einflüsterungen des Aberglaubens allzuleicht sich hingebenden Menschen **). Gleichwohl übte Cardanus großen Einfluß auf Vanini; viele seiner Gedanken durchwehen die Dialogen dieses Letztern, zumal was den Punkt der Seele betrifft. Viele hielten und halten noch Cardanus für einen Hauptverbreiter freigeisterischer Grundsätze; Bayle dagegen sah ihn für mehr abergläubisch denn atheistisch an ***). Die Feinde Vanini's behaupten, den Beifall, welchen er beiden Männern wegen ihrer Ansichten über die Unsterblichkeit der Seele zollt, und die Vorwürfe, welche er bei dieser Gelegenheit dem nichtswürdigen und ungläubigen Agrippa von Nettesheim gibt, seyen blos heuchlerisch gewesen, und der Philosoph habe sich der bekannten Taktik bedient, das, was man zu vertheidigen schien, mit desto mehr Nachdruck anzugreifen †).

---

*) Schramm, p. 27.

**) Dialog. p. 203.

***) Diction historique et critique. Artik. Cardanus

†) Durand. p. 37. ff.

Von Padua kehrte Vanini nach seiner Vaterstadt Taurosano zurück, um Familiengeschäfte zu ordnen. Hierauf verweilte er längere Zeit zu Neapel. Hier soll er — nach der Behauptung seiner Feinde — Alles vorbereitet haben, um, eine Art Missionär, in Gesellschaft von dreizehn gleichgesinnten Freunden, das Evangelium lächerlich zu machen, und den Atheismus durch alle Länder zu verpflanzen. Er selbst soll nachmals in den mit ihm zu Toulouse angestellten Verhören in voller Parlamentssitzung solches gestanden haben *). Durch das Loos — fahren jene Berichterstatter fort — sey Lucilio Vanini, der von nun an den Namen Julius Cäsar sich beigelegt, Frankreich als Antheil zugefallen, vermuthlich um dadurch auszudrücken, daß er dieses Land geistig, wie einst der große Römer physisch, erobern werde. Mit bitterm Hohn bemerken jene Gegner, er sey jedoch nicht im Triumphe nach Neapel, wie jener nach Rom, zurückgekehrt, noch eines so ehrenvollen Todes, wie derselbe, gestorben **).

Vielfache Reisen, abentheuerliche Kreuz- und Querzüge, wurden nunmehr nach verschiedenen Ländern unternommen; zuerst nach Teutschland und Böh-

---

*) P. Mersenne, Comment. sur la Genèsc. . Durand p. 39—40.

**) Durand. p. 41—42.

men in Gemeinschaft mit dem Giovanni Maria Guinocisco, einem Theologen. Als man in Straßburg zu Schiffe stieg, und sein Begleiter, aus abergläubischer Furcht über eine schlimme Vorbedeutung, Bedenken trug, die Reise zu Wasser weiter fortzusetzen, ermuthigte ihn Vanini durch Scherz und Ernst, und gab ihm zu erwägen, daß er in den Händen Gottes sey, welcher alle seine Tage ihm gemessen und bestimmt, und daß er somit dessen unveränderlichem Rathschluß blindlings gehorchen möge. Falls daher auch durch denselben ihnen bestimmt sey, durch Schiffbruch aus der Welt zu scheiden, so dürfe er auch diesem Schicksale nicht zu entfliehen suchen. Guinocisco beruhigte sich, und beide setzten ohne ferneres Bangen die Reise fort *). Vanini gerieth dort in heftigen Hader mit den Mennoniten, welche die Behauptung aufgestellt hatten: daß die Christen in der Regel blos um die Lana caprina stritten, und daß sie, wenn man die Symbole der Apostel und der Concilien von Nicäa und Konstantinopel zusammenhalte, sie gar keine Ursache hätten, sich wechselseitig mit dem Anathema zu belegen. Vanini behauptet, darauf erwidert zu haben: So weit die Wahrheit von der Lüge entfernt ist, so weit sind die Ketzer von den Katholiken entfernt **). Doch

*) Iselin Hist. Lex. B. IV, p. 720.

**) Dialog.

wurde auch dieß ihm bloß als feine Ironie, oder als bequemer Rückzug ausgelegt, indem er seinerseits sich damit begnügt habe, die Christen über ihre Dogmen und Schismen zu verspotten *).

Von Teutschland, welches er in verschiedenen Richtungen bereist hatte, ging er sofort nach den Niederlanden, und hielt einige Zeit zu Amsterdam sich auf. Er kam daselbst häufig mit sogenannten Atheisten zusammen, deren ruchlose Grundsätze — nach Durand's Ansicht — Vanini blos von Zeit zu Zeit anführte, um seine eigene Herzensmeinung desto ungescheuter von sich geben zu können **). Außer Amsterdam besuchte er auch noch Brüssel und andere berühmte Städte, sowohl in Holland, als in Brabant, doch klagte er

---

*) Patin (Recueil des Msc.) behauptet, daß V. auch zu Köln über verbotene Heirathen öffentliche Vorträge gehalten habe.

**) Derselbe behauptete einst: Paulus habe den Ehestand deßhalb mit der Vereinigung Christi und der Kirche verglichen, damit die Eheleute solche Herrlichkeit stets vor Augen haben möchten, und somit die Menschen zum Theil schon als Christen geboren würden. Vanini bemerkte ihm darauf: Johannes sey dieser Ansicht durchaus entgegen, indem Jesus Christus Macht gegeben habe, Kinder Gottes zu werden, die nicht aus dem Willen des Fleisches, sondern aus Gott geboren wären.

über die meisten, daß sie mit gottlosen Leuten angefüllt seyen *).

Die Reihe traf nun auch Genf, die Vaterstadt so vieler religiösen und politischen Ketzer. Abermals stieß er auch hier auf einen holländischen Atheisten, welchen er mit allem Nachdrucke und nicht ohne Lebensgefahr bekämpft haben will; der französische Biograph **) fragt verwundernd, ob dieß wohl eine Hel-

---

*) Durand. p. 43. Einer dieser Freigeister behauptete als V. den aufopfernden Heldenmuth der Christen in der Periode der großen Verfolgungen durch die römischen Kaiser pries, daß auch unter Türken, Indianern u. a. Völkern derselbe Heroismus je für den Nationalglauben getroffen worden sey; dafür will unser Philosoph ihn einen Antichrist genannt haben. Ein anderer hielt die Macht des Teufels für größer als die Macht Gottes, weil der Wille Gottes, daß die Menschen zur Seligkeit gelangen möchten, nur selten, der Wille des Teufels aber, daß sie verdammt würden, allermeist in Erfüllung gehe; auch hat Christus selbst dem Teufel unterliegen müssen, indem er erklärte: Nun ist die Macht der Finsterniß ꝛc. V. hielt diesem entgegen des Teufels Schwachheit seit seinem Fall und Gefängniß, und die Furcht vor gänzlichem Untergang seines Reiches durch den Versöhnertod Christi, daher er auch noch durch das Organ der Frau des Pilatus das Letzte versucht, um die Hinrichtung des Erlösers zu verhindern. Ferner: obgleich Viele berufen und nur Wenige auserwählt seyen, so gebe es doch gewiß Niemanden, der nicht die Oberherrschaft Gottes, und die Knechtschaft des Teufels anerkenne. Amphith. in verschiedenen Stellen. Iselin p. 120.

**) Durand. p. 43. sq.

denthat in einer protestantischen Stadt gewesen sey, welche gegen alle Sekten stets so tolerant sich erzeigt, unter dem Schein des Papismus solche Libertins zu befehden. Allein die Genfer konnten die Sache dennoch mißverstehen, wie dieß bei Servet und mehrern Andern bereits der Fall gewesen; ja sie konnten Anlaß und Fanatismus genug haben, um Vanini entweder als Papist, wie er sich stellte, oder als Atheist, wenn sie die Maske durchschaut, gleich jenem, zu verbrennen. Vanini hielt in Genf sich nicht lange auf, sondern reiste weiter nach Lyon, woselbst er seine philosophisch-theologischen Vorträge mit erneuertem Eifer fortsetzte*). Die Mönche und Priester witterten sehr bald Unrath, und brachten es durch Ränke dahin, daß er die Stadt verlassen mußte. Er schiffte sich demnach zu Havre nach England ein, und nahm seinen Aufenthalt zu London. Hier schloß er enge Freundschaft mit einem gewissen Jeronimo Moravi, Kaplan des Venetianischen Gesandten **). Allein seine Anhänglichkeit an die Sache des Katholicismus zog ihm auch hier, von Seite der Protestanten, Verfolgung zu. Er wurde gefänglich eingesetzt, und schmachtete über anderthalb

---

*) Er sagt von sich selbst irgendwo, daß er in dieser Stadt den Libertin gespielt. Worin die Libertinage aber bestanden, wird nicht angeführt. Durand p. 46.

**) Schramm p. 157. Arpe p. 8.

Monate im Kerker. Schon machte er sich gefaßt, die Martyrerkrone zu erlangen, nach der er, wie er später sich geäußert hat, mit unglaublicher Sehnsucht begehrte *). Allein diese war, wie seine Gegner meinen, für einen Atheisten bestimmt **). Er wurde aus dem Gefängniß, wir wissen nicht, durch welche Veranlassung, befreit, und kehrte über das Meer nach Italien zurück.

Er erkohr Genua zum nächsten Schauplatz seiner philosophischen Thätigkeit und fand Eingang bei den angesehensten Familien, welche ihm sogar den Unterricht ihrer Kinder übertrugen. Wir nennen hier blos die des Jacopo Doria ***). Allein ihm schadete hier seine Vorliebe für Averroes mehr, als an jedem andern Orte. Man erblickte in dem arabischen Philosophen blos den Feind der Unsterblichkeitslehre, und den geschwornen Gegner aller drei Religionen, welche zum mindesten in der Annahme eines einzigen Gottes übereinstimmen, nämlich der jüdischen, christlichen und muhamedanischen, wiewohl bei jeder derselben aus einem verschiedenen Grunde †). Die Mißverständnisse

---

*) Amphit. Exerc. XIX.
**) Durand.
***) Arpe p. 8.
†) Durand p. 44. sq.

nahmen endlich den Charakter förmlicher Verfolgung an, und Vanini entging lebensgefährlichen Nachstellungen blos durch die Flucht nach Lyon.

Allein diese Stadt, welche bereits früher sich ihm nicht allzuhold erwiesen, hegte einen Schlag von Priestern in ihrem Schoose, welchen die Erscheinung eines solchen Philosophen eben nicht die angenehmste war. Bald lauerten sie auf Gelegenheit, ihm empfindliche Wunden zu versetzen, und seiner sich zu entledigen. Diese Gelegenheit ergab sich leicht. Vanini schrieb ein Buch wider Cardanus und andere angebliche Freigeister, und bekämpfte darin ihre Irrlehren. Die Gründe jedoch, welche er ihnen gegen die religiösen Hauptwahrheiten in den Mund legte, schienen so kräftig, und die, womit er die Gegner bekämpft, so schwach, daß Viele seinen Ernst in der Sache bezweifelten, und eine geheime Absicht witterten *). Jene merkwürdige Schrift nannte er: **Amphitheatrum divinae providentiae adversusveteres Philosophos, Atheos, Epicureos, Peripateticos et Stoicos etc.** Der Klerus wurde durch sie gewaltig erbittert. Auch trug ein seltsamer Vorfall dazu bei, den Philosophen in der öffentlichen Meinung noch verdächtiger, als zuvor, zu machen. Er wurde zu Lyon von mehreren guten

---

*) Durand.

Freunden in ein Wirthshaus eingeladen, woselbst man sich allen Freuden der Geselligkeit harmlos überließ. Allein bald wurden dieselben durch die Unverschämtheit des Wirthes gestört, welcher dem Veranlasser des Festes eine Rechnung von nicht weniger als dreißig Dukaten überbrachte. Zornentbrannt ging jener hinweg, in sein Zimmer, und füllte, nachdem er dasselbe hinter sich geschlossen, ein Gefäß mit allerlei Rauchwerk an, welches bald das ganze Haus erfüllte. Ein Diener eilte herauf, nach der Ursache des Gestankes sich zu erkundigen; allein kaum hatte er das obere Stockwerk erreicht, als er plötzlich zu tanzen anfing; und alle, welche nach ihm kamen, thaten das Gleiche. Sämmtliche Hausgenossen und Gäste, Hugenotten wie Katholiken, schrieben diesen Vorfall den Künsten böser Geister zu; allein Vanini lachte über die kindischen Vorstellungen, und gab Naturkräfte als die alleinige Ursache an. Er glaubte, sein Freund habe ein Stück von einer gedörrten Tarantel mit Etwas vermischt, in jenes Gefäß gethan, und Wein darauf geschüttet. Der Kerl, welcher zuerst hinaufgegangen, habe von dem Gerücht vielleicht gekostet, der andere aber den Dampf der pulverisirten Tarantel sich in den Hals gezogen; daher der unwiderstehliche Reiz zum Tanze. Vanini führte den Ungläubigen seine Behauptung weiter aus, und zeigte, wie manches, bisher unbekannte

Gift, durch derlei, dem Schein nach unschuldige, Mittel, zubereitet werden könne *).

Die Feinde zu Lyon ergriffen begierig den Vorwand, um Vanini als einen Menschen, der mit dunkeln Künsten und Zauberei sich befasse, anzuschwärzen. Er wich ihrem Haß und ging ins Savoyische; allein hier drohten ihm zweimal die über ihre Ufer getretenen Fluthen des Garigliano, und bei Nizza, welches er die Heimath der verworfensten Schelme nennt, Straßenräuber den Tod. Die Sicherheitspolizei und die Schulen im Herzogthum Savoyen waren schon da-

---

*) Si igitur Tarantula morsus ad saltandum incitat, cur illius exusti pulveris pulvis vino dilutus idem non operabitur? Quod vero opponi poterat, omnes illuc euntes prosultasse, cum tamen omnes vinum non progustavissent, ita diluit: nebulonem illum fuffumigia fecisse in caponiola dicebant, procul dubio ex Phalangii pulveribus et fenestras clausit, ne fumus egrederetur: quare eo accedentes cum viderent puerum salientem, obstupebant atque ita aperto ore, ut mos est, attonitis stabant aliquamdiu (quod ideo fit, quia undique attrahit anima spiritus ad novitatis illius causam investigandam: atque ita vapores illos attraxerunt ac propterea omnes in illa saltatoria domo ad saliendum excitabantur. Etiam canicula aderat saltatricula: nec mirum, cum et minimos pestiferi corpusculi vapores anhelitu attractos non modo familiam integram, sed amplissimas urbes conflictatas fuisse ad interitum, apud historicos legimus: ut subticeam, venenum illud a nescio quibusdam veneficis circulatoribus fabricatum quod solo afflatu homines interimit.

mals nicht besser, als jetzt, bestellt *). Er gab der Stadt den Fluch, und wanderte nach der Guienne, wo er, wahrscheinlich aus Furcht vor den Nachstellungen der römischen Inquisition, das Mönchsgewand in einem der dortigen Klöster nahm **). Auch hier ruhete der Haß seiner Feinde noch nicht. Man brachte bei dem unaufhörlichen Bestreben, irgend eine Makel aufzuspüren, etwas heraus, was sonst gerade den Klöstern in der Mehrzahl vorgeworfen worden ist. Mit heuchlerischer Verschämtheit umschreibt Mersenna jene Sünde, deren, durch besondere Verirrung der Natur, so viele gewaltige und geistreiche Männer, sich schuldig gemacht ***). Die ganze Beschuldigung aber †) ist so kahl und flüchtig hingeworfen und riecht so sehr nach Mönchsfabrik, daß sie beim Prozesse zu Toulouse gewiß in der Folge wieder aufgewärmt worden wäre, hätte man nur jemals geglaubt, damit aufzukommen ††). Allein der Fanatismus, welcher den unglückseligen Mann auf das Schaffot schleppte, begnügte sich nicht damit, den Leib gemordet zu haben, sondern er verstärkte sich durch einen moralischen Meuchelmord der

---

*) Schramm. p. 161.

**) Durand. p. 49.

***) Patinianap. 119. Mersenna, Comment. p. 621.

†) Daß Vanini καταπογωνεστέρος gewesen.

††) Durand. p. 49. sq.

schwärzesten Art, um auch das Andenken des Ertödteten bei der Nachwelt zu brandmarken und zugleich geistig ihn zu vernichten.

In Bezug auf jene räthselhafte Klosteraffäre, über welche in den Schriften der Gegner keine nähern Beschlüsse sich finden, ist nur so viel richtig, daß unser Mann aus dem Convent vertrieben wurde, und, unverrückt in seinen Grundsätzen, nach Paris sich begab. Er fand daselbst einen warmen Gönner an dem päbstlichen Nuntius, Kardinal Ubaldini; von diesem aufgemuntert und unterstützt, schrieb er eine „Apologie des Conciliums von Trident gegen die Ketzer“, in 30 Büchern *). Er erhielt hiezu vollkommene Freiheit, alle Schriften, auch die verbotensten, zu lesen und zu studiren. Die Widersacher finden hier gerade Stoff, Vaninis Hang zur Ketzerei und zum Atheismus zu erklären, und beklagen mit frommer Scheinheiligkeit, gerade wie die neuesten Verehrer der Quotidienne und der Gazette de Lyon, die ungemessene Begünstigung einer Lesefreiheit, welche man sonst blos den Geistlichen zugestanden **). Außer jener

---

*) Arduum opus et magnum, quod non nisi summo viro credere decebat — sagt der Apologist Arpe (p. 5.), der übrigens die Sache viel zu früh bringt. Vgl. Amphith. Exc. XVI. Schramm p. 175. sq.

**) Durand p. 51.

Schrift für das trid. Concil, gab er um diese Zeit auch eine „Apologie für die Aechtheit der mosaischen und christlichen Religion gegen Physiker, Astronomen und Politiker“ her-aus *).

In Paris erschlossen sich Vanini noch manche andere Herzen, sobald die Gunst des Abgesandten seiner päbstlichen Heiligkeit gegen ihn bekannt worden war. Er leitete den Unterricht vieler junger Leute von Stande. Mehrere berühmte Aerzte und Dichter suchten seine Freundschaft **). Der Marschall von Bassompierre, durch die Merkwürdigkeiten seines Lebens ***), so bekannt geworden, den man übrigens auch für religiöse Angelegenheiten nicht besonders leidenschaftlich wußte, gehörte zu den wichtigen Bekanntschaften, die er bald nach jener mit Ubaldini, in Paris geschlossen hatte †).

Im Jahre 1616, erschienen die Dialogen über die Geheimnisse der Natur und wurden von Vanini

---

*) Amphit. Exc. VIII.

**) Durand. p. 52.

***) Memoires du Marschal Bassompierre, (in der großen Sammlung). Göthe's Unterhaltungen teutscher Ausgewanderter.

†) P. Garasse, (Doctrine curieuse) Mersenna und Durand ergießen alle sich bitter über den ungläubigen Kriegsmann.

dem Marschall, seinem Beschützer, welcher ihn inzwischen zu seinem Almosenier, mit 200 Thaler Gehalt, ernannt hatte *), zugeeignet. Vanini behandelte jedoch auch noch andere Zweige der Philosophie und Naturwissenschaft, schrieb über die Bücher des Aristoteles „von der Zeugung“ und „den Meteoren;“ ferner „über die wahre Weisheit“ und die „Verachtung des Ruhms;“ „Komentare der Naturwissenschaft“ (von denen die Dialogen eigentlich ein Auszug sind); ferner: „Bücher über Astronomie“ „Medizinische Komentare“ und verschiedene Anecdota, die nicht mehr aufzufinden und vermuthlich von seinen Feinden vernichtet worden sind **).

Er blieb aber gleichwohl nicht lange in dieser Stelle; sein eigentliches Wesen erforderte vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit, bald überließ er sich ganz wieder seinen frühern Beschäftigungen.

Vanini's Schriften waren allmählig den Gelehrten so ziemlich bekannt geworden, und erregten täglich größern Aufruhr, durch die neuen Meinungen und die paradoxen Sätze, welche er den alten Ideen der gemeinen und scholastischen Theologie entgegensetzte.

---

*) Patin Recueil de Mss- Durand. p. 54.

**) Vgl. hierüber Arpe, welcher die Schriften Vanini's vollständiger, und jedesmal die Belegstellen aus ihnen selbst anführt. p. 5. sq.

Besonders aber wurden die römischen Geistlichen durch die Dialogen wider ihn aufgebracht. Das Schlimmste bei der Sache war, daß das gotteslästerliche Buch, so wie auch das Amphitheatrum, mit Erlaubniß der Censur, und mit einem königlichen Privilegium erschienen *); daß Doctoren der Sorbonne, jener berufenen Keuschheitswächterin des katholischen Glaubens, beide Schriften gebilligt, und Vanini zum Ueberfluß alle seine Gedanken der Autorität des heiligen Stuhls unterworfen hatte. Mit Gewalt also konnte man hier nicht ausreichen **). Dessen ungeachtet schrieen seine Feinde, und darunter besonders der Jesuite P. Garrasse ***): die Religion sey, an Händen und Füßen gefesselt, den Profanen und Atheisten überliefert worden. Die Sorbonne hiedurch aufgeschreckt, überprüfte das Urtheil ihrer Doktoren, und verdammte das Buch, mit merkwürdiger Consequenz, zum Feuer †). Man bürdete nunmehr Vanini sogar

---

*) Vgl. das den beiden Büchern vorangedruckte Imprimatur.

**) Amphitheatr. Diss. I. Dialog. p. 495.

***) Die Unterredungen mit Vanini, und die angeblichen Aeußerungen desselben (Doctrine curieuse p. 815.) sind mit Recht von Arve verspottet worden, da Jedermann den falschmünzenden Mönch auf den ersten Blick aus dem Geplauder herausriecht.

†) Rosset, Histor. trag.

auf, daß er das, weiland Kaiser Friedrich II., wiewohl mit größtem Unrecht zugeschriebene Buch „de tribus impostoribus“ wiederum frisch herausgegeben *), ja daß er, der Neckereien des Pöbels und der Verfolgungen der Gelehrten müde, in völlige Verzweiflung gebracht, einen Brief an den Pabst geschrieben habe, worin er von demselben eine Pfründe begehrt, mit der Drohung, falls keine günstige Antwort erfolge, binnen drei Monaten die christliche Religion völlig über den Haufen werfen zu wollen **). Allein selbst ergrimmten Gegnern des Mannes schien dieser Vorwurf zu ungereimt, und Durand meint mit Recht, daß, wenn so etwas auch geschrieben worden, die Sache doch Manuscript geblieben sey, und Vanini gewiß die langen Hände der Könige und die noch längern der Päbste gefürchtet habe ***). Von ihm führte man auch folgende Aeußerung, in Bezug auf ähnliche Punkte, an: Ich will lieber den ganzen Zorn des guten Horatius gegen mich erregen, als den unsrer Inquisitoren. Ich respektire und verehre sie, als die Wächter im Weinberge des Herrn †).

Noch im Jahr 1617 ging Vanini von Paris

---

*) Rosset, im a. W.

**) Patiniana.

***) Durand. p. 57.

†) Amphit. p. 109.

ab und nach Toulouse, einer für andersdenkende Christen und starke Geister so verhängnißvollen Stadt, in welcher so viele Schandsäulen des menschlichen Geistes aufgerichtet stehen. Selbst an dem glaubensfinstern Orte jedoch gewann Vanini viele Gemüther, ja sogar die Gunst des Präsidenten des Parlamentes. Dieser bestellte ihn zum Lehrer seiner Kinder. Die jungen Leute, denen noch viele andre in Toulouse sich anschlossen, bewunderten einige Zeit hindurch den Scharfsinn, die Gelehrsamkeit, die lebendige Mittheilungsgabe und den kräftigen Vortrag Vanini's *). Aber gerade dieser Umstand führte im Jahr 1619 sein Unglück herbei.

Die besondere Gunst des Präsidenten gegen den genialen Fremdling hatte letzterem bei den Theologen allgemeinen Haß erregt. Man sann daher darauf, nicht nur auf irgend eine Weise den unbequemen Meinungsgegner sich vom Halse zu schaffen, sondern auch mittelbar dadurch dem Präsidenten selbst, der gleichfalls viele Feinde zählte, eine empfindliche Wunde zu versetzen **).

Zuerst hetzte man — nach der bekannten Taktik jener Menschen — die Jugend gegen ihn auf. Noch

---

*) Gramond, hist. Galliae, Durand. p. 58.

**) Leibnitz: Theodicee.

fehlte es an triftigen Beweisen irgend einer Schuld, ob man gleich selbst Durchreisenden bereits für gewiß versicherte, daß Vanini in nächtlichen Zusammenkünften die Vornehmsten der Stadt im Atheismus unterweise*). Aber auch hiezu fand sich gar bald Rath. Ein gewisser Edelmann, Franconi, vielleicht der Ahnherr der in unsern Tagen so gefeierten Kunstbereuter dieses Namens, ein Mann, welcher die Philosophie gleichfalls, wiewohl mehr aus Liebhaberei, trieb, und von Zeit zu Zeit berühmte Männer aufsuchte, um an ihnen seine Kraft zu messen, traf öfters mit Vanini zusammen, und ließ sich mit ihm in philosophisch-theologische Unterredungen ein. Das Gefühl mehrfach hiebei erlittener Niederlagen hatte seine Empfindlichkeit gegen den Philosophen auf's äußerste erregt, und er gab sich willig zum öffentlichen Ankläger her. Oeffentlich sagte er demnach aus: Vanini habe in seiner Gegenwart das Daseyn Gottes gelästert, und sich über die Mysterien der christlichen Religion lustig gemacht. Man lud den Beschuldigten vor das Parlament und konfrontirte ihn mit dem Kläger. Letzterer bestand auf seiner Aussage; Vanini selbst, befragt um seine Ansichten über das Daseyn Gottes, erklärte vor

---

*) Wie z. B. dem bekannten Borrichius, der in seinem Reisejournal davon Nachricht gab. Arpe p. 30.

der Audienz: er bete mit der orthodoxen Kirche einen Gott in drei Personen an. Dieses Gottes Daseyn sey vollkommen und evident durch die Natur selbst erwiesen.

Während er dieses sprach, hob er einen Strohhalm auf, den er zufällig auf dem Boden liegen sah, und zeigte ihn den Richtern, mit den Worten: „Dieser Halm gebietet mir zu glauben, daß ein Gott sey;“ und nun entwickelte er alle Veränderungen, welche der in die Erde gestreute Saame durchgeht, bis wiederum Nahrung für Menschen und Vieh herausspriesst, zu einem klaren Beweise: daß Gott Urheber der Natur sey.

Auf die Einwendung: daß die Natur allein dies alles gemacht — erwiederte er, den Halm abermals zur Hand nehmend: „Wenn die Natur diesen Kornhalm geschaffen, wer hat denn den unmittelbar ihm vorangegangenen hervorgebracht? Und wenn man nun von einem zum andern geht, so kommt man endlich zu demjenigen, welcher zuerst geschaffen worden seyn mußte, weil kein andres mehr der Producent war. So ist denn durchaus eine andere Ursache zu suchen. Diese ist Gott, und somit ist Gott der Urheber und Schöpfer aller Dinge.“

Vanini's Feinde behaupteten: dies alles habe er mehr aus Eitelkeit gesprochen und entwickelt, um seine

Gelehrsamkeit auszukramen, oder aus Furcht vor der Ahndung der Gerechtigkeit, oder aus einer inneren Verwirrung.

Man fand unter seinen Geräthschaften, deren man sich zu gleicher Zeit mit seiner Person bemächtigt hatte, eine große lebendige Kröte in einem krystallenen Gefäß eingeschlossen. Solches ward ihm natürlicherweise als Zauberei gedeutet. Umsonst behauptete er: durch eine lebendige Kröte, die man verbrenne, könnten tödtliche Uebel geheilt werden — man ließ einen so willkommenen Umstand nicht gern wieder fahren.

Im Gefängniß, wohin er nun abgeführt wurde, ließ Vanini, zum Beweis, daß er ein guter katholischer Christ sey, die Sakramente sich reichen. Aber auch dies hielt man blos für Verstellung und Maske. Sein Verderben war bereits entschieden. Alle seine Bekenntnisse und Erklärungen entwaffneten den Haß der Richter nicht, welche schon, vor den Verhören, von seiner Schuld sich überzeugt hatten. Die vorzüglichsten Anklagspunkte gegen ihn waren folgende: Vanini erkannte keinen Gott. Er rief ein ruchloses Buch: von den drei Betrügern, neuerdings in's Leben. Er führte die Aeußerungen verschiedener Freigeister an, und antwortete ihnen nur sehr oberflächlich. Er läugnete die Menschwerdung Christi. Hinsichtlich der Jung-

frau Maria behauptete er, daß sie mit einem Manne den Beischlaf gepflegt. Er hielt die Natur für eine Gottheit; tadelte die Scholastiker deshalb, daß sie lang und breit über die Engel geredet. Was die Natur der Dämonen betraf, begehrte er für alles natürliche Gründe. Er läugnete die Unsterblichkeit der Seele; er war ein Astrolog und behauptete, daß die Welt nicht durch Feuer einst untergehen werde. Er glaubte an das Fatum; erdichtete Briefe im Himmel, verspottete den Kultus; auch wurde er von Mönchen ausgestoßen u. d. gl. erbauliche Dinge mehr, welche die Franzosen zu Toulouse ihren toleranten Nachbarn, den spanischen Inquisitoren, abgelernt hatten *).

Das Urtheil des Parlamentes, welches nach halbjähriger Dauer des Prozesses endlich gefällt wurde, verdammte den Unglücklichen zum Feuertode. Ohne weitern Aufschub führte man ihn zur Richtstätte, und mit Recht erröthet ein sonst fanatischer Franzose, ja ein Parlamentspräsident, und mit ihm ein Jesuit, über den barbarischen Gebrauch seines Vaterlandes, Verurtheilten nicht einmal Zeit zur Reue und Bekehrung zu gestatten, im Gegensatz mit andern Staaten, ja sogar mit Spanien und Italien **).

---

*) Arpe p. 106—108.

**) Grammond. Vgl. den ausführlichen Bericht desselben in einer spätern Anmerkung, und Durand p. 162.

Vanini wies die religiösen Tröstungen eines Franziskaners mit verachtendem Hohne von sich, und er soll sogar erklärt haben: „als Christus in den Tod ging, schwitzte er Blut vor Angst und Feigheit, ich aber will unerschrockenen Muthes sterben!“ Grammond, damals Vorsitzer des meuchelmörderischen Parlamentes, und als Historiker in Frankreich nicht unbekannt, gibt sich alle Mühe, auf Vanini noch den Vorwurf der Feigheit in der Todesstunde zu bringen; eben so der Herr de la Croze, welchem ein Parlamentspräsident eine gar zu gewaltige Autorität war. Dagegen läßt der Mercure François dem Unglücklichen zum mindesten die Ehre der Einheit der That mit der Rede, und des Todes mit dem Leben.

Als Vanini, im Armensünderhemd, auf einer Kühhaut und gefesselt an den Händen, zum Schaffot fortgeschleppt wurde, welches man auf dem Platze du Salin errichtet hatte, rief er muthig und heitern Gesichtes, auf Italienisch aus: „Auf, auf! Laßt uns als Weiser sterben!“ Er soll hernach von den Richtern aufgefordert worden seyn, Gott um Verzeihung seiner übergroßen Sünden anzurufen; er aber, durch die Furchtbarkeit seines Schicksals, und durch den Mord alles Rechtes in völliger Verzweiflung und in einer Art von Wahnsinn, habe die entsetzliche Lästerung ausgestoßen: „Es gibt weder einen Gott, noch einen

Teufel. Gäbe es einen Gott, so würde ich ihn anflehen, seinen Blitz auf dies Parlament voll Ungerechtigkeit und Bosheit zu schleudern; gäbe es einen Teufel, so würde ich ihn bitten, seinen untersten Höllenschlund aufzuschließen, um eben dasselbe zu verschlingen. Allein es gibt weder den einen noch den andern. Darum werd' ich nichts thun!" —

Der Henker sollte ihm zuerst die Zunge, als denjenigen Theil seines Körpers, herausschneiden, mit dem er bei seinen Gotteslästerungen am meisten gesündigt. Sie mußte ihm aber, da er sie hervorzustrecken sich weigerte, mit Zangen herausgerissen werden, worüber der Gefolterte ein entsetzliches Geschrei ausgestoßen haben soll *). Darauf verbrannte man ihn bei dem langsamen Feuer und streute seine Asche in die Luft **).

---

*) Dasselbe, eine Folge des Uebermaßes von physischem Schmerz, ist jedoch noch immer nicht hinreichend, den Vorwurf der Feigheit zu begründen.

**) Wir geben hier, dem Leser zur Vergleichung, für uns selbst aber als nothwendige Aktenstücke zur nochmaligen Beurtheilung dieses Handels und der Person Vaninis, beide Hauptberichte über die Katastrophe im Original als Beilagen des Aufsatzes.

Iisdem ferme diebus — beginnt Grammond, der Herr Parlamentspräsident — Parlamenti Tolosani placito damnatur Lucilius Vaninus, apud plerosque pro Haeresiarcha habitus, mihi pro Atheo: neque enim Haeresiarcha, qui Deum negat. Medicinae in speciem Professor erat, re

Vanini hatte kaum das drei und dreißigste Jahr erreicht, als er diesem schauervollen Schicksal unterlag.

---

seductor incautae juventutis. Illi in irrisum sacra et religiosa. Christi humanitatem execrabatur. Deum ignorabat, sorte fieri omnia existimabat; Naturam pro matre optima et omnium autrice adorabat, ut dici posset ex multis unus error, quem pervicaciter profitebatur Tolosae, loco sancto. Et ut novis allicimur, praecipue dum calescit primâ adolescentiâ sanguis, statim errorum sequaces habuit non paucos ex iis, quos schola recens dimiserat. Gente Italus, litterarum rudimentis Romae imbutus, Philosophiae et Theologiae incubuerat magna spe, cum ad impia et sacrilega prolapsus sacrum Saserdotii characterem polluit libro infami, quem scripsit in hunc titulum: „De Arcanis Naturae, quo non erubuit profiteri Naturam omnium Deam. Ob crimen, cujus in Italia reus erat, in Galliam profugus Tolosam venit: Mox alibi in Haereses armantur severius leges, et quanquam Calvinistis fides publica Edicto Nannetico debetur, quâ mutuo nectimur habendis simul commerciis et una administrandis rebus, nunquam se Tolosae credidere Sectarii, quó fit, ut una inter Galliae urbes Tolosa immunis sit haeretica labe, nemine in civem admisso, cujus suspecta Sedi Apostolicae fides.

Delitescit Vaninus per tempus, donec illum libido in gloriam adigit, ut fidei Catholicae arcana vulgaret, in problemata primum, dein in irrisum. Statim alta admiratione defigi adolescentes, quibus inter nova placent maxime quae probantur paucis: mirari quaecunque diceret, imitari et sequi. Postulatus corruptae per novum dogma juventutis in vincla conjicitur, Catholicumque Orthodoxum mentitus, differt, quam meruerat, poenam, jamque probatione ambigua dimittebatur: cum Franconus, vir prosapia illustris, vel

Er selbst hat von sich in einer Personalbeschreibung bemerkt, daß sein Körper zwar schwächlich, aber ge-

---

mo hoc indicio vita probissimus, negatum sibi a Lucilio persaepe Deum, dataque objicit in ludibrium fidei arcana Christianae; committitur reo testis et sustinet; sistitur Senatui audiendus de more reus: in sella sedet, rogatusque, de Deo quid sentiat, respondet: Coli sibi in Trinitate unum, qualem Ecclesia Orthodoxa: Deum plane convincere Naturam ipsam. Haec cum faceret, fortuitam e terra paleam legit, manuque ad Jndices protensa; Haec inquit, jubet ut credam Deum esse; dein ad Providentiam prolabi: ut jactum in terram semen, ut elanguisse visum et mori, ut ex putrefacto albescit, ut viret et nascitur, ut sensim crescit, ut adolescit rore matutino, ut luxuriat infusa largius desuper aqua, ut in aristas armatur prohibendis per spicula avibus, ut in stipulam erigitur et frondescit, ut flavescit profectius, demissoque ut supercilio languet, donec moritur ut postmodum trituratur, separatoque ut a palea fructu, grano homines, palea vivunt animantes usui hominum debitae; unde concludebat, Deum esse Naturae Auctorem. Quod si id totum fieri a Natura objicitur, regrediebatur ab hoc grano ad proxime antecedens in hunc modum: Si id seminis a natura produxit, quis immediate proximum? Si et illi debita ex Natura processio, quis antecendens? Donec ad primum veniret, quod necessarium est fuisse creatum, cum non esset, a quo produceretur; naturam creationis incapacem probabat multis. Ergo Deus est Creator omnium. Haec Lucilius in ostentationem doctrinae, aut metu magis quam ex conscientia.

At enim, quia probationibus plane convincebatur, solemni placito post exactum in lite instruenda semestre,

sund, seine Gestalt nicht unangenehm, sein Humor heiter, seine Seele großartig und für alles Geistige

---

capitali judicio condemnatur. Vidi ego, dum plaustro per ora vulgi traducitur, illudentem Theologo e Franciscanis, cujus cura erat mollire ferocitatem animi obstinati. Frustaneum est viro desperato subsidium quod momento transigitur! satius foret stata temporum intervallias concedi condemnatis, quo vomitis ira et ultione resipiscerent. Apud Gallos condemnato statim innotescit sententia, et dum inplacida mortis imagine horrescit totus, rapitur in patibulum. Melius Hispani et reliqui Europaei, qui temporum spatia concedunt condemnatis, quantum satis molliendo mortis horrori, abluendisque per poenitentiam meditare confessione noxis. Lucilius ferocitate contumax, dum in patibulum trahitur, monachi solatium aspernatus, objectam crucem aversatur, Christoque illudit in haec eadem verba: „illi in extremis prae timore imbellis sudor, ego imperterritus moriar.“ False sane imperterritum se dixit scelestus homo, quem vidimus dejectum animo, Philosophia uti pessime, cujus se mentiebatur professorem. Erat illi in extremis aspectus terox et horridus, inquieta mens, anxium quodcunque loquebafur, et quanquam philosophice mori se clamabat itentidem, finisse, ut brutum, nemo negaverit. Antequam rogo subderetur ignis, jussus sacrilegam linguam cultro submittere, negat, neque exerit, nisi forcipum vi adprehensam carnifex ferro abscindit: non alia vociferatio horridior; diceres mugire ictum bovem; reliqua absumpsit ignis: in aërem sparsi cineres. Hic Lucilii Vanini finis, cui quanta constantia fuerit, probat belluinus in morte clamor. Vidi ego in custodia, vidi in patibulo, videram antequam subiret vincula: flagitiosus in libertate et voluptatum sectator avidus, in carcere Catholicus, in extremis omni Philosophiae praesidio destitutus, amens moritur.

schnell erglühend, sein Umgang leutselig, sein Gespräch lebhaft gewesen sey. Der Eifer für die Wissenschaft

---

Dem Hr. von Grammond in wesentlichen Daten entgegen, wiewohl in mehrern andern wiederum mit ihm gleichlautend, enthält der Mercure François von diesem Jahre nachstehenden Bericht:

Au mois de Novembre dernier de l'an passé fut arrêté prisonnier en la Ville de Toulouze un Italien, Philosophe et grandement docte, qui alloit montrer par le logis aux enfâns de maison, qui desiroient savoir parfaitement la philosophie. Il soutenoît et enseignoit que nos corps étoient sans ame et que mourant tout étoit mort pour nous ainsi que les bêtes brutales. Que la Vierge (ô Blasphemie exécrable!) avoit eû connoissance charnelle comme les autres femmes, et d'autres mots bien plus scandaleux, du tout indignes d'écrire, ni de reciter. Par son eloquence, il glissoit tellement sa pernicieuse opinion dans l'entendement de ses auditeurs particuliers, qu'ils commencerent à balancer en la croyance de cette fausse doctrine. Ce qu' étant venu a la connoissance du Parlement, il décreta contre ce nouveaux Ministre. Et étant pris et interrogé, il soutint ses instructions véritables: Sur quoi son procès fut fait et l'arrêt donné portant condamnation de faire amende honorable, nud en chemisse, la torche au poing et trainé sur une claye, la langue coupée et brûlé vif: ce qui fut executé au commencement de Fevrier, au lieu appelé la place du Salin. Il mourut avec autant de constance, de patience et de volonté, qu'àucun autre homme, que l'on ait vû. Car sortant de la Conciergerie comme joyeux et alêgre, il prononca ces mots en Italien: Allons, allons allegrement mourir en Philosophe! Mais bien plus, pour montre sa constance en la mort et un

kannte keine Gränzen; das Auffassungstalent bei allem, was er gern sich eigen zu machen gewünscht, war ungewöhnlich. Auch seine Feinde ließen der Korrektheit seines lateinischen Styles volle Gerechtigkeit widerfahren; nur werfen sie (und zwar nicht ganz unrichtig) ihr häufige Schwulst und seinen Bildern allzugroße Gesuchtheit vor.

Die Ursache hievon suchten sie in der so unglücklichen, als übertriebenen Nachahmung Cicero's, Quintilians und des Plinius, so wie in dem übereifrigen Studium von Averroes, Cardanus und Andern, welche von vielen Kritikern als harte und verworrene Schriftsteller, unbeschadet ihrer tiefen Gelehrsamkeit, betrachtet worden sind. Noch mehr jedoch verdammten sie an Vanini die allzuhäufigen Plagiate aus jenen Schriftstellern, so wie aus Fracastor und Scaliger, seinen astrologischen Aberglauben, seine oberflächliche Kritik, seine Unbescheidenheit und Prahlsucht, seine Profanationen ehrwürdig betrachteter Dinge, endlich seine Irreligiosität

---

desespoir en l'ame, lorsque l'on lui dit, qu'il criât merci a Dieu, il dit ces mots en présence de mille personnes: „Il n'y a ni Dieu, ni Diable; car s'il y avoit un Dieu, je le prierois de lancer un foudre sur le Parlement, comme du tout injuste et inique, et s'il y avoit un Diable, je le prierois aussi de l'engloutir aux lieux souterrains; mais parce qu'il n'y a ni l'un, ni l'autre, je n'en ferai rien."

die Unzüchtigkeit des Styls, zumal in den Dialogen, und die Unlauterkeit seiner Sitten.

Auf einen Theil dieser Vorwürfe und auf die Untersuchung ihrer Aechtheit und Begründung, oder der Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung in denselben werden wir bei Zerlegung der Hauptansichten in Vanini's Schriften zurück kommen.

II. Die Schriften Vanini's

waren der Ordnung nach folgende *):

1. Commentarii Physici **).
2. Commentarii Medici.
3. De vera Sapientia ***).
4. Tractatus Physico-Magicus †).
5. De contemnanda gloria ††).
6. Apologia pro Lege Mosaica et Christiana †††).
7. Apologia pro Concilio Tridentino (*).

---

*) Bei jenen, die wir selbst nicht zu Gesicht bekommen, oder Auszüge gefunden, zeigen wir die Stellen an, wo Vanini oder Andere ihrer erwähnten.

**) Dialog. p. 88. s. Durand.

***) Garasse, Doctr. curieuse, p. 1015.

†) Dial. p. 252. Durand.

††) Dial. p. 359. Durand.

†††) Amphitheatr. p. 38. 64. Dial. 123 et 329.

(*) Amphitheatr. p. 70—77.

8. Libri Astronomici *):

9. Apologia pro Christiana Religione adversus Atheos. Auch unter dem Titel:

Amphitheatrum aeternae providentiae, divino-magicum, Christiano-physicum, Astrologico-catholicum, adversus veteres Philosophos, Atheos, Epicureos, Peripateticos, Stoicos etc **).

10. Julii Caesaris Vanini, Neapolitani, Theologi, Philosophi, et J. U. Dr. de admirandis Naturae Reginae, Deaeque Mortalium Arcanis Libri IV ***).

11. Eine Sammlung von Briefen, theils von ihm an Andere, theils an ihn geschrieben. Wahrscheinlich befindet sich dieselbe, wenn der Grimm von Zeloten sie inzwischen nicht vernichtet hat, in der Bibliothek der königlichen Handschriften zu Paris †).

Die meisten der so eben aufgezählten Schriften

---

*) Dialog, p. 33.

**) Lugduni apud Viduam Antonii de Harsy ad insigne sunt, Coloniensis. Ich verdanke die Mittheilung dieses höchst seltenen Buches der gütigen Mittheilung des Hrn. Oberbibliothekars Molter zu Karlsruhe.

***) Lutet. Parisior, ap. Adrian. Perier. 1616. Vgl. Durand. p. 260.

†) Sollte irgend ein französischer oder teutscher Gelehrter, welchem dieser Aufsatz zu Gesichte kommt, hierüber Auskunft zu ertheilen im Stande seyn, so bittet der Verfasser freundlichst um diesen literarischen Liebesdienst.

haben, ob sie gleich für den Ideen- und Lebensgang Vanini's ergänzende Beiträge liefern, dennoch im Verhältniß zum Ganzen nicht denselben Werth, in welchem vorzüglich zwei betrachtet werden müssen, von denen wir den Hauptinhalt in gedrängtem Auszuge dem Leser hier mittheilen; nämlich das Amphitheatrum, und die Dialogi de arcanis Naturae. In diesen beiden ist die Summe von den Ansichten und Lehrsätzen unseres Philosophen niedergelegt.

Das Amphitheatrum ist dem Grafen Francesco Castro, Herzog von Taurosano, spanischen Legaten bei Sr. Heiligkeit und Vanini's ehemaligen Lehensherrn, zugeeignet. Der Verfasser rechtfertigt den irren und unstäten Gang seines Lebens durch das Beispiel großer Weisen des Alterthums und selbst des Mittelalters, welche oft ihr ganzes Daseyn und alle süßen Beziehungen desselben an die Erkenntniß der höhern Güter hingeopfert. Es gibt sich darin auch ein dankbares Gemüth gegen den großmüthigen Beschützer der Wissenschaft, seiner eigenen Person und seiner Familie kund, was auf die inneren Eigenschaften des Philosophen ein günstiges Licht wirft. Das Buch wird dem Herzog, als besonderes Zeichen von Verehrung, zugeeignet, und Vanini birgt es sich nicht, daß der Pöbel aller Stände ihn gewaltig mißver-

stehen könnte. Doch begibt sich der Verfasser vertrauensvoll in Don Francesco's mächtigen Schutz *).

In einer zweiten Zueignung an den Leser legt V. Rechenschaft über die Veranlassung ab, welche ihn zur Herausgabe seines Werkes bestimmt; nämlich die seit allmähliger Abnahme der zahlreichen Ketzereien immer und mehr aufkeimende, pesterfüllte Sekte der Atheisten. Nicht nur in verschiedenen entfernten Welttheilen gediehen sie damals nach seiner Ansicht, wie z. B. in Japan, China, Indien und der Tartarei **), sondern sie brachen von diesen Ländern aus auch in Europa ein, und gesellten sich nicht etwa blos denjenigen bei, welche von dem allgemeinen Kirchenverbande sich getrennt, sondern selbst solchen, welche zwar den Namen von katholischen Christen führen wollen, der That nach aber zu höchst machiavellistischen Politikern gerechnet werden müssen, und darüber nicht einmal einen Schauer empfinden. Diese Menschen haben es in der Hoffart des Herzens so weit gebracht, daß sie gar keine göttliche Vorsicht mehr in der Weltregierung anerkennen, sondern blos eine weltliche, aus der alle

---

*) Praeterea etiam, quae a me scribuntur, quo a vulgo sunt remotiora, eo propinquiora calumniae. In clientelam autem tuam dum se tradunt, virulentos depravatorum hominum morsus non pertimescent. Praefat. p. 5—6.

**) Gerade die Hauptländer der Jesuitischen Mission.

Meinungen von Himmel und Hölle ihr Entstehen erhalten haben, und welche einzig noch dazu dient, den aufrührischen Pöbel in Pflicht und Zwang zu bewahren. Vanini beschreibt hierauf *) die neuesten Schicksale der Ketzerei und deren nachdrückliche Bekämpfung durch die Jesuiten, während er zugleich das Publikum mit den Beweggründen und der Tendenz seines Werkes bekannt macht.

Die Ketzereien fallen allmählig zusammen und erleiden ein sehr schlimmes Loos, weil jene überaus tapferen Helden der streitenden Kirche, welche ihren Namen von der „Gesellschaft Jesu“ führen, zu ihrer Bezwingung und Ausrottung allen Anstrengungen des Geistes und des Körpers aufbieten. Kriege, Waffen und Blitze drohte ihnen jener hochverdiente Kämpfer der christlichen Kirche, Kardinal Bellarmin, an, ein Mann, dessen Eifer und Stärke wider die Ketzer kaum mit Augustins Glaubensglut und Lehre, und mit Hieronymus Seelendrang und Gelehrsamkeit würdig verglichen werden kann. In welch heißen gefahrvollen Schlachten für den katholischen Glauben aber bewährten sich nicht erst die Bekanus, Diäus und Suarez zu Valencia! welche Niederlagen fügten

*) Ebendas.

sie nicht den Ketzern bei! welche Siege erfochten sie nicht! Wahrlich, auf diese und viele andere höchst gewichtige Argumente gestützt, glaube ich behaupten zu dürfen, daß, wie sehr auch verschiedene andere Ordensgesellschaften durch Unsträflichkeit des Lebenswandels, Gelehrsamkeit in wissenschaftlichen Fächern und Trefflichkeit in allen Tugenden ausgezeichnet sind, und ihren Ruhm auf die glänzendste und festeste Weise zugleich begründet haben, die Gesellschaft Jesu doch ganz vorzüglich als eine Mutter und Nährerin der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, als ein vom unsterblichen Gotte selbst verliehenes Geschenk, als ein Palladium der römischen Kirche, als eine Säule aller übrigen Ordensgesellschaften und als ein der Menschheit gewährter Anker des ganzen Christenthums betrachtet werden müsse. Mögen deßhalb gewisse Komödianten und Charlatane aufhören, Männern, welche um die katholische, wie um die literarische Republik sich vor allen Andern so sehr verdient gemacht, Widerstand und Hohn zu bieten, ich will nicht sagen, Verläumdungen der falschesten Art in's Gesicht zu werfen. —

Das überschwängliche Lob, womit Vanini die Jesuiten hier begrüßt, klingt so verdächtig, und der Ton, in welchem dieß geschieht, ist so geschraubt, daß alles einer Satyre ähnlich sieht oder als eine Vor-

sichtsmaßregel betrachtet werden muß, durch welche sich der Philosoph die unmittelbaren Angriffe auf seine Person und sein System von Seite jener so einflußreichen gefährlichen Gegner abzuwehren suchte.

Auf den eigentlichen Gegenstand der Besprechung zurückgekommen, beginnt er, in Bezug auf die Freigeister, folgende Ansicht zu entwickeln: Der Atheismus selbst, in dem üppigsten Schoos der Erde wurzelnd, treibt täglich frische Pflanzen hervor und wird durch ein Uebermaß verdorbener Sitten der schlechtesten Klasse von Menschen, die seinem Stamme gleichsam als Stützen dienen, groß. Ja — es findet sich — o Schmerz! fast Niemand mehr, welcher im Ernste daran dächte, das giftige, durch die ganze Welt sich verbreitende Schlingkraut mit Sicheln auszureuten. (So muthwillig rief V. selbst den Fanatismus zur Thätigkeit hervor, nicht ahnend, wie schnell die finsteren Geister ihm gehorchen und das Netz des Verderbens über sein Haupt weben würden!) Der Aquinate (Thomas von Aquino) schrieb, wie Jederman gestehen muß, eine Menge der gelehrtesten Werke wider die Heiden, und auch ich werde nicht läugnen, daß einst jener hohe Vorstand der römischen Kirche, der Dollmetscher des göttlichen Wortes und der Lehrer aller Völker, Johannes XXII. bei der Konsekration des

erwähnten Heiligen, von Gott erfüllt, der Worte sich bedient hat: „Er vollbrachte eben so viele Wunder, als er Streitfragen löste.“ Gleichwohl legte derselbe den Freigeistern nicht eine einzige vor, noch löste er eine solche. Aus purer Religion muß ich daher argwöhnen: der Heilige habe diese Parthie sehr vernachläßigt.

Andere, ziemlich plebeische Leute von geringem Kaliber in der Republik der Wissenschaft, gaben den Atheisten Veranlassung, sie zu verspotten, dadurch, daß sie aus irgend einem Blatte der heiligen Schrift aus den Gregorianischen Erscheinungen die Vorsehung Gottes statuirten. Die Pfeile der Gegner erklärt V. jedoch für nicht halb mehr so furchtbar, seitdem ihm bewußt, von welchen Cyklopen sie gebraucht, und aus welchem Eisen sie geschmiedet worden. Unbekümmert um den eiteln, vergänglichen, winzigen Ruhm in den Augen der Menge, will er blos das Verdienst sich erwerben, unter die Rotte von ruchlosen Gesellen, ja von Bestien, zum Schutze des christlichen Glaubens, hineinzufahren, und gestützt auf die Waffen, welche die langen und zahlreichen Berathungen des Konziliums von Trident darböten, die Frechheit und den Wahnsinn derselben zügeln helfen. Als ein scharfgeschliffen Schwert soll sein Werk „über die göttliche Vorsehung“ dienen und zunächst gegen die alten Phi-

losophen gezückt werden, auf welche die neueren sich stützten. Nachdem einmal dieser, ihr vorzüglichster, Wehrschild zerbrochen, hoffte er letztere leicht zum Falle zu bringen, zwar wandelte ihn einige Besorgniß an, den weder gar so sehr reichen, noch glänzenden Hausrath seines Geistes auf der gemeinsamen Schaubühne der Weisen zu Markte zu bringen; doch bestimmten ihn die eifrigen Bitten mancher seiner Freunde den mit allerei Gefahren für ihn verknüpften Schritt muthig zu wagen. Als einzige Belohnung bittet sich Vanini zuletzt noch von seinen Lesern aus, daß sie alle seine Aeußerungen als dem Urtheil und der Censur der römischen Kirche unterstellt, betrachten und ihm nicht in Allem folgen, sondern bloß dasjenige von ihm annehmen möchten, wo ihr eigenes richtiges Gefühl sie davon, als etwas, das der Wahrheit nicht widerstreite, überzeugt haben würde.

In der ersten Uebung (das Ganze ist in 50 solcher Abhandlungen eingetheilt) führt er den Beweis des Daseyns Gottes aus der nothwendigen Selbstständigkeit und dem zureichenden Grunde, namentlich gegen Averroes, welcher die Erkenntniß von der göttlichen Existenz von der Bewegung herleitet.

In der zweiten wird die Frage behandelt: was

Gott sey? Thales, Anaximenes, Pythagoras, Parmenides, Empedokles, Demokritus, Platon, Xenophon, Xenokrates, und Heraklitus mit ihren verschiedenen Ansichten werden vorübergeführt, und darauf erklärt Varini, zumal auf Aristoteles Beispiel sich stützend: diese Meinungen sämmtlich fallen aus einem einzigen Grunde in ihr Nichts; da alle jene Dinge endlich sind, so hängen sie nothwendig von einem andern ab; somit sind sie nicht Gott, denn Gott ist das erste aller Dinge.

Du fragst mich: Was ist Gott? Wenn ich es wüßte, so wäre ich selbst Gott; denn Niemand noch hat Gott gekannt, oder weiß, wer er ist, außer Gott selbst. Doch können wir, wie durch den Wolkenschleier das Bild der Sonne, also durch seine Werke einigermaßen erkennen, wer er ist, nicht aber ihn durch dasjenige besser begreifen, von dem wir selbst sagen, daß wir es nicht verstehen. Nennen wir also Gott das höchste Gut, das erste Ding, das Ganze, den Gerechten, Frommen, Glücklichen, Seligen, Ruhigen, Zufriedenen, den Schöpfer, Erhalter, Leiter, den Allwissenden, Allmächtigen, den Vater, König und Herrn, den Vergelter und Ordner, den Anfang, das Ende und den Mittelpunkt, den Ewigen, Beständigen, den Gründer und Beleber, den Geber und Vollender, Künstler, die Vorsicht, den Wohlthäter, ihn der Allen

alles ist. Mit keinen Worten aber sprechen wir seinen Namen so vollständig aus, als mit jenen, welche ein offenes Geständniß unserer Armuth enthalten, nämlich wenn wir ihn den Unermeßlichen, Unbegreiflichen nennen — was will dies mehr besagen, als daß wir erkennen, er sey und bleibe.

Ich warne übrigens den Leser — fährt Vanini fort — sich nicht unangenehme und überflüssige Stunden zu machen, und erkläre ihm daher, daß der Gebrauch höchst unrichtig sey, nach welchem man Gott den Allwissenden, Barmherzigen, Frommen, Gerechten, Rächer, Heiligen und Starken ꝛc. nennt; denn wenn so etwas denominativ von ihm gesagt werden wollte, so wäre es ein Abstraktum; dann wäre Gott ein anderer, als er selbst; dann wäre er früher als er selbst, dieß aber zu denken ist gottlos. Daher ist er weder ein Ding, sondern eine Wesenheit; weder gut, sondern die Güte; weder weis, sondern die Weisheit; weder allmächtig, sondern die Allmacht. Was also in ihm ist, ist so in ihm, daß er es selbst ist, daß nichts vorhergeht, nichts nachfolgt. Er ist — wenn meine Hand kühn genug ihn also beschreiben darf — sein eigener Anfang und sein eigenes Ende, übrigens beider ermangelnd, und weder des einen noch des andern bedürftig, von Beiden jedoch Vater und Urheber. Er ist immer ohne Zeit. Für ihn gibt es keine Vergangen-

heit, noch Zukunft. Er ist unbeweglich ohne Stillstand, regiert allenthalben ohne Ort, ist alles außer allem und in allem, doch wird er nicht von dem All eingeschlossen; er ist außer Allem, und doch nicht von denselben ausgeschlossen. Innerhalb regiert er Alles; er schuf außerhalb Alles. Er ist gut ohne Qualität, groß ohne Quantität, ganz ohne Theil, unveränderlich während Alles Uebrige sich verändert; sein Wollen ist Macht, sein bloser Wille Werk; nichts ist bei ihm in Macht, sondern alles in Handlung, er selbst ist die reine, erste, mittlere und letzte Handlung; endlich ist er alles, über alles, außerhalb allem, innerhalb allem, neben allem, und alles nach allem.

In den folgenden Uebungen werden die verschiedenen Ansichten von der Vorsehung Gottes *)

---

*) Diese definirt Vanini also: Die Vorsicht können wir schlechterdings nicht definiren; wir müssen uns darauf beschränken, sie also zu erklären: Sie ist die sich immer gegenwärtige und allen Andern vorangegangene Kraft Gottes; deßhalb ist sie einfach und einzig; deßhalb auch unveränderlich, weil, wenn sie vorangebt, sie alles andere verwandelt, ohne durch dasselbe an sich eine Verwandlung zu erleiden; wenn sie sich selbst gegenwärtig und einfach ist, wird sie von sich selbst innerlich nicht verwandelt. Daher begreifen wir denn auch, daß Gott auf dasjenige, was nicht ist, durch eine Anticipation seiner Vorsehung wirken kann, wie bei der Erschaffung selbst, da es keine terminus a quo gibt, so gibt es auch kein Subjekt; es wirkt also die Providenz Gottes auf ein Nichtding, indem sie machte, daß ein Ding ward.

aufgeführt und widerlegt, und es stellt hierauf Vanini seinen eigenen Beweis derselben, nämlich aus der Erschaffung der Welt, aus der Bewegung der himmlischen Gestirne, aus den Sprüchen der Orakel, aus den Weissagungen der Sybillen, aus den Wundern des alten und neuen Testamentes.

Nach diesem geht Vanini zur Widerlegung älterer und neuerer Atheisten über, als des Diagoras, Protagoras u. s. w. Auch Cicero's Meinung, daß es keine göttliche Vorsehung gebe, indem dieselbe neben dem freien Willen des Menschen nicht bestehen könne, wird in's gehörige Licht gesetzt *). Nicht minder die von Boethius und Thomas von Aquino, welche er ebenfalls widerlegt **). Und nun gibt V. seine eigene Ansicht ***), folgendermaßen:

„Indem ich der heiligen römischen Kirche, welche die Richtschnur der Wahrheit ist, in Allem mich unterwerfe, behaupte ich: Gott hat die vollkommenste Wissenschaft von allen Dingen, auch den zukünftigen, nicht nur allein in specie specialissima, wie die Peripatetiker sich auszudrücken pflegen, sondern auch bis zu den Individuen. Das Zukünftige kann anders nicht

---

*) Exercit. XX.
**) Exercit. XXII.
***) Exercit. XXIII.

seyn, als wie es sich der Wissenschaft Gottes darbietet; indem das Objekt der Wissenschaft sich anders nicht verhalten kann, als es erkannt wird nach Aristoteles, des Koryphäen unter den Ppilosophen, Behauptung*). Dennoch gibt es einen sehr bedeutenden Unterschied bei Vorerkenntniß des Zukünftigen.

Gott kennt zwar die zukünftigen Handlungen, insofern sie zukünftig sind, wenn sie in der That noch ungeschehen sind, nicht einmal in der göttlichen Erkenntniß; denn anders kann man wohl eine Sache nicht wissen, als es ihre Natur mit sich bringen mag. Da also die zukünftigen Handlungen, als zukünftige, eintreffende und ungeschehene sind, so können sie insofern, wie sie Gott voraussieht, allerdings geschehen und auch nicht geschehen. Wenn also Gott voraussieht, daß Judas sündigen werde, insofern er sündigen wird, so weiß er nur, daß jener sündigen könne, und dieser Erkenntniß widerstreitet, daß Gott wisse, den in Erfüllung gegangenen Theil des Widerspruches, es werde nämlich geschehen, daß Judas sündige. Gott weiß auch, in seiner Ewigkeit, daß Judas sündige, wie schon die Macht desselben zum Sündigen in die That selbst übergeführt und hingewandt ist. Und so

---

*) Cujus est scientia simpliciter impossibile est aliter se habere.

ist Gott bestimmt der Theil des Widerspruches bekannt, weil auch dieser bereits bestimmt ist. Wie wir daher zukünftig Eintreffendes, ungeschehen zwar erkennen, daß es nämlich seyn und auch nicht seyn könne, so ebenfalls Gott; er weiß selbst nicht etwas über uns hinaus, was seiner Allwissenheit jedoch nichts entzieht. Auch der in Erfüllung gegangene Theil des Widerspruchs wird uns bekannt, wenn er durch die That schon erfüllt und geschehen ist. Doch unterscheiden sich so, wie im allermeisten, die menschliche und die göttliche Erkenntniß; wir, weil wir von den Zeiträumen umschrieben und umgränzt sind, wissen den in Erfüllung gegangenen Theil des Zukünftigen nicht, außer er ist in der Zeit geschehen. Wenn daher Petrus morgen disputiren will, so können wir es nicht für gewiß behaupten, sondern blos aus den jetzt obwaltenden oder vorhergehenden Ursachen eine Vermuthung hegen. Gott aber weiß auf das Gewisseste und Vollkommenste, nicht als etwas Zukünftiges, etwa wie man so bisweilen wissen kann, daß Petrus einmal disputiren werde, sondern als gegenwärtig, weil er die Zeit in sich faßt, in welcher Petrus disputirt. Die Ewigkeit nämlich, wie Boetius im achten Buche seiner philosophischen Deutung in der vorletzten Rede behauptet, wird von der Zeit nicht umschlossen, auch nicht vom Ewigen, sondern sie umfaßt die Unterschiede jener und

ist das Ganze zugleich. Wir aber, weil wir von den engern Schranken der Zeit umschlossen werden, existiren sowohl vorher als auch während Petrus disputirt haben wird. Daher kommt es, daß wir bisweilen wissen mögen, daß Petrus disputiren könne und nicht disputire, und manchmal die Disputation durchführen werde und manchmal abgeschlossen habe. Daher wir bald ungewiß und zweifelhaft, bald gewiß sind. Wenn es möglich wäre, daß diese drei Zeitunterschiede zugleich in uns wären, so würden wir auch der Menschen verschiedene Handlungen durchschauen. Das ist uns aber auf keine Weise gestattet, weil die Zeit, einen Theil außer dem Theil enthält, weswegen sie auf keine Weise zugleich seyn kann. Der Ewigkeit aber, welche das Ganze zugleich ist, sind alle Zeitunterschiede offenbar und durchschaut, wenn gleich mittelst verschiedener Betrachtung, Gott weiß, daß Judas einmal sündigen werde, insofern seine Ewigkeit das Zukünftige betrachtet. Er weiß aber, daß er bestimmt sündigen werde, insofern er die Zeit, in welcher er sündigen wird, in sich enthält. Denn alle Zeit wird von derselben Ewigkeit umfaßt, daher in dieser vereinigt ist, was in jener getrennt. Was, wenn Verschiedenes in der Ewigkeit zugleich wahr ist, gleichgültig ist, es ist es nämlich nach den verschiedenen Rücksichten und die Betrachtung nach verschiedenen Seiten. In demselben Zeitpunkt erkennt

der Mensch ein Pferd bestimmt und unbestimmt, aber nicht das Zweitemal so, wie das Thier zum Erstenmal, insofern es auf andere Art wiehert. Aehnlich weiß Gott in derselben Ewigkeit Zukünftiges eintreffend und geschehen, nicht aber nach derselben Betrachtung zu derselben Zeit bestimmt. Es legt also das Vorwissen Gottes unsern Handlungen keine Nothwendigkeit auf, wenn er dieselben als zukünftige erkennt, blos in unserer freien Macht, daß sie seyn und auch nicht seyn können. —

Auch mit den Epikuräern, den alten und den neuern, macht V. sich besonders viel zu schaffen, und beleuchtet mit besonderer Ausführlichkeit ihre mit allem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgestatteten Einwürfe. Unter diesen ist vorzüglich nachstehender merkwürdig, zu welchem Schillers Resignation den berühmten Kommentar gebildet: „Kein Todter ist jemals aus seiner Gruft zurückgekommen. Wäre die Seele unsterblich, so würde die Gottheit wenigstens Einen zurückgeschickt haben, um die Freigeisterei Lügen zu strafen. Da dies der Fall nun aber nicht gewesen, so ist die Seele sterblich“ *).

Hierauf erwiedert unser Philosoph also: „Ich verneine den Vordersatz; denn die heilige Schrift so-

---

*) Amphitr. p. 151.

wohl als die Kirchengeschichte bezeugen das Gegentheil; eben so läugne ich den Nachsatz. Denn die Seele kann unsterblich seyn, wenn es auch gleich keine Auferstehung der Körper gibt. Die vom Leib geschiedene Seele kann durch sich selbst existiren, da sie in keinem gewaltsamen (unfreien) Zustand sich mehr befindet; denn bereits hat sie einen erhabenern, und der göttlichen Natur sich annähernden Zustand erlangt. Wenn sie aber in einem gewaltsamen (unfreien) Zustand sich wirklich befände, so müßte freilich die Auferstehung des Körpers nach dem Naturgesetze vor sich gehen, weil nichts Gewaltsames ewig dauert, sie wäre den alten Philosophen, welche an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, nicht verborgen gewesen, und würde nicht erst ein Mysterium des christlichen Glaubens gebildet haben."

Auf die vorgehaltene Behauptung: „daß, wäre die Seele wirklich unsterblich, Gott in dieser höchst beweinenswerthen und grundverdorbenen Zeit der Freigeisterei einen Todten wieder senden würde, um diese letztere in der Wurzel auszurotten — vertheidigt er das Gegentheil durch jene Parabel des Evangeliums vom Reichen in der Hölle *), und meint, es sey durchaus nicht nöthig, was die Gegner begehren; denn

---

*) Lucas XVI.

diejenigen, welche Gott von Ewigkeit her zur Glorie vorbestimmt hat, werden gewiß, ohne neue Mirakel, an die Unsterblichkeit der Seele glauben; um die Atheisten aber, welche der göttliche Meister zu einem Gefässe der Schmach gebildet, bekümmert er sich gar nicht, wie der Weltapostel in seinem achten Kapitel des Briefes an die Römer bezeugt.

Einen andern starken Beweis gegen die Unsterblichkeit der Seele, entnommen aus der Autorität vieler der gelehrtesten Männer, welche dieselbe geläugnet, als z. B. des Aristoteles, Seneca, Cardanus und Pomponatius, widerlegt B. damit: sobald man zu Autoritäten seine Zuflucht nehmen wolle, würden die Gegner sehr den Kürzern ziehen. Denn nicht nur hätten die meisten Männer, welche in verschiedenen Zeiten, in irgend einem Zweige der Wissenschaft geglänzt, namentlich aber die Weisen der Hebräer, Chaldäer, Aegypter, Hindostaner und Gallier; sodann unter den Griechen die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, sondern selbst die eigentliche Meinung der oben angeführten Philosophen sey noch immer nicht bestimmt herausgemittelt. Es geht jedoch B. gleich darauf sehr scharf wider Cardanus zu Felde, doch auf so wunderliche und seltsame Weise, daß man wiederum seinen Ernst hiebei bezweifeln möchte.

Von hier aus macht er schnell einen Uebergang zu den Epikuräern, und geht die verschiedenen Begriffe und Definitionen von Vergnügen und Glückseligkeit durch *).

Die Seligkeit besteht, nach Vanini, in dem Genuß des höchsten Gutes; der Genuß ist die Theilnahme; jeder aber, welcher genießt, nimmt Theil, nicht als ginge ein Theil von jenem hinweg, damit er diesem zubeschieden würde, sondern dieses wird eins mit jenem, auf so innige Weise, als es wohl möglich ist. Doch wie ist es wohl möglich? Kann wohl das Endliche eins mit dem Unendlichen werden? Nicht zwar auf dieselbe Weise, wie jenes unendlich ist, sondern wie das endliche Gut eins wird mit jenem durch Aehnlichkeit.

Wir begehren den Genuß Gottes, welcher die höchste und einzig vollkommene Seligkeit ist. Bei diesem Begehren genießen wir wirklich auf irgend eine Weise, wiewohl unvollkommen, doch wird dieser Genuß in jenen herrlichen Wohnungen seliger Geister einst in Fülle und vollkommen uns werden, da, wo die Gegenwart der Gottheit selbst die Bürger des himmlischen Freistaates beseligt; wo die Sonne selbst ein Mitbürger seyn wird, ohne Niedergang und Aufgang;

---

*) Exercit. XXIX.

die Ewigkeit ohne irgend einen Zeitmoment, die Gegenwart ohne Schwinden, die Zukunft ohne Zuwachs, die Sättigung ohne Ekel, das Verlangen ohne Mangel, der Triumph ohne Krieg, die Freude ohne Ausdruck, die Wissenschaft ohne Schule.

Die Ansichten des „obersten Diktators aller Wissenschaften und des ehrwürdigen Orakels der Natur, Aristoteles“ und seiner vorzüglichsten Anhänger, besonders über die Intelligenz, werden auseinander gesetzt und beleuchtet *). Vanini beweist nunmehr, daß Gott sich um alle einzelnen Vorfälle bekümmere und vorsorge, und beantwortet die Einwürfe der Gegner, besonders den, daß Monstra außerhalb des Bereiches der göttlichen Vorsicht fallen, ausführlich **).

Hierauf findet man die Begriffe der Peripatetiker von Nothwendigkeit, Fatum, Glück, Zufall und Loos mit großem Scharfblick entwickelt ***). Der Schluß dieser philosophisch-theologischen Abhandlungen, in welchen überall die Gestirnkunde eine Hauptrolle spielt und bei jeder Gelegenheit sich einmischt, ist gegen die Stoiker gerichtet †). Vanini selbst gibt zu

---

*) Exercit. XXX—XXXIV.
**) Exercit. XXXV—XLI.
***) Exercit. XLII—XLIII.
†) Exercit. XLIII L.

Ende seines Amphitheaters ein Glaubensbekenntniß von sich, in jener vielberühmten Ode, die wir hier im körnigen Original, wie in der trefflichen Uebersetzung von Kosegarten beifügen:

Dei supremo percita flamine
Mentem voluntas extimulat meam:
Hinc per negatum tentat altae
Daedaliis iter ire certis.

Audetque coeli non memorabile
Metare Numen, principio carens,
Et sine fine, diffinire Musae
Exiguae breviore gyro.

Origo rerum, et terminus omnium,
Origo, fons et principium sui,
Suique finis terminusque,
Principio sine terminoque.

Ubique Totus, tempore in omnibus
Omni quiescens ipse Deus locis,
Partes in omnes distributus
Integer usque manens ubique.

Nec comprehensum ullis regionibus
Ullisve clausum limitibus loca
Tenent, sed omnis liber omne
Diditus in spatium vagatur.

Illius alta est velle potentia,
Opus voluntas invariabilis,
Et magnus absque est quantitate,
Atque bonus sine qualitate.

Durchweht von dessen Odem, der ewig lebt,
Von dessen Glut gezündet, der nie erlischt,
Entbrennt die Seele, schwingt den Fittich,
Steiget in nimmer erflog'ne Höhen.

Und strebet mühsam aufwärts, zum Throne deß'
Den keine Zunge nannte, kein Hymnus sang,
Den keine Schranke gränzt, noch enget,
Nicht des Beginn's, noch des Endes Schranke.

Er ist der Wesen Urgrund, und ist ihr Ziel,
Sein eig'ner, ew'ger Urgrund, sein eig'nes Ziel,
Beginnt, begränzt, beschränkt sich selber,
Gränzenlos zwar, und beginn- und endlos.

Ganz, ungetheilt, untheilbar, und unverrückt,
Erfüllt sein Wesen jeglichen Atomus
Des ungemeß'nen Raum's, und jeden
Tropfen des Zeitstroms.

Ihn decken hohe Tempelgewölbe nicht,
Ihn fassen nicht die Himmel, die Erden nicht,
Frei, unumhüllet, ungefesselt,
Waltet und herrscht er im großen Alle.

Sein Will' ist That, wer steuert dem Mächtigen?
Wer hemmt den Unrückrufbaren? Groß ist er
Und gut; nicht mit der Meßkunst Größen,
Nicht mit der Güte der Sittenlehren.

Quod dicit, uno tempore perficit,
Mirere fiat vox vel opus prius :
Cum dixit, et cum voce cuncta
Universa simul creata.

Cuncta intuetur, perspicit omnia,
Atque in sua unus, solus et omnia,
Quae sunt, fuerunt, et futuro,
Praevidet et ipse perennitate.

Atque ipse plenus, cuncta replet sui,
Et semper idem : sustinet omnia.
Et fert, movetque, amplectiturque.
Atque supercilio gubernat.

Te, te oro ; tandem respice me, bonus,
Tibique nodo junge adamantino,
Id namque solum unumque et omne,
Reddere quod potis est, beatos.

Quicunque junxit te sibi, et altius,
Uni adhaerescit, continet omnia,
Teque omnibus circumfluentem
Divitiis, nihilique egentem.

Tu, cum necesse est, nullibi deficis,
Ultroque praebes omnibus omnia ;
Ipsumque te, qui sis futurus
Omnibus omnia, subministras.

Straks, flugs, im Hui geschieht, was er gebeut,
Das Weltall schlief des eisernen Nichtseyns Schlaf;
Er rief: Erwache! Schnell erwachend
Rafft' es sich auf, und erstaunt' und kniete.

Sein alldurchdringend Auge durchschaut das All
Und hegt, und trägt, bewahrt und wärmet es;
Allmächtig herrscht sein Wink, allmächtig
Waltet des Schrecklichen hohe Braue.

Dich fleh' ich, Guter! lächl' auf mich herab,
Mit Demantketten binde mich fest an Dich
Bei Dir, bei Dir ist volle Genüge,
Einzig bei Dir und bei keinem andern.

Wohl dem, der Dich ergreifet, an Dich sich hängt,
An Dich sich innig schmieget, Dich fest umflicht!
Dich habend, Vater! hat er Alles,
Alles, was sättigt, und was beseligt.

Du, Du entzieh'st Dich keinem, der Dein bedarf,
Freiwillig schenkst Du Jeglichem Jegliches,
Dich selbst, der war und ist und seyn wird,
Ew'ger! schenkst Du dem frommen Fleher!

Du bist dem Müh' erliegenden Nerv' und Mark,
Und bist dem Klippenscheiternden Bucht und Port!
Und bist der durchgeborst'nen Lippe
Lechzender Wandrer Quellenkühle.

Laboriosis tu vigor inclitus,
Tu portus alto navifragantibus,
Tu fons perennis perstrepentes
Qui latices salientis ardent.

Tu summa nostris pectoribus quies,
Tranquillitasque et pax pladicissima,
Tu mensus es rerum modusque,
Tu species et amata forma.

Tu meta, pondus, tu numerus, decor,
Tuque ordo, tu par atque honor atque amor
Cunctis, salusque et vita, et aucta,
Nectare et Ambrosia voluptas.

Tu verus altae fons sapientiae,
Tu vera lux, tu lex venerabilis,
Tu certa spes, tuque aeviterna
Et ratio, et via veritasque.

Decus, jubarque, et lumen amabile,
Et lumen almum atque inviolabile,
Tu summa summarum, quid ultra?
Maximus, optimus, unus, idem!

Du bist der Arbeitseligen süße Ruh'
Bist unserm Busen Frieden und Freudigkeit,
Bist jeder Schönheit Urgebilde,
Jeglicher Trefflichkeit ew'ge Urform.

Bist Zahl und Maas und Zirkel und Harmonie,
Und Pracht und Ordnung, Hoheit und Majestät,
Bist uns're Wollust, uns're Wonne,
Uns're Ambrosia, unser Nektar!

O! Du, der Wahrheit Richtscheit, des Rechtes Norm,
Des Guten Bleischnur, heiliges Urgesetz,
Du uns're Hoffnung, uns're Weisheit,
Leuchtende Fackel des irren Geistes!

Glanz, Lichtstrahl, Würde, Hoheit, wie sing ich Dich?
Licht, Liebe, Leben, Labsal! wie fei'r ich Dich!
Der Summen Summe, All des Allen!
Einziger, Ew'ger, Größter, Bester!

Ueber die Ode fällt Philolaus bei Herder folgendes Urtheil: „Für die Zeiten Vanini's gefällt sie mir sehr wohl. Der Ausdruck ist im Latein der damaligen Zeit und die Theorie über das höchste Wesen scholastisch; der zweite Theil des Gedichtes aber innig und herzlich. Der Dichter, durchdrungen von seinem Gegenstande, bietet allen Reichthum seiner Sprache auf, um uns den Einzigen darzustellen, ohne den wir nichts, durch den wir alles sind, was wir können und wirken *)."

Das zweite Hauptwerk Vanini's „Dialogi de Arcanis Naturae" wurde, wie bereits oben erzählt ist, dem Marschall von Bassompiere zugeeignet, dessen äußere Vorzüge — er kannte die schwache Seite des Helden — er mit etwas schmeichlerischer Ausführlichkeit lobt **). Es zerfällt in vier Abtheilungen und sechzig Dialogen. Die erste Abtheilung zählt 14 dieser

---

*) Herders Seele und Gott.

**) Soll ich die zierliche Form seines schönen Körpers erwähnen? Zieht sie doch nicht nur Heldenfrauen, reizender als tausend Helena's, mit Liebe zu ihr an, sondern sie zähmt sogar den Uebermuth der Freigeister, hält ihre Frechheit im Zaume und drängt ihre verbrecherischen Anschläge zurück; denn, wenn sie in den Glanz und in die Majestät Deines überherrlichen Antlitzes schauen, können sie nicht umhin, zitternd einzugestehen, daß das Siegel der Gottheit dem Menschen aufgedrückt sey. Epistola nuncupator. — Und etwas weiter unten heißt es: Wahrlich, wäre ich ein Zögling Platon's, so würde ich Dich als die Weltseele ver-

letztern und handelt ab: über die Sonne und deren Figur, über ihre Farbe, den ersten Beweger, ihre Pole, und ihre Ewigkeit; sodann über die Gestirne, über das Feuer, die Kometen, den Regenbogen, den Blitz, den Schnee, den Regen, über Bewegung und Ruhe, über das Kanonenpulver, die Luft und deren Verderbniß. Die Zweite, in 13 Dialogen hat vorzugsweise jenen Theil der Naturwissenschaft zum Vorwurfe, welcher auf Erde und Wasser sich bezieht. Die dritte enthält in 23 Dialogen: Untersuchungen über die Erzeugung der Thiere, und die verschiedenen Leidenschaften des Menschen. Die vierte endlich, mit 10 Gesprächen, läßt sich vorzugsweise über die Religion der Heiden, über Drakel, Wunder, Paradies und Hölle aus.

Während man in den frühern Schriften viel Böses mit Gutem vermischt gefunden haben wollte, sah man in diesen Dialogen von den Naturgeheimnissen ein Uebermaaß von Bösem mit einigem Guten zusammenhängend. Die ganze Unterredung spinnt sich zwischen Lehrer und Schüler fort. Diese Manier

---

ehren und küssen! — Endlich noch folgende Stelle: Kein Wunder also ist's, wenn alle Dich der Sonne vergleichen, ich aber Dich ihr vorziehe. Denn sie, ungeachtet sie ihre goldenen Strahlen, immer und allenthalben hin versendet, hat gleichwohl noch nie mit Gold mich bereichert; sobald aber Deine Herrlichkeit mich auch nur einmal mit gütigen Augen anblickt, werde ich gleich über und über golden.

hatte — nach den Beschuldigungen seiner Feinde — Vanini deßhalb gewählt, um seine wahren Ansichten über Gott, Glauben und Unsterblichkeit desto künstlicher verschleiern zu können. Der Schüler führt in dem Buche den Namen Alexander, der Lehrer Vanini's Namen selbst. Auf vier Arten aber soll dieser den Atheismus darin gelehrt haben: das einemal erklärt er: die Argumente der Atheisten drückten seinen Christenglauben so sehr in die Enge, daß, wenn er nicht Christ wäre, er dieß und jenes von ihren Behauptungen für wahr annehmen müßte. Ein andermal gibt er vor: die Atheisten hätten ihm diese oder jene Meinung entgegen gehalten; nun schickt er sich an, sie ernsthaft zu widerlegen, bricht aber mitten in der Hauptsache den Faden ab, und hat somit die Leute gar nicht widerlegt. Bei einem dritten Anlaß, nach irgend einer Kontroverse, die sich erhoben, erklärt er, schon hinreichend geantwortet zu haben; und dennoch sieht man nirgends, daß dies bündig und mit Nachdruck geschehen. Oder er greift den Kultus geradezu scherzweise und ernsthaft, wie es ihm beliebt und ohne alles Bedenken an.

Die erste der hier aufgezählten vier Arten will der Protestant Schramm bei der Unterredung über die Gestalt des Himmels und dessen Berge, ausgewittert haben. Der Jüngling Alexander nämlich fragt seinen

Meister, von wem wohl er glaube, daß der erste Himmels-Kreis in Bewegung gesetzt werde? Und B. antwortet ihm also: Julius will nicht von Gott beengt werden, weil Gott ein einfaches Wesen ist, und alles im Akte hat, nichts aber in der Macht, da er Herr der Zeit und der unendlichen Kraft ist. In dem Beweger des ersten Beweglichen aber findet sich etwas der Macht ähnliches; denn die Handlung der morgigen Revolution ist noch nicht im Akte, sie ist also in der Macht zu derselben. Sein ist überdieß dann die Handlung mit der Zeit, und zwar eine unendliche nach Theilen. — Alexander: wäre ich nicht in christlichen Schulen gebildet worden, so würde ich sagen: der Himmel ist ein Thier, welches von seiner eigenen Form, der Seele, bewegt wird. Allein da es nun viele Leute gibt, die durch eine fromme Scheu abgehalten werden, dieser Meinung von der Himmelsseele beizustimmen, was können wir wohl frei noch bekennen? B. Dieses, wenn ich nicht sehr mich trüge: daß der Himmelskörper von seiner eigenen Form, wie in einem Kreisel, herumgetrieben wird, gleich den Elementen. Nun aber vergißt unser Philosoph immer noch Auskunft zu geben, von wem diese eigene Gestalt und Seele ursprünglich dem Himmelskörper geworden ist, ob von Gott oder nicht *)?

*) De Arcan. Dial. IV.

Wenn V. gegen diejenigen Philosophen zu Felde zieht, welche auf astronomische Gründe mehr, denn auf die Autorität der heiligen Bücher, bauen, und man ihn um seine Meinung fragt, erwiedert er: Wäre ich nicht ein Christ, so würde ich auf die Ewigkeit der Welt schließen, deßhalb, weil ich den Ursprung der Gebirge nicht finde. Ich will jedoch nunmehr nur so viel sagen: die Berge sind von Gott gemacht worden, in jenen Theilen der Erde, welche mit den Dispositionen des Himmels congruirten.

In Bezug auf die Affekte der Menschen kommt eine nicht minder sonderbare Stelle vor: wäre ich nicht ein Zögling der Christen, so müßte ich behaupten: Nicht durch Eingebungen böser Geister werden die Menschen zu Lastern verwirkt, sondern durch verborgene Feuchtigkeiten. Ein andermal wird Alexander redend eingeführt mit seiner Ansicht vom Leben: „Von einer solchen Reihe von Drangsalen ist der Mensch umlagert, daß, wenn nicht die christliche Religion, für deren Beschützung ich zu jeder Stunde mein Blut zu vergießen bereit bin, mir widerstritte, ich die Behauptung wagen möchte: wenn es böse Geister gibt, so wandeln sie in Körpern der Menschen, und werden für ihre Ruchlosigkeit gezüchtigt.“ Die andere Art, mit den Atheisten zu kämpfen und dadurch selbst in ihre erste Reihe zu treten, fiel Vanini's Gegnern in den Aeuße-

rungen über Cardanus und über verschiedene biblische Stellen auf.

So läßt er in der Unterredung mit dem obenerwähnten holländischen Freigeiste folgendermaßen sich hören: „Dieß würde kaum Cardanus glauben, welcher übrigens den Anhängern einer entgegengesetzten Ansicht abgerathen hat, die Atheisten zu verbrennen.“ Gleich darauf wird die epikuräische Ansicht des Cardanus von der Unsterblichkeit der Seele, so wie vom Tode des Elias mitgetheilt, und Vanini begnügt sich, dem Gegner zu erwiedern: „Ich bitte Dich, lassen wir diese überaus läppischen Mährchen fahren!“ Und weiter unten, wo, in Bezug auf die Aeußerungen eines Wiedertäufers über die Streitfragen der Christen, Alexander sie für eine Lüge erklärt hat, gibt sich Vanini gleich zufrieden und sagt ganz kalt: „So ist's; doch weil wir vor allzugroßer Bewegung in unserer Disputation förmlich warm geworden sind und überdieß durch die Gewalt der Hitze, bei offener Haut, mehrere Geister müde von der Bewegung, uns geschwunden sind, so reicht uns, o Knaben, die gebührende Labung!“ Hierauf, nach Anziehung der Mosaischen Verordnungen, bemerkt er: das Schweinefleisch betreffend, daß es für seinen Magen nichts widerwärtigeres, als dieses Fleisch gebe. Alex. Es scheint, Du suchst bei Deinem Tadel des Schweinefleisches, den Männern vom mosaischen Bekenntnisse

zu gefallen. Vanini: Pensate voi! Die alten Philosophen verlachten das Ceremonienwesen der Hebräer. Allein ich, indem ich die Antwort der Atheisten verwünsche, welche dieß in den Bereich der Politik verwiesen, (da die am Aussatz Leidenden bei den Hebräern Strafe erlitten), ich läugne den Wahrsagern in's Gesicht, daß der auf dem Cretensischen Ida verehrte Jupiter ein Schwein zur Säugamme gehabt habe.

Nicht minder gefährlich schien Vanini's Art und Weise, die Freigeister zu widerlegen, in seinem Gespräche über die erste Erschaffung des Menschen. Er gibt sich dabei den wunderlichsten historischen Spielereien hin. So sagt er unter Anderem von sich selbst: als Julius Cäsar einst um seine Meinung über die erste Bildung des Menschen befragt wurde, antwortete er: Diodor von Sicilien ließ den Menschen durch Zufall aus Erdlehm hervorgehen. Alexander: Wenn dem so ist, warum existirt nach 5000 Jahren seit Erschaffung der Welt kein Individuum mehr von dieser Zeugungsweise? Jul. Cäsar: Es gab auch jetzt noch manche, welche diese Fabel für baare Wahrheit angenommen haben. Sie behaupten, durch irgend ein Zusammentreffen der Gestirne werde es möglich, daß gewisse Formen entstehen, welche der Materie auf eine Art eingeprägt werden, daß Menschen nach diesem Modell hervorgehen können. Alexander: von welchen

Bewegungen himmlischer Körper ist es denn herausgegebracht, daß dergleichen hervorgehen kann? Vielleicht könnte man an ein solches Entstehen glauben, wenn wir mit den lügnerischen Griechen die Steine Deukalions und Pyrrha's annehmen wollten. Jul. Cäsar: Gleichwohl scheint Jeronimo Cardano ein Anhänger dieser Meinung zu seyn, denn er bricht in die Worte aus: Und es ist zu glauben, daß nicht nur allein die ganz kleinen, sondern selbst die größeren, ja alle Thiere aus der Verwesung ihren Ursprung nehmen. Von den Mäusen ist es bekannt, und die Fische erzeugen sich von freien Stücken in frischem Wasser. Alexander: Fürwahr, ein herrliches Argument von unserm guten Cardanus: eine Maus kann aus der Fäulniß entstehen; also kann es auch der Mensch! Jul. Cäsar: Allein er setzt gleich hinzu: Denn nachdem die Verwesung vorangegangen, scheidet das Fette von der Asche und alsbald gießt jene Wärme der Materie eine für sie passende Seele ein. Alexander: Es fehlt uns nirgends an einer großen Masse von Verwesung; warum ist denn noch niemals aus irgend einem Haufen davon ein Ochs oder ein Pferd entstanden? Jul. Cäsar: Derselbe Diodor v. Sicilien, welchen ich angeführt, schreibt ferner: Wo immer an einer Stelle des Nilstroms ein von den Gewässern verlassenes Bett sich vorgefunden, sah man schnell un-

geheure Thiere aus der schlammichten der Sonne ausgesetzten Materie hervorgehen. Alexander: Diese Lüge möchte ich nicht nachschreiben. Jul. Cäsar: Andere träumten, der erste Mensch sey aus dem Aas von Affen, Schweinen hervorgegangen; denn der Mensch ist überhaupt im Fleisch und in den Sitten diesen Thieren sehr gleich. Einige Atheisten von milderer Ansicht, bezeugten: blos die Aethiopier stammten vom Geschlecht und Saamen der Affen, da man bei beiden denselben Grad von Lebenswärme wahrgenommen. Alex. In Wahrheit ich muß mich wundern, warum sie nicht aus der aufrechten Haltung des Menschen seinen edleren Ursprung vor dem der Thiere, gefolgert haben. Jul. Cäs. Es gibt aber doch Atheisten, welche behaupten, die ersten Menschen seyen eben so krumm wie die vierfüßigen Thiere herum gewandelt; man erblicke deutlich, sagen sie, daß die Menschen, wenn sie alt geworden, wiederum mehr zur Weise der vierfüßigen Thiere sich neigen, und es müsse daher durch eine besondere Kunstfertigkeit geschehen seyn, wenn sie als zarte Knaben mit den Händen aufrecht zu gehen sich angewöhnt. Alex. Ich möchte für mein Leben gern den Beweis für diese Thatsache haben: ob ein neugeborner Knabe, der in Wäldern großgezogen wurde, wirklich als vierfüßiges Thier aus demselben hervorginge. Doch lassen wir diese Fieberträume der Athei-

sten und halten wir uns lediglich an den Vorschriften der Religion.

Man bezüchtigte Vanini aus der Zusammenstellung der über diesen Punkt der ersten Menschenerschaffung erregten Aeußerungen der Tendenz, mit Diodors von Sicilien und Cardano's Worten, somit blos in einer bequemen Verhüllung, den Atheismus gepredigt zu haben.

Die Frage: warum ist der Mensch geschaffen worden? beantwortet V. aus Averroes; und Alexander äußert sich gegen ihn also: Deine Vernunftschlüsse sind scharfsinnig; doch glaubte ich stets, der Mensch sey dazu geschaffen, daß er den übrigen Thieren gebiete. Van. Getraust du dich zu behaupten, daß der Mensch den Basilisken gebiete? Alexander: Ertödten mag der Mensch nicht einmal den Basilisken, geschweige ihm gebieten. Van. Und der Basiliske den Menschen; somit ist die Herrschaft zwischen Beiden gleich vertheilt. Denn da allein muß von gescheidten Leuten eine wirkliche Herrschaft angenommen werden, wo auf der andern Seite Unterthänigkeit und Gehorsam sich zeigt. Allein welcher Mensch hat noch jemals den Basilisken, oder den Bienen, oder den Adlern Gesetze gegeben? Gewiß, wenn der Mensch auch wilde Thiere fängt, so wird er eben so vielmal von ihnen gefangen; wenn er tödtet, so wird auch er

getödtet; wenn er verschlingt, wird auch er verschlungen. Alexander: Dieser Aufruhr der Thiere gegen die Menschen kam aber erst nach der Sünde. Damals noch, als unsere ersten Eltern in jenen seligen Gefilden der Unschuld verweilten, gehorchten ihnen alle Thiere. O goldenes Zeitalter! — —

V. Seufze nicht so sehr, denn siehe, auch nach der Sünde gehorchen noch die Schaafe den Menschen, und vor derselben die Schlange *). V. dies wollte ich eben sagen. O glückliche Schuld Adams, welche einen solchen Versöhner erhielt, durch den wir jetzt nicht nur über alle Thiere die Herrschaft, sondern die Engel selbst zu Lehrern erhalten haben. Doch, ich bitte dich, überlassen wir dieß den Greisen der Sorbonne, und üben wir, wenn es dir anders gefällig ist, unsern Geist an wirklich philosophischen Gegenständen. Alexander: Ich bin es zufrieden **).

Plutarch's Behauptung von Orakeln und Sybillen, die V. schon im Amphitheater bekämpft hat, wird auch hier wieder beleuchtet, und die Trüglichkeit der Beiden dargethan. V. schließt jedoch seine Abhandlung darüber nicht mit, wie die meisten Andern, daß

---

*) Praed. — — heißt es im Text, wo die redende Person, gleich als reue sie der Gedanken, wieder abbricht.

**) Dial. 37.

durch die Ankunft des Erlösers die falschen Orakel hinter einander verstummt, sondern er führt Gründe aus Aristoteles an. „Alles Erzeugte in einer jeden Gattung hat seinen Anfang, seine bestimmten Tage und geht wieder in die Zerstörung über. Doch folgt nothwendig auf dieselbe eine neue Zeugung, und Anlagen (Dispositiones), welche jenen der Zerstörung widerstreiten, müssen vorangehen; denn wenn nicht die Anlagen der Zeugung über die der Zerstörung siegten, würde erstere gar nicht statt finden, da nichts erzeugt werden kann, außer es sind in dem Stoffe adäquate Anlagen vorhanden; so wie wiederum nichts zerstört werden kann, außer es werden auch die erhaltenden Anlagen des Subjektes zerstört. Diese Regel zeigt sich in ihrer ganzen Aechtheit nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern auch bei Städten, Reichen und Religionen, worauf auch Aristoteles deutlich hinzuweisen scheint. Aus dem allem kann man schließen, daß die Orakel zu seyn begonnen und aufgehört haben, wie jedes der Zeugung und Zerstörung unterworfene Ding. Allein auf die Zerstörung folgt wieder eine neue Zeugung, welche Dispositionen hat, die mit jener widerstreitend sind, und bei dem Aufhören eines Gesetzes folgt ein anderes, beinahe gänzlich entgegengesetztes. Da nun die Religionen des Heidenthums Alter angewandelt und Zerstörung ihnen bevorstand, so mußten

zuerst die Anlagen jenes Gesetzes zerstört werden. Diese aber waren die Orakel. Die Orakel hörten daher auf, und alsbald kam an die Stelle jenes Gesetzes ein anderes, in seiner Form dem alten diametralisch entgegensetzt. Allein weil die Menschen nicht so leicht von einer Religion zur andern übergehen, so waren bei Ankunft des neuen Gesetzes erstaunenswerthe Wunder nöthig. In der That, es gibt kein Gesetz, welches nicht Wunder aufwiese, die sein Entstehen begleitet. Daher wurde aus den himmlischen Körpern, aus den heiligen Thieren der Mensch gewählt, welchem die Gewalt verliehen ist, Wunderbarliches zu bewirken.

Denn die vorzüglichsten Kräfte, die in allen Kräutern, Steinen und Thieren zerstreut sind, sammeln sich hier in Eines zusammen, und theilen dem Einen so viel mit, daß er für einen zweiten Gott gehalten wird. Sobald daher Jemand den Anfängen eines neuen Gesetzes zu widerstehen wagt, wird er alsbald durch fürchterliche Träume und Erscheinungen erschreckt, und die himmlischen Körper gründen so, den Menschen zur Wohlthat, die Religionen.

Noch bedeutsamer zeigte sich eine andere Ansicht über diesen Punkt, hergenommen aus den Gründen mehrerer Philosophen, in welcher man durchaus atheistisches Streben erkennen zu müssen glaubte. Nach der Meinung Jener, zumal des Platon und des Ari-

stoteles, ist die Welt ewig, und es kann der Spezies nach keine unendliche Dinge geben; sie sind auch nie gewesen, noch werden je sie seyn, weil von Zerstörbarem nichts zum zweitenmal in ein Individuum übergehen kann. Aus dieser Ursache sind die Religionsgebräuche, welche damals vorhanden, schon hunderttausendmal da gewesen und werden eben so vielmal sich wiedergebähren, als sie künftig noch untergehen werden. Es findet sich nichts vor, von dem nicht ein Gleiches dagewesen ist und ein Gleiches wieder seyn wird. Auch gibt es nichts, noch wird seyn, was nicht schon einmal da war und wieder seyn wird. Da nun ein solcher Wechsel unaufhörlich und ewig ist, so muß er eine ewige Ursache haben. Diese Ursache kann nirgendwo anders gefunden werden, als in den himmlischen Körpern, in Gott und den Intelligenzen; somit leiten alle Gesetze ihren Ursprung und ihren Untergang von den himmlischen Körpern her, welchen die Intelligenzen aus Auftrag Gottes vorstehen. Jede Religion weist bei ihrem Anfang und Ende, nicht aber in der Mitte ihres Bestehens, Wunder auf; um diese Zeit beweisen die Astronomen die neue Religion durch die einleuchtendsten Wunder, und auch ich meine Behauptung durch den allerkräftigsten Grund, nämlich: Da aus den großen Verbindungen der Gestirne auch das Geringere, Irdische große Gewalt empfängt, so bringt es

wunderbare Werke hervor. Die Willenskräfte der Menschen nehmen einen ungewöhnlichen Schwung, die Phantasie, deren der Verstand, jener Rathgeber des Willens, so häufig gebraucht, unterwirft sich dem Himmel; deßhalb gibt jeder weise Mann, der nach der heiligen Ehre eines ewigen Namens strebt, weil er dieß alles vorsieht, sich als einen von Gott gesendeten Propheten kund; die Wunder, welche nothwendig durch die Kraft der himmlischen Körper entstanden, schreibt er seiner eigenen erdichteten Allmacht zu, und so staunt und betet ihn dann der betrogene Pöbel an. Man kann daher durchaus nur diejenigen Mirakel als wirkliche gelten lassen, welche nach einer unübersehbaren Reihe von Wandlungen der Himmel eintreffen werden, nicht aber die, welche blos die Kräfte der Natur übersteigen. Aus dieser Ursache muß man auf die vorliegende Frage einfach antworten: die Orakel haben aufgehört, weil sie angefangen haben.

Vanini, welcher diesen seinen Satz noch eine Zeit lang fortführt, scheint plötzlich sich zu besinnen, daß er gewaltig mißverstanden werden könne. Er erklärt daher das Ganze für eine Uebung philosophischen Schulwitzes und unterwirft sich demüthig wieder den Aussprüchen des Christenthums.

Nach den vorangegangenen Suppositionen — er-

erklärt er endlich — hört das, was anfängt auf. Aufhören kann es aber nicht, außer es treten entgegengesetzte Dispositionen dazu, wie z. B. das menstruirende Blut nicht verdorben wird, außer wenn Dispositionen für Menschenbildung in dasselbe hinein sich drängen, welche mit den früheren im Gegensatze sind. So kam nach den Orakeln ein denselben widerstreitendes Gesetz. Bei den Nachkommen wird aber auch das Gesetz der Orakel seine Kraft behaupten. So wird das menstruirende Blut demnach verdorben und ein Mensch erzeugt, unter dessen Form jenes verborgen, bis es, durch irgend einen kräftigern Geist angeregt und mit Leben erfüllt, plötzlich hervorbricht. Die Zeit ist unendlich, in Bezug auf die Bewegung, welche jener ewige Beweger der Dinge niemal in Stocken gerathen lassen wird; allein der Spezies nach können die Dinge nicht unendlich seyn; alles, was daher untergegangen, wird, in Folge einer Art von Jus postliminium, durch die Bewegungen der Himmelskörper, wieder ins Leben gerufen werden; der Spezies, nicht dem Individuum nach, wie Platon geträumt hat. Die Unterweisungen unserer überverfeinerten Philosophie bringen allein solche Großthaten hervor; allein, voll Gehorsam gegen den christlichen Glauben, verabscheue ich sie, ja ich hatte sie bereits im Stillen verabscheut, noch ehe ich diesen Scherz ausgesonnen.

Die merkwürdigste Erklärung, welche in seinem Prozesse, durch der Gegner und Richter willkührliche Auslegung, am meisten ihm geschadet hat, gab er über das Wesen der Gottheit: „Die Natur — heißt es im vierzigsten Dialoge — ist das Vermögen Gottes, ja Gott selbst; nämlich jene Natur, welche gleich einem unverdrossenen Künstler ein, wiewohl glücklich begonnenes, Werk zu vollenden nicht im Stande ist, da der Stoff als verdorben und unbrauchbar sich zeigt. Und als Alexander ihn frägt, in welcher Religion man nach der Meinung der alten Philosophen Gott am ächtesten und wahrsten verehrte, erwiedert Vanini: in der einzigen, im Naturgesetz, d. h. demjenigen, das die Natur, welche Gott selbst ist (denn er ist der Anfang aller Bewegung) in die Herzen aller Völker geschrieben. Alle übrigen Gesetze hielten sie blos für Erdichtungen und Blendwerke, zwar nicht von einem Kakodämon eingeschwärzt — denn von diesem Mährchen wollen die Philosophen längst nichts mehr wissen, — wohl aber von den Fürsten ausgesonnen, damit ihre Unterthanen desto williger am Gängelbande des Gehorsams geleitet würden, und bekräftigt von den Priestern, wegen ihrer Begierde nach Einfluß und Gold; durch sie, die keine Mirakel wirken, wohl aber eine Menge wunderbarer Thaten erzählen, und auch Belohnungen und Bestrafungen für gute und böse Hand-

lungen versprechen, jedoch, damit ihr Betrug nicht entdeckt werde, erst für das künftige Leben; denn wer ist je daraus zurückgekommen? So wird dann also der stockdumme Pöbel durch die Furcht vor einer höchsten Gottheit, welche alles sieht und mit ewigen Belohnungen oder Strafen vergilt, in ewiger Knechtschaft erhalten! Nicht ohne Grund sang daher schon der Epikuräer Lucretius: „Furcht schuf die ersten Götter der Welt.“

In einem andern Dialog *), wo über die Verfluchung des Schooses der Mutter die Rede ist, meint Vanini: die heidnischen Philosophen hätten durchaus nicht begreifen können, daß alle Kinder der Menschen, wegen des Sündenfalls der Eva, mit Schmerzen geboren würden, wie die Christen behaupteten; — indem man ja auch die unvernünftigen Thiere, welche jedoch der Sünde unfähig, dieselbe Drangsal erdulden und ihre Brut nur unter den heftigsten Schmerzen zur Welt bringen sähe.

Die Engel und die Teufel finden vor unserm Philosophen keine Gnade. Er läugnet schlechtweg ihre Existenz und hält sie für eine Erfindung des menschlichen Verstandes. Alle Bezauberungen erklärte er als Werk alter Weiber, aus ihren häßlichen Geistern

---

*) Dial. 41. p. 166.

entsprungen. Auf den Einwurf Alexanders: „Gleichwohl finden sich junge, jenen Mattigkeiten nicht unterworfene, Zauberer, welche im Rufe stehen, ihr Handwerk bei Anderen zu treiben,“ — erwiedert Vanini: Dieselben glauben es nur aus Höflichkeit. Nie werd' ich mich überreden lassen zu glauben, daß durch die Kraft von Dämonen solches bewirkt werde, indem ich an das Daseyn der Dämonen selbst nur aus Respekt gegen die Religion glaube), sondern ich möchte es eher irgend einem physischen Vermögen zuschreiben. Alexander wendet ihm hierauf ein: Wenn es keine Dämonen gibt, wie konnten denn Pharao's Zauberer so viele Wunder thun? Vanini: Die Philosophen welche den Glauben an die Dämonen verwerfen, verachten auch die Historien der Hebräer. Cardanus erklärt dieß so: jene Betrüger, welche so gern Frösche herbeigezaubert hätten, machten aus Speichel etwas, das, wenn es auf die Erde geworfen ward, Frösche hervorbrachte. Denn wenn wir sehen, daß ein Wassertropfe zur Sommerszeit einen Frosch zu erzeugen im Stande ist, warum soll es nicht auch möglich seyn, daß ein solcher aus Speichel entstehe, wenn seelische Potenzen mit dazu kommen? Ueber die Dämonen aber, welche in fremden Sprachen geredet, läßt unser Philosoph sich folgendermaßen aus: Der menschliche Geist verschließt die Wissenschaft aller Dinge, die Kenntniß aller Sprachen

in sich, denn er ist himmlischen Ursprungs und der Göttlichkeit theilhaft; von der Last des Körpers unterdrückt, ist es außer Stande, die inwohnenden Kräfte hervortreten zu lassen. Doch gleich dem Feuer, das von Asche überdeckt, strebt er hervorzulodern; und so geschieht es denn, daß die Funken unseres Genie's irgend einer Anregung von Außen bedürfen, um die dichten Nebel, die es verhüllen, zu zertheilen und Strahlen leuchten zu lassen. Alex. Ich weiß dieß; doch welchen Schluß ziehst du daraus? Vanini: Wenn die Feuchtigkeiten in uns recht zu sieden beginnen, erfolgt auch stets eine Aufregung der Lebensgeister; durch eine ungewöhnlich rasche Bewegung nach dem Gehirne getrieben, erpressen sie gewissermaßen von demselben die Kenntniß des Idioms, welche in ihm verborgen lag, auf die nämliche Weise, wie wir aus der Reibung des Kieselsteines Funken hervorsprühen sehen. Alexander: du erzählst hier Wunderdinge. Vanini: Stellt es sich nicht durch häufige tägliche Beispiele heraus, daß Fieberkranke zur Sommerszeit Laute von sich geben, die einer fremden Sprache angehören? Macht nicht ein edler, ganz lauterer Wein, in Fülle getrunken, auch oft dumme Menschen beredt, wie schon Horaz in jenem Verse bemerkt:

Welchen häufige Becher sogar nicht beredsam machten,

So gab es in einer Gegend Thraziens ein Heilig-

thum des Bachus, von welchem aus, Weissagungen und Orakelsprüche ertheilt zu werden pflegten. Die Vorsteher dieses Tempels wären aber unfähig, ihre Aufgabe gehörig zu lösen, wenn sie nicht zuvor tüchtig Wein zu sich genommen. Die Wärme des Weines schärfte ihren Verstand und weckte die eingeschläferten Lebensgeister, so daß sie, nach dem Gehirn getrieben, diejenigen Stimmen hervorriefen, welche in denselben bisher verschlossen gewesen. Wenn daher die alten Philosophen (der späteren Aera) die Apostel, als in verschiedenen Sprachen redend, sich auch gefallen ließen, so verstanden sie es doch so, als wären sie betrunken gewesen. Darauf spielt St. Lukas selbst an, mit den Worten: „Andere verspotteten sie und sagten: sie wären trunken von Wein *)."

Man glaubte, daß V. auch die Auferstehung der Todten, gegen Plato und andere Griechen, die sie vertheidigt, und namentlich durch das Beispiel des in der Schlacht gefallenen und nach zwei Tagen selbst vom Scheiterhaufen wieder aufgestandenen Pharäus zu beweisen suchten, durch folgende Stelle verspotten wollte: „Lucianus würde antworten: dieß seyen mährchenhafte Erzählungen, ausgesonnen von lügenvollen Griechleins, und von platonischen Heuchlern mit dem Heiligkeits-

*) Dial. 59.

Nimbus übergossen. Hierher gehört ganz sicherlich, was Plato vom Volksunterricht des Sokrates berichtet. Alex. Dieser kämpfte gegen mehrere andere Philosophen für die Unsterblichkeit der Seele. Vanini: Rettete er auch die Seele dieses Vögelchens, das so eben vorbeifliegt, vom Untergang. Alex. Sokrates war doch übrigens ein Mann vom reinsten Charakter. Vanini. Er hinterließ gleichwohl der Nachwelt die Lehre, daß es dem Staat zum Frommen gereiche, wenn der Pöbel in religiöser Hinsicht durch erdichtete Wunderwerke getäuscht werde. Alex. Dennoch trug er kein Zagen, in Verfechtung der Wahrheit und in Verwünschung der Vielgötterei, zu sterben. Van. So ist es. Aber er that es nicht aus Eifer für seine Idee, sondern um der Schmach zu entfliehen; denn in jenem, an Beispielen der Starkmuth und Heldenkraft so reichen Jahrhunderte würde er Jedermann ein Spottbild gewesen seyn, wenn er aus Furcht vor weltlichen Strafen, aus der Rolle gefallen wäre. Vielleicht auch haben die Inquisitoren von Athen ihm nicht einmal den Widerruf gestattet. Alex. Du mußt auf eine andere Ursache sinnen. Van. Ich werde niemals der Ansicht abergläubischer Leute huldigen, welche dieß auf die Geister beziehen, bis sie mir das Daseyn von Geistern aus natürlichen Gründen bewiesen haben werden.

Nachdem Vanini die Auferstehung der Todten

deßhalb bestritten zu haben scheint, weil man aus natürlichen Gründen sie nicht erweisen könne, wird auch die Frage abgehandelt, ob die himmlischen Körper wohl auch auf den Willen des Menschen Einfluß üben? Alexander läugnet solches, und gesteht ihnen blos Gewalt über die untergeordneten materiellen Dinge, keineswegs aber über den geistigen und über den Willen zu. Vanini aber, in der mit ihm hierüber angestellten Untersuchung, scheint anzudeuten, die menschliche Seele sey blos Materie und kein Geist. Ueber die Unsterblichkeit der Seele selbst geht er mit ausweichender Antwort und mit einem Scherze auf die Leichtgläubigkeit der teutschen Theologen und Philosophen hinweg*).

---

*) Alexander: Quaeso, mi Juli, tuam mihi de animae immortalitate sententiam explices. Jul. Caes. Excusatum me habeas rogo. Al. Cur ita? J. C. Vovi Deo meo quaestionem hanc non pertractaturam, antequam senex, dives et Germanus fuero. Dial. 57. p. 492.

Durand wirft Vanini einen entschiedenen Haß gegen die Teutschen vor, und übernimmt die Vertheidigung unserer Nation. Er findet die verächtlichen Aeußerungen gegen dieselbe auch schon aus der Ursache sehr indiskret, da doch der Marschall v. Bassompierre, der geistvollste und trefflichste Mann seiner Zeit, Teutscher von Geburt gewesen. Durand bemerkt überdieß noch, daß wenn Vanini das Glück gehabt, länger zu leben und die neuesten Bestrebungen der Teutschen (in der Philosophie) kennen zu lernen, er sicherlich ein anderes Urtheil gefällt haben würde. So aber ver-

„Hier will ich nicht sagen, wie höchst lächerlicherweise das Spirituelle dem Materiellen entgegengesetzt wird, da Spirituale doch von Spirare sich ableitet, die Spiration aber der Materie nicht entbehrt. Eben so wenig werde ich mit Plato Geist eine mit Wärme übergossene Materie, Feuer oder Wärme, benennen; noch werde ich den Stoikern beipflichten, welche behaupten, der Geist sey aus einer glänzenden, durchsichtigen, jedoch unsichtbaren Materie hervorgegangen. Noch viel weniger erlaubt mir die Religion, den Ausspruch jenen Aristoteles zu unterschreiben, welcher irgendwo den Geist als eine natürliche Wärme und den schäumenden Samen als dessen Sitz bezeichnet. Ich werde ferner nicht in die Fußtapfen der Mediziner treten, welche folgende Definition geben: Der Geist ist ein ätherischer Körper, voll Wärme und Vermögen, und zugleich das erste Hinderniß und das erste Werkzeug bei Ausübung ihrer Funktion; ja selbst

---

fiel er in den Fehler der Einseitigkeit, dessen sich nebst so vielen andern Zeitgenossen jener französische Jesuit schuldig machte, welcher in allem Ernst die Frage aufwarf: ob ein Teutscher auch Verstand haben könne? Diese Frage wurde bekanntermassen sehr gut von einem Angehörigen dieser Nation durch eine andere erwiedert: ob es möglich sey, daß ein Franzose ein Urtheil habe? pag. 148 — 149.

Hippokrates überzeugt mich nicht, wenn er behauptet, der Geist habe seinen Namen deßhalb erhalten, weil er wegen der Feinheit seiner Materie unserem Gesichtskreis entzogen wird und der Aether und der Wind würden bisweilen ebenfalls Geist genannt werden, blos weil sie nicht mit den Augen erblickbar, ob sie gleich sonst mit Materie begabt seyen. Diesen antworte ich, mit Unterlassung aller sonstigen Bemerkungen, kurz also: Der Wille kann nicht wirken ohne vorangegangene Zurathziehung des Verstandes; im Verstande selbst aber ist nichts, was nicht früher schon im Sinne war, und der Sinn ist von den Himmelskörpern abhängig. *)

Vanini beschließt das in jeder Hinsicht so merkwürdige Buch mit bittern Klagen über die Ungewißheit und Nichtigkeit aller Wissenschaften und geistigen Bestrebungen, ähnlich hierin seinem Geistesverwandten, Cornelius Agrippa von Nettesheim. Umsonst bemerkt ihm sein Jünger Alexander: er habe durch seine Schriften für ein ewiges Leben auch nach dem Tode gesorgt; er seufzt und ruft aus: „Wenn meine Seele, wie die Atheisten vorgeben, entschwindet, welche Genüsse wird sie nach ihrem Untergang aus jenem Nachruhm wohl ziehen? Wird sie durch die hohlen Stimm-

*) Dial. 57.

chen einer eiteln Glorie zur Ruhestätte des Leichnams herunter gezaubert werden können? Wenn die Seele, wie wir gern annehmen und hoffen, dem Untergange nicht heimfällt, sondern zu den Himmlischen entschwebt, so wird sie allerdings dort so großer Herrlichkeiten und Freuden theilhaft werden, daß sie mit Verachtung auch auf den festlichsten Prunk dieser Welt und auf das glänzendste Lob der Menschen herunterblickt. Steigt sie dagegen in die Flammen des Fegfeuers, so wird mir die Ausrufung jener, den einfältigen Weibsleuten mehr als angenehmen, Gebetes: Dies irae, dies illa! lieber, als alle Ciceronischen Floskeln und feinen Redensarten, ja als die scharfsinnigsten wahrhaft göttlichen Vernunftschlüsse des Aristoteles seyn. Wird sie aber — was Gott verhüten wolle — auf ewig in die Hölle verstoßen, so wird sie daselbst keinen Trost und keine Erlösung mehr finden."

Als Alexander seinen warmen Dank ihm erstattet, für so manche tiefe Wahrheiten, die er noch an der Schwelle der Jugend, von seinem Meister empfangen, gibt ihm dieser folgende goldene Lebensregel, als den vorzüglichsten Trost, welcher allein das durch die Unbeständigkeit, Verworrenheit und Unsicherheit aller Dinge erschütterte Gemüth zu kräftigen und zu erquicken vermöge, nach Hause mit: „Vergiß das Vergangene, kümmere dich nicht um das Zukünftige, fliehe

das Gegenwärtige!“ Das ganze Buch ist, wie auch früher das Amphitheater, dem Urtheil des Papstes Paul V. unterworfen; was nicht nach der Richtschnur des wahren Glaubens ist, will Vanini so viel als nicht gesagt haben. Merkwürdig genug bildet folgender Vers aus Tasso's Amintas den Schluß:

Perduto è tutto il tempo
Che in amar non si spende *).

III. Geschichtliche Urtheile und Würdigung des Charakters und der Tendenz Vanini's.

Von dem Standpunkte der Humanität und der religiösen und philosophischen Duldung aus, wie er unserem Jahrhunderte geziemt, muß die Verurtheilung und Hinrichtung Vanini's als ein empörender Rechtsmord erscheinen. Aber wir müssen uns in den Gesichtskreis der Zeitgenossen des Unglücklichen zurückversetzen und die Begriffe und Gesetze in's Auge fassen, welchen er als Opfer gefallen ist. Es frägt sich nun blos: war sein Wesen und Treiben in der letzten Periode seines Lebens von der Art, daß er als Jugendverführer und Atheist betrachtet werden konnte; und beging er irgend eine solche Handlung oder erlaubte er sich eine Aeußerung, welche den bestehenden, bürger-

---

*) Verloren gänzlich ist die Zeit,
Die nicht in Lieb' uns hingeschwunden.

lichen und kirchlichen Gesetzen gemäß, mit dem Feuertode bestraft zu werden pflegten?

Es ist allerdings kein leichtes Geschäft, ein entscheidendes Urtheil über die eigentliche Beschaffenheit eines Charakters zu fällen, welche seine Zeitgenossen nicht recht begriffen, und welchen sie, da sein äußeres Wesen mit dem inneren nicht selten in förmlichem Widerspruche lag, nothwendig, wenigstens theilweise, verwerfen mußten. Dennoch läßt sich, selbst aus mehreren äußern Gründen, so wie aus einer nähern Prüfung der Prozeß-Akten, die Ansicht wohl gewinnen, daß es unserm Vanini zwar an jener Gediegenheit und Tiefe und an jener Gemüthskraft und Geistesruhe gefehlt habe, welche allein den Philosophen zum Weisen bilden mögen, keineswegs jedoch, daß er ein Bösewicht, noch viel weniger ein Atheist, im modernen Verstande des Wortes, gewesen sey. Selbst zu seiner Zeit, auch nach Herausgabe der beiden Steine des Anstoßes, nämlich des Amphitheaters und der Dialogen, galt er vielen Jünglingen und Männern, und zwar katholischen Bekenntnisses, zu Paris, zu Lyon und zu Toulouse als ein Muster von Gelehrsamkeit und Tugend, und er wurde von ihnen durch Gedichte gefeiert, deren mehrere seinen Schriften beigedruckt, noch mehrere aber von seinen Feinden mit andern Papieren vernichtet worden sind. Päbste nahmen seine

Huldigungen an, ein französischer Marschall und ein päbstlicher Nuntius waren seine Beschützer; die Sorbonne fand seine Bücher gut katholisch, und erst als Angebereiwuth und Intrigue thätig auftraten, erklärte sie durch Verdammung der vorhin selbst von ihr gepriesenen Schriften, feierlich vor Europa, daß entweder auf ihre Logik oder ihre Moral nicht viel zu halten sey, da man durch ein und dasselbe Spruchkollegium, welches sich selbst über die Jungfräulichkeit des Glaubens bestellt hatte, als getreuer Wächter derselben belobt, und wiederum als ruchloser Freigeist verflucht werden könne.

Es ist in der That ein sonderbarer Umstand, daß es zuerst der Geschäftigkeit eines Dilettanten im Fache des Philosophismus, nämlich des Herrn von Franconi, bedurfte, um den übrigen Leuten über Vanini's Hochverrath den Staar zu stechen. Man hatte bis dahin blos durch Mönche, oder protestantische Magisters, mit welchen beiden unser Mann nicht wenig in Schimpf und Ernst es versucht haben mag, Beschwerden über ihn vernommen. Nirgends war er bis zu dieser Zeit wegen zu freier Ansichten in Glaubenssachen, sondern vielmehr wegen zu eifriger Orthodoxie, in Gefahr gerathen. Da nun kein ostensibler Vorwand aus den Handlungen seines Lebens, noch aus der Form seiner Schriften sich ergab, um den unangenehmen Ne-

benbuhler sich vom Halse zu schaffen, so suchte man in jenen Schriften gewaltsam eine Tendenz. Sie fand sich um so leichter, je weniger sich der Philosoph oft Mühe gegeben hatte, manche abweichende Meinungen zu bemänteln, und andrerseits wiederum, je verdächtiger die Art und Weise nicht selten war, wie er manche seiner Behauptungen durchführte und die Einwürfe der Gegner widerlegte.

Bei Beurtheilung des Mannes und seines Charakters aber, wie bei der Würdigung seiner Schriften, müssen vor allem die inneren Gründe für und wider geprüft und gegen einander gehalten werden; darauf folgen erst die spärlichen zerstreuten, unklaren Data der Lebensgeschichte und die durch Haß und Fanatismus nicht minder verworrenen Zeugnisse der Ankläger und Richter. Denn bloß aus diesem haben beinahe alle Biographen geschöpft.

In Wahrheit, wenn wir den Ideengang des unglücklichen Vanini in seinen Schriften, zumal aber in den von uns nach ihrem Hauptinhalte angeführten, verfolgen wollen, so tritt uns eine mehr als auffallende Unentschiedenheit seiner eigentlichen Gesinnungen und ein Widerspruch der Ansichten entgegen, welche beide dem Charakter des Menschen und des Philosophen vielleicht einen geringeren Rang in der Geschichte erwirken, aber auch zugleich als die beste Apologie gegen ein durch-

dachtes himmelstürmerisches System angesehen werden können. In dem Amphitheater hat Vanini eine solche Haltung bewahrt, daß gegen ihn auch von orthodoxer Seite nicht leicht aufzukommen war. Die That des Menschen allein, nicht seine Gesinnung, darf ein Gegenstand der Klage vor irdischen Gerichten seyn. Da zu allem Ueberfluß Vanini noch in Allem, wo er geirrt haben möchte, seine Ueberzeugung unter den Glauben gefangen gab und dem Urtheil der Kirche sich unterwürfig stellte, so konnten kein Franconi und Grammond, kein Helvius und kein Parlament von Toulouse, wegen Gesinnungen ihn verdammen, die er auf die ihm zustehende Weise erklärte und rektifizirte, und die sein alleiniges Eigenthum, der Polizei und der Justiz unzugänglich, waren. Wenn er den Männern und Jünglingen, die seine Hörer geworden, Vorträge nach seiner Art und Weise und über seine Lieblingsgegenstände und Grundsätze hielt, so trugen diese selbst und ihre Familien, welche Vanini hiezu aufgefordert hatten, welche vorher ihn kennen mußten, (da man vernünftigerweise keinen Unbekannten zum Lehrer seiner Kinder bestellt), und welchen er, so viel aus allem Vorliegenden erhellt, sich keineswegs aufdrängte, die alleinige Schuld. Der erste Parlamentspräsident von Toulouse, der päbstliche Nuntius, der Marschall von Baffompiere und der Leibarzt Sr. allerchristlichsten Majestät, wel-

cher sogar in einem Gedichte ihn verherrlicht hat, bürgten ihnen dafür, daß der Mann, dem man sich anvertraute, ein Mann von Geist und Rechtschaffenheit sey. Auch war Vanini's schriftstellerische Laufbahn, bereits geschlossen, als er nach dem verhängnißvollen Toulouse kam; man kannte ihn daher hinreichend und der Ruf eines ausgezeichneten Namens war ihm vorangegangen. Hätte er demnach schon früher als Atheist gegolten, so würde alles vor ihm zurückgebebt seyn und nicht mit offenen Armen ihn empfangen haben. Allein die Atheisten- und Ketzerriecherei gehörte zu den angebornen Eigenthümlichkeiten jener Stadt, und dieselbe, welche sich zu verschiedenen Zeiten als eines besondern Vorzugs berühmte, niemals in ihren Mauern die Ketzerei aufgenommen, sondern die Unbeflecktheit ihrer Katholizität bewahrt zu haben, mußte mehr als geneigt seyn, auf die erste Anreizung einen unglücklichen Fremdling, ihrem Verfolgungsinstinkte aufzuopfern.

Es ist wahr, die Dialogen von den Geheimnissen der Naturen unterschieden sich in Manchem wesentlich von den Grundsätzen, welche das Amphitheater durchschimmern und von der Manier, die in diesem Werke vorherrscht. Eine Menge überraschender Behauptungen neuer Lehrsätze, vermessener Zweifel, bitterer Spöttereien treten hier entgegen, und die Urtheile, welche Vanini von Zeit zu Zeit auf dieselben gibt, welche jedoch meist

in Alexanders Mund gelegt sind, verhalten sich in ihrer Gediegenheit oft nicht zur Stärke der gegen Glauben und Kirche feindseligen, ja lebensgefährlichen Entwürfe. Allein all dieses begründet blos eine sehr starke Vermuthung und berechtigt den Historiker keineswegs, Vanini eines in ruchloser Absicht geschmiedeten Planes, geflissentlicher Verbreitung des Atheismus zu bezüchtigen; noch auch gibt es uns selbst nur die Ueberzeugung, daß die philosophische Ansicht das eigentliche Glaubensbekenntniß gewesen sey. Vanini liebte, wie alle seine Schriften beweisen, das Ungewöhnliche, Ueberraschende, Pikante, Räthselhafte und Zweideutige. Wie sein Namensvorfahrer Julius Cäsar, wollte er durch kühne Wendungen und dialektische Hauptstreiche die Gegner blenden und besiegen. Zudem erscheint er in manchen Dingen mit sich selbst noch nicht im Reinen, und er kämpft oft wiederum redlich zwischen Glauben, Aberglauben und Unglauben, zu denen sämmtlich er sich hingezogen fühlt, und deren Elemente alle in seinem Geiste vorhanden waren. Durchaus erscheint in ihm daher ein Dualismus der Ansicht und des Charakters. Faust und Mephistopheles zugleich zu werden, verleitete ihn die ungeheure Eitelkeit des Herzens. Diese war die Wurzel aller übrigen Leidenschaften. Bei ihr muß der Schlüssel zu jenen Widersprüchen gesucht werden, welche in den

Stunden des Todes der Nachwelt das Urtheil erschweren.

Nicht diejenigen Beweggründe, welche Mersenne, Patin, Grammond, La Croze, Schramm, Durand und andre seiner Gegner angenommen, verlockten ihn auf verdächtigen Pfad. Sein genialer Geist, verdunkelt wiederum durch einen bizarren Glauben an die Macht der Gestirne, welchen er so häufig Vorsehung und Schicksal unterordnete, ebenso, verführt durch die Liebhaberei zu geheimen Künsten, durch den Hang zu Spielereien mit glänzendem Witze, durch eine allzugroße Meinung von seinen Fähigkeiten und Verdiensten, in welcher die Huldigungen von Großen und Niedern leicht ihn bestärkt haben mochten, durch seine Unvorsicht im Ausdruck, seine Hinneigung zu schwulstiger Sprache und zu Arabesken der Darstellung — täuschte sich mit einem Schattenbild des Ruhmes: Reformator in der Denkweise seines Jahrhunderts zu werden. Durch die Verbindung beider Oppositionen gegen die bestehende Gewalt im Gebiet der Philosophie und des Kirchenthums hoffte er vielleicht diese letztere zu stürzen, und eine neue philosophische Kirche zu gründen, deren Lebensprinzip der selbst von Kant aufgestellte Grundsatz seyn sollte: Man muß die Tugend ihrer selbst willen lieben, auch ohne ein Jenseits und ohne die Belohnungen und Strafen desselben. An

diesen philosophischen Glauben wollte er zugleich eine heitere Lebensphilosophie knüpfen, bestehend in einem verfeinerten Epikuräismus, wie der Schluß der Dialogen ziemlich andeutet, und dem sich der von tausend physischen und moralischen Uebeln gequälte Mensch zuletzt doch gerne in die Arme wirft. In diesem Falle wäre es sehr wohl möglich und erklärbar, daß Vanini, durchweht von dem Geiste des Averroes *), als Märtyrer des Atheismus und in der Absicht gestorben sey, durch seine beherzte Verläugnung des Daseyns eines Gottes und einer Fortdauer den Menschen ein Beispiel zu geben, daß sie der Furcht nach dem Tode vor den Strafen der Hölle, welche die Hauptverfälscherin aller ächt sittlichen und selbst ächtchristlicher Grundsätze ist, sich einmal entschlagen sollen. Bayle deutet auf die Möglichkeit einer solchen Schwärmerei an, und hebt den moralischen Werth dieser Opferung für eine Idee, ohne die Hoffnung irgend eines Nutzens aus derselben, mit sichtbarem Wohlgefallen, hervor, ob er gleich am Ende seiner Erklärung über Vanini, geradezu für einen Thoren ihn erklärt, der da die

---

*) Man erinnere sich an den famosen Ausspruch dieses Orientalischen Meisters: „Das Judenthum ist ein Gesetz für Kinder, das Christenthum voll Unmöglichkeiten und der Islam für die Schweine. Meine Seele sterbe den Tod der Philosophen!“

seiner Bestimmung widerstreitende Sünde begangen habe, andersdenkende Menschen in ihrem hergebrachten Glauben und Denken zu stören.

Mit Parker, Brucker und Herder nehmen wir auf jeden Fall am sichersten das Uebermaaß von Eitelkeit als einen vorzüglichen Grund der Anstrengungen Vanini's an, und geben zu: daß Zurechtweisung durch Gründe, und Strafe durch weltlichen Arm, in so fern der Philosoph sich etwas gegen bestehende Ordnungen und Gesetze des Unterrichts anmaßte, ihm vielleicht gebührt habe, keineswegs aber läßt ein solch tumultuarisches Verfahren gegen einen der französischen Gesetze nicht einmal kundigen und denselben nicht unterworfenen Fremdling, noch viel weniger aber der schauerliche Mord sich rechtfertigen, begangen an einem Gelehrten, der kein Privatrecht verletzt, zum Unterricht mehrfach einladende Aufforderung von den höchsten Magistratspersonen empfangen, der blos theoretisch seine Reformationsversuche getrieben, seine Bücher mit Censurerlaubniß herausgegeben und in allem, wo er gefehlt dem römischen Stuhl sich blindlings unterworfen, ja im Verhör ein genügendes Glaubensbekenntniß nach den Satzungen der katholischen Kirche abgelegt hatte. Wie konnte man auf die Denunziation eines beschränkten Kopfes, wie Franconi, und auf die vagen Aussagen einzelner Bürger, ein peinliches Ver-

fahren gegen den einleiten, mit dessen Unterricht Söhne und Väter bis dahin zufrieden waren, und welcher sich durchaus um die innern Angelegenheiten der Toulouser nichts bekümmerte?

Allein hier steckt gerade der Knote. Die Intrigue, die Parteiwuth, die Rechthaberei und die Eifersucht mischten sich in das Spiel. Priester und Gelehrte gaben den Anstoß. Die besondere Wuth, mit welcher namentlich jesuitische Schriftsteller nachmals das Andenken Vanini's auf das schwärzeste zu färben sich bemühten, und die ganze ungewöhnliche Sorgfalt, mit welcher Vanini in der Einleitung zum Amphitheater von den Jesuiten spricht, beurkundet die große Furcht, welche Vanini vor diesem Orden hegte, und wirft ein klares Licht über den dunkeln Prozeß von Toulouse. Warum hat das Parlament die Akten desselben, wie häufig doch selbst bei minder bedeutenden Anlässen geschah, hier, wo es dem „Patriarchen des Atheismus“ und mit Spinoza dem allergefährlichsten Feinde des Christianismus*), einem Manne von europäischem Rufe, den man nicht ignoriren konnte, galt, nicht bekannt gemacht, sondern sorgfältig sie verschlossen? Warum hat es blos dem betheiligten Grammond und Andern Einsicht und Benutzung verstattet. Warum

*) Also nannten ihn die Ketzerriecher.

hat es Handschriften und Briefsammlungen des Hingerichteten vernichtet? Dieser Umstand, so wie viele andere mehr, sprechen stark für ein Komplot der Jesuiten und der starken Geister in dieser Sache; sie sprechen stark gegen die Unbefangenheit jenes Tribunals, welches sich nicht damit begnügte, die Unschuld oder Schuld eines auf Tod und Leben angeklagten Mannes von dem höchst relativen Ausgang eines philosophischen Disputatoriums mit einem Halbgelehrten abhängig zu machen, sondern selbst die Rolle des Katecheten und des Inquisitors spielte, und in voller Sitzung dogmatische, philosophische und astrologische Materien verhandelte, darauf aber den Philosophenmantel mit der Toga des Blutrichters vertauschte.

Noch ein anderer Umstand spricht ferner gegen die ärgsten Beschuldigungen wider Vanini und gegen die volle Aechtheit der auf dem Sterbegang vorgefallenen Scenen. Diese Scenen, in Verbindung mit manchen Aeußerungen in den Dialogen sind am meisten oder vielmehr ganz allein geeignet, die Anklage des Atheismus wider Vanini zu begründen, weil vernünftigerweise angenommen werden muß, daß das letzte Wort des Lebens der eigentliche Refrain der Handlungen desselben gewesen sey. Allein wir kennen dieselben gerade nur aus Berichten der Feinde, in einer Stadt, wo auch Besserdenkende den Muth nicht hat-

ten, durch die Enthüllung der Wahrheit, der fanatischen Mehrzahl die Spitze zu bieten. Aber auch diese Berichte stimmen mit einander nicht überein, und während der Herr von Grammond, dessen Interesse als Präsident des Blutgerüstes es seyn mußte, den Angeklagten im grellsten Lichte hinzustellen, ihm Feigheit vorwirft, und geradezu behauptet, daß er im Wahnsinn (amens) Gott verläugnet und Christum gelästert *), redet der halboffizielle Mercure François, wie oben gesagt ist, von philosophischer Starkmuth bis zu Ende, ob er gleich jene Lästerung ebenfalls anführt und meldet, der Verurtheilte habe sie in Gegenwart von mehr als tausend Menschen ausgestoßen. Allein abgesehen davon, daß bei einer Hinrichtung stets nur wenige Menschen in der Nähe des Schaffottes sich befinden, zumal eines solchen, das ein Scheiterhaufen ziert, und diese aus den Parlamentsgliedern, Stadtbehörden, Priestern und Bewaffneten bestanden haben, so kann, wenn wir der Meinung Grammonds beipflichten wollen, das Epitethon amens leicht das Räthsel lösen. Der Unglückliche war durch die Kerkerqual,

---

*) Die Stelle bei Grammond: apud plerosque pro Haeresiarcha habitus, mihi pro Atheo — ist sehr wichtig, und genau nach ihrem vollen Sinn in's Auge zu fassen, weil sie den Maaßstab zur damaligen öffentlichen Meinung über den Beklagten gibt.

durch die Folter der Verhöre, durch die geistige Abmüdung und die Nähe eines so fürchterlichen Schicksals um den Gebrauch seines Verstandes gekommen, und so stieß er die entsetzlichen Worte denn aus, welche den Triumph seiner Feinde vergewissern sollten. Nichts leichteres aber ist, als die letzte abgebrochene Rede eines zum Tode geführten mißzuverstehen, was tägliche Erfahrung ja beweist. Eine einzige Wendung, ein einziges Wort ändert den Sinn.

Gesetzt den Fall aber auch, daß B. in Uebereinstimmung mit sich selbst, mit seinen eigentlichen Grundsätzen und seinem frühern Streben als Martyrer des Atheismus gestorben sey, so wäre sein Ende, obwohl für jedes Christenohr schauerlich, dennoch ästhetisch schön und groß zu nennen, und derjenige verdient gewiß die Verzeihung des Ewigen und seiner unendlichen Barmherzigkeit, welchen, seiner blosen, wenn auch thörichten Meinung willen, seine Mitgeschöpfe der höhern Gerechtigkeit vorgreifend, geschlachtet haben; er ververdient das Mitleid der Nachwelt um so mehr, da er trostlos und ohne die Hoffnungen des Jenseits, ein Opfer seines Wahnes, fiel.

Jene Ungewißheit über die innere Gemüthsstimmung und die letzten Lebensmomente unseres Philosophen also muß allein schon ein zu hartes Urtheil aus dem Munde eines aufgeklärten Jahrhunderts, als das

seinige war, zurückhalten. Es wird sich ferner noch mildern, ja vielleicht gar entwaffnen, wenn man die so bitter ausgelegten Lehrsätze und Aeußerungen Vanini's mit demjenigen so vieler andern Philosophen vor und nach ihm vergleicht, welche nicht nur häufig das Gleiche, sondern selbst oft weit Stärkeres gesagt haben, ohne darum auf den Scheiterhaufen geschickt, oder auch nur aus der Mit- und Vorwelt Achtung gefallen zu seyn*). Viel des Verbrecherischen, was Vanini aufgebürdet worden, hat er aus seinen Vorgängern, Griechen und Römern, Arabern und Scholastikern, Romanisten, Katholiken und Protestanten entlehnt, wie sein Apologist deutlich gezeigt hat. Besonders aber gilt dieß von dem, was im Amphitheater und in den Dialogen über die Gestirne und deren Einfluß, über die Unsterblichkeit der Seele und das Fatum niedergelegt worden ist. Wir enthalten uns der Anführung aller dieser Einzelnheiten, so wie der Widerlegungen sämmtlicher Hauptvorwürfe, welche Arpe meist mit Geschick, bisweilen mit Künstelei, stets

---

*) Spinoza, Leibnitz, Kant, vor allem die neuern Naturphilosophen, und auch dich, mein Trorler, würde ganz sicherlich für viele Lehrsätze die gleiche Strafe getroffen haben, wäre die ganze Welt nicht über den Ideenkreis der Toulousaner herausgekommen.

Anmerkung v. J. 1827.

mit Gelehrsamkeit, besorgt hat, und verweisen auf dessen Schrift alle diejenigen Leser, welche noch näher von dem Unredlichen, Verläumderischen, Erzwungenen, Gemuthmaßten, bisweilen jedoch auch Wahrscheinlichen und theilweis Erwiesenen über Vanini und sein Thun und Treiben sich zu überzeugen wünschen.

Die Franzosen und Holländer haben die Zurechtweisung übel genommen, welche ihr Geschichtschreiber so wie ihr Verbrüderter in Teutschland, wegen des Vanini'schen Handels erfuhren. Durand äußert mehrfach hierüber tiefe Empfindlichkeit, tröstet sich jedoch am Ende damit, daß die Sache blos der Versuch eines nicht ungründlichen Gelehrten gewesen sey, eine paradoxe schlechte Sache, aller Welt zum Trotz, geistreich durchzuführen *). Sie fanden in England, und selbst in Teutschland verwandte Stimmung. An Rosset **), La Croze ***), schlossen unbedenklich sich H. Moore †), Perker ††) und Beverland †††) an. Sie rügten vorzugsweise die Peripatetisch-Averroistisch-Astrologische Gottlosigkeit in

---

*) La Vie et les Sentimens, etc.
**) Hist. tragica.
***) Entretiens sur divers sujets etc.
†) Opp. Theolog.
††) Disp. de Atheismo.
†††) Ad Peccat. Orig.

Vanini's Schriften, und seine Verachtung und Ironie gegen das Christenthum. Selbst die unschuldigen Nachrichten*) störten noch die Manen des Getödteten mit inquisitorischem Geschrei. Doch rügten wackere teutsche Männer die beispiellose Härte, und prüften von Neuem mit vorurtheilsfreierm Blicke und schärferer Kritik. Mit Vergnügen nenne ich die Namen Thomasius**), der gelehrte Verfasser der Geschichte des Atheismus Gottfried Arnold***), der erste Protestant, welcher ohne die Brille der Confession, nur die Leidenschaften und innern Richtungen der kämpfenden Parthien sah, und die erste kritische Reformations- und Ketzergeschichte lieferte; den vielversuchten Literator J. Ph. Olearius†) und den fleißigen Sammler Baumgarten, vor allen aber den mehrfach angeführten Arpe††), welcher, durch Durands Ausfälle gereitzt, und im Besitze mancher neuen Quellen, zum zweitenmal in die Schranken zu treten sich anschickte, als der Tod ihn daran hin-

---

*) Jahrg. 1702. I. und II.

**) Hist. Atheismi brev. delin. und Anmerk. zu Puffendorfs polit. Betrachtungen der geistl. Monarchie des Stuhls zu Rom. 1714.

***) Kirchen- und Ketzerhistorie B. II. Noch besser aber urtheilte der Verfasser des Anhangs.

†) Dissert. II. de J. C. Vanino.

††) Nachr. von einer Hall. Bibliothek. B. IV.

derte *). Die Hauptsätze, mit welchen dieser Letztere gegen Vanini's Widersacher und ihre Behauptung auftrat, waren folgende**):

I) Vanini kannte keinen Gott: — In welches Menschen Geist ist die Erkenntniß seiner je gedrungen?

II. Er rief ein schändliches Buch, „von den drei Betrügern" wieder in's Leben: — Dieses Buch ist mehr dem Namen, als dem Inhalt nach, bekannt, ja sein Vorhandenseyn sogar noch zweifelhaft. Viele haben jedoch unter diesem Titel Vanini's Werk de arcanis Naturae verstanden. Man sieht also, wie gut die Ankläger über die Anklagpunkte selbst nur orientirt waren.

III. Er führte zahlreiche Behauptungen von Atheisten an: — Allerdings, damit man solche sich merke und vor ihnen sich hüte.

Wie kann Jemand widerlegt werden, ohne daß man seine Sätze zuerst weiß?

VI. Er erwiederte alle dieselben nur

---

*) S. Schrökh. N. Kirch. Gesch. B. V. Der literarische Nachlaß fiel in die Hände des Dr. Stäudlins zu Tübingen. Dieser gab die Apologie nebst den Zusätzen in zwei Programmen 1802 — 1804 heraus.

**) Wir haben zugleich bisweilen beigefügt, was Arpe in den neuesten Tagen noch ferneres sagen könnte.

leichtweg. — Dieß schwatzte der Pöbel, und brachten verläumderisch seine Widersacher vor. Mersenne war der erste, welcher mit dieser Beschuldigung auftrat; ihm schrieb Pontius nach, diesem Spitzel, und sodann alle übrigen. Vanini schienen die alten Argumente verbraucht; er wollte neue erfinden; kam er damit nicht auf, so trifft die Schuld mehr seinen Verstand als seinen Willen. Seine eigentliche Herzensmeinung konnte niemand wissen. Daß V. das sonst so beliebte Argument für das Daseyn Gottes a motu et primo motore daselbst wegließ, und es für anwendbarer bei der Erörterung über die göttliche Vorsicht hielt, kann ihm nicht zum Verbrechen gedeutet werden. Er folgte hierin den Platonikern, und nahm inzwischen die Partitiones Entis aus der Kabbala, nach dem Beispiel des genialen Picos von Mirandula, welchen noch Niemand im Ernst für einen Atheisten erklärt hat.

Wenn V. die Orakel zu hoch anschlug, so that er nur das Gleiche, was selbst Justinus der Märtyrer gethan.

V. Die Beschuldigung: Vanini läugnete die Gottheit Christi — ist — gesetzt auch, daß sie erwiesen würde, noch keine atheistische Handlung. Aber auch in diesem Falle sind weder die Franziskaner noch der Pöbel, welche den Verurtheilten zur Richtstätte beglei-

tet, über jeden Einwurf erhabene Zeugen. Zudem kann hier Vanini's, von Grammond zugegebener Wahnsinn entschuldigen. Der Herr Parlaments-Präsident selber erzählt nicht, daß er für seine Person diese gegen Christus gerichtete Aeußerung gehört habe.

VI. Für Rosset's Bezüchtigung: V. habe eine fleischliche Vermischung Mariä mit einem Manne behauptet, — fehlen vorerst die beweisenden Data. Doch sollte jener sich solche auch erlaubt haben, so folgte er blos vielen Schriftstellern des Mittelalters und der Reformation, Katholiken wie Protestanten, Mönchen wie Laien. Die unbefleckte Empfängniß Mariä war lange Zeit hindurch ein Gegenstand so heftiger als lächerlicher Kontroversen gewesen; sie ist auch noch jetzt kein Glaubensartikel.

VII. Enthält den wichtigsten Einwurf, nämlich: daß V. in den Dialogen de arcanis Naturae diese letztere reginam itemque Deam nennt. Allein erstens hatte V. den Titel des Buches nicht selbst gemacht, sondern seine Freunde oder der Buchdrucker, welcher das Werk aus vorhandenen Manuscripten, Heften und nachgeschriebenen Diktaten herausgaben*). Sodann aber zweitens gab es sehr vicle

*) Aus dieser Ursache sind die dem Buch vorangeschickten Lobpreisungen auf den Verfasser erklärlich.

Philosophen, welche, ohne daß man sie im praktischen Leben deßhalb für Atheisten hielt, die Natur als von Gott keineswegs getrennt, sondern als Ausfluß desselben, oder Gott selbst als die Urkraft der Natur, als den Lebensodem und den Vollender derselben, erklärt haben.

Wenn jedoch von diesem letzten kein Gebrauch gemacht werden darf, so kann man immer noch entgegnen: Jedermann ist sattsam bekannt, daß omne excellens divinum genannt werde. Selbst ein Gottesgelehrter nannte Bartholin den „Gott der Aerzte.“ Das königliche Privilegium wiederholte das Wort „Dea“ unbedenklich. Auch muß mit diesem Ausdruck in den Dialogen jener im Amphitheater verglichen werden, worin die Natur ein „Potestas Dei ad motus omnes ordinarios“ definirt wird.

VIII. und IX. daß V. den lächerlichen Streit der Scholastiker über die Natur der Engel und der bösen Geister verhöhnte, bedürfen gar keiner Widerlegung. Kann aus der gesunden Vernunft wohl erwiesen werden, daß die Strafen nach dieser Welt ewig seyen?

X. V. läugnete die Unsterblichkeit der Seele. Dieß ist falsch. — Er führte vielmehr sehr spitzfindige Beweise für dieselbe an. Und wenn man dies auch nicht zugeben will, so mag doch weiter nichts geschlos-

sen werden, als dieses: Er behauptete, daß die Unsterblichkeit der Seele nicht aus der gesunden Vernunft bewiesen werden könne.

XI. V. war ein Astrolog, also ein Atheist? Welch einfältiger Schluß!

XII. V. läugnete, daß die Welt einst untergehen werde. Auch Philo, Sanchez und Burnet behaupteten, daß nicht alles vergehen werde.

XIII. V. glaubte fest an das Fatum. Ja, aber er verstand unter demselben die göttliche Vorsicht. Ueber diese selbst spricht er in der Vorrede zum Amphitheater mit Ehrfurcht.

XIV. Er hielt den Himmel für ein Buch, dessen Schriftzüge die Sterne sind. Diese großartige und praktische Idee theilt er mit andern Astrologen, mit Postel, Gastarel, Bellantius und Vignier.

XV. Er widerlegte weder Cardanus noch Haly-Aben-Zagel. Eben weil er von dieser schönen Idee ganz eingenommen war. In vielen andern Dingen widerlegte er sie kräftig.

XVI. Er spottete über heilige Gegenstände. Sie waren nur angeblich heilige Gegenstände. Vielleicht aber betrachteten sich die Jesuiten und andere Mönche auch als solche.

XVII. Er wurde von den Mönchen aus

dem Convente gejagt. Dies ist schon vielen andern Leuten auch geschehen, beweist jedoch noch lange keinen Atheismus.

XVIII. Er wurde zum Tode verdammt. Als wenn dies Loos auch nicht den Unschuldigen treffen könnte.

So weit Arpe und sein Rezensent im Anhange zu Arnold.

Das Urtheil Herders*), mit welchem Leibnitz **) so ziemlich übereinstimmt, enthält in den Worten: „Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmsucht. Er wollte ein Julius Cäsar der Philosophie seyn und ward ihr trauriges Opfer“ — drückt nur kürzer aus, was Bayle und Brucker ausführlich bemerkt. Wir theilen übrigens hier zum Schlusse die zwei interessanten Stellen im Zusammenhange mit, auf die wir schon oben uns bezogen haben.

Der verabscheuungswürdige Vanini, — heißt es in den Pensées diverses***) des großen Kritikers —

---

*) Seele und Gott.

**) Theodicee. (In den Anmerkungen zum Buche über den Ursprung des Bösen.)

***) Dieser Aufsatz aus Bayle's weniger bekannten, vermischten Schriften ist mit dem andern, historisch-kritischen im berühmten Wörterbuche, welches ebenfalls über Vanini abhandelt, nicht zu verwechseln.

welcher zu Toulouse seines Atheismus wegen im Jahre 1619 verbrannt worden, war in seinen Sitten jederzeit durchaus geregelt gewesen, und wer ihm einen Kriminalprozeß über irgend etwas anderes, als über seine Lehrsätze, hätte anhängen wollen, würde große Gefahr gelaufen haben, als Verläumder überwiesen zu werden.

Wenn ich in Betrachtung ziehe, daß auch der Atheismus seine Märtyrer gehabt hat, so zweifle ich nicht länger daran, daß die Atheisten sich eine Idee von Rechtschaffenheit bilden, welche auf ihre Geister größere Gewalt ausübt, als das Nützliche und Angenehme: denn woher käme es sonst, daß Vanini unbesonnen genug war, vor Personen zu dogmatisiren, welche ihn alsogleich der Justiz anzeigen konnten? Wenn er nichts als seinen Privatvortheil suchte, so konnte er sich ja mit dem Genusse in vollkommener Gewissensruhe begnügen, ohne sich darum zu kümmern, ob er Schüler habe oder nicht. Er muß also durchaus einen Trieb empfunden haben, solche nachzuziehen und zugleich einen andern, die Menschen von dem Joche zu befreien, welches, seiner Meinung gemäß, sie verhinderte, ganz nach ihrer Neigung zu genießen.

Warum — konnte vielleicht Vanini mit Recht sich selber fragen — warum sollte ich mich zum Märtyrer hingeben? Etwa aus Starrsinn? Dieser ist

eines Philosophen unwürdig. Oder um mir einen unsterblichen Namen bei den Ungläubigen zu erwerben? Fürwahr, eine hübsche Chimäre! es wäre ja möglich, daß sehr bald eine Sündfluth, eine Erderschütterung, oder ein neuer Barbareneinbruch in unserem Europa statt fände, was würde dann aus meinem Namen, was aus mir selbst werden? Oder sollte es aus einem Geist der christlichen Liebe geschehen, um durch mein Beispiel andere nachzuziehen, was den Atheismus rechtfertigte und durch meine Standhaftigkeit größeren Eingang ihm verschaffte, ja vielleicht der Gesellschaft einiges Gute brächte? Allein das hieße doch die christliche Liebe etwas allzu weit treiben, wenn man gratis für Andere sich martern lassen wollte, ohne auch nur das Mindeste für sich selbst davon zu hoffen, und ohne nur zu wissen, ob in Gutem oder Bösem irgend ein Resultat zu gewinnen sey. Zu allem dem, wenn das System, das ich bisher vertheidigt, wahr ist, und wenn alles, was wir erblicken, in nichts anderem, denn in periodischen Rückgängen besteht, welche während der unendlichen Dauer der Ewigkeit nothwendigerweise immer wieder erscheinen, so ist dieß eine ausgemachte Thatsache, daß alle die verschiedenen Religionen in der Welt ein wesentliches Bedürfniß ausdrücken; und es hieße somit den Kopf sich an der Wand anstoßen, wenn man eine General-Reform in diesem Punkte vornehmen

wollte. Lassen wir also die Sachen gehen, wie sie wirklich gehen und ziehen wir uns so bald und so gut als möglich aus diesen Affairen.

Wenn Vanini sich zum Meister einer Sekte hat aufwerfen wollen, so beweist dies gerade, daß er nicht die körperlichen Genüsse als letztes Ziel vor Augen hatte, sondern daß er für den Nachruhm arbeitete. Wenn er die Menschen von der Höllenfahrt befreien wollte, von denen er sie, sehr zur Unzeit, für so gequält hielt, so ist dieß ein Zeichen, daß er sich berufen wähnte, seinem Nächsten einen Dienst zu leisten und daß er bei sich selbst von der Ehrenhaftigkeit eines Systems überzeugt war, welches uns für Unseresgleichen, nicht nur zu unserem eigenen Nachtheil, sondern selbst mit Gefahr des Lebens, arbeiten lehrt. Denn es konnte Vanini nicht entgangen seyn, daß ein Atheist, welcher blos seinen eigenen Vortheil suchte, denselben bei gutmüthigen Frömmlern eher finden würde, als bei den Lasterhaften, weil ein gutmüthiger Frömmler weniger Kabalen und Intriguen euch entgegensetzt und so geringe Neigung zum Betruge verspürt, daß er lieber sein gutes Recht aufgibt, als wider einen Menschen Streit führen will, welchen er bereit zu falschen Eidschwüren sieht; während im Gegentheil ein Lasterhafter der erste ist, welcher sich des Betrugs und des Meineides bedient, und durch jede Art von boshaften Kunst-

griffen die Plane seiner Konkurrenten zu nichte zu machen sucht. Es liegt somit im eigenen Interesse eines Atheisten, welcher sein Glück machen will, daß er auf gute Seelen in der Welt zählen kann, und Vanini verstand sich sehr schlecht auf sein Geschäft, wenn er im trüben Wasser fischen und den Atheismus einführen wollte. Er hätte vielmehr dahin wirken müssen, die Welt recht fromm zu machen. Er kannte auch den Umstand, daß wider die Prediger des Atheismus Todesstrafe besteht, so gut, daß, während er für Verbreitung seiner Gottlosigkeiten bemüht war, er sowohl die Gelegenheiten, auf das gute Gewissen andrer Menschen zu wirken, als sein eigenes Leben zu gleicher Zeit auf das Spiel setzte. Allein woher kömmt es denn, — fragt ihr — daß er seine Richter nicht täuschte, und es lieber vorzog, unter den größten Martern zu sterben, als einen Widerruf zu thun, welcher ihm, seinen Prinzipien nach, in der andern Welt keinen Schaden bringen konnte? Warum stellte er sich nicht als ein unfreiwilliges Opfer seiner Gottlosigkeiten hin, da er die Heuchelei für nicht von Gott verboten hielt. Wahrlich man muß bei allem diesem zur Ueberzeugung gelangen, daß es entweder ihm blos darum zu thun war, von sich reden zu machen, wie jener Windbeutel, der den Tempel der Diana verbrannte, oder daß er sich eine Idee von Ehrenhaftigkeit geformt,

welche ihn das Benehmen eines Menschen, der seine Gefühle, aus Furcht vor dem Tode, maskirt, als eine Niederträchtigkeit betrachten ließ.

Es kann daher nicht in Abrede gestellt werden, daß es Fälle gibt, wo die Vernunft ohne eine ausdrückliche Kenntniß von Gott die Sachen blos von dem Standpunkte der Ehrenhaftigkeit mit bald richtigem, bald unrichtigem Selbstbewußtseyn, behandelt. In jedem Fall ist das Beispiel Vanini's eine unwiderlegliche Bestätigung dessen, was ich schon oft behauptet, daß die Menschen nicht immer in Uebereinstimmung mit ihrem Glauben handeln; denn hätte dieser Narr seinem Glauben gemäß gehandelt, so würde er jedem seine Meinung gelassen oder vielmehr gewünscht haben, überall blos gutartige Frömmler zu finden, welche durch einen Heuchler sich hänseln ließen. Was lag ihm daran — fügt man hinzu — ob ein wahrhafter Christ sich der Freuden der Welt beraubte oder nicht? Wenn dieses sein Mitleid erregte, so ging er allerdings aus seinem Systeme heraus; denn dasselbe verpflichtete ihn zu nichts im Interesse eines Andern, außerdem, daß er sich auf grobe Weise täuschte. Oder bietet wohl die Sünde Süßigkeiten dar, welche diejenigen aufwiegen, die eine fromme Seele in diesem Leben genießt? Was die andern Christen betrifft, so brauchte er sie einfach zu beklagen; sie leben (mit der

Religion) nicht schlechter, als ohne Religion. Nachdem er zur Unzeit in's Dogmatisiren sich eingelassen, hätte er nur zu schwören gebraucht, daß er von seinen Irrthümern zurückgekommen, und bereit sey, alle Artikel unseres Glaubens mit seinem Blute zu besiegeln. Statt dessen machte er einen lächerlichen Ehrenpunkt daraus, gegen die Martern sich zu verhärten und legte gerade durch diese Hartnäckigkeit seines Wesens den Beweis ab, daß er fähig war, selbst für den Atheismus zu sterben, obgleich er von dem Daseyn Gottes mehr als überzeugt war.

In etwas herberer Sprache und den Menschen wie den Schriftsteller preisgebend, dagegen das Verbrechen der Gotteslästerung in Abrede stellend, bewegt sich, wie schon bemerkt, Brucker, Vanini gegenüber.

„Es ist schwer, — schreibt er — bei dieser Abweichung der Meinungen so vieler gelehrten Männer, die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen, besonders weil die dialogistische Methode, welcher Vanini sich bedient, das Urtheil unsicher und schwankend macht, und über die eigentliche Gesinnung des Verfassers mehr Dunkel als Licht verbreitet. Hiezu kömmt noch der schillernde Charakter Vanini's und die zweifelhafte Philosophirweise, welche, die Beweisgründe nach beiden Seiten hin vertheilend, und mehr um deren Zahl, als ihr Gewicht bekümmert, da, wo sie von einem, durch

die Schutzwachen der ars rationalis nicht unterstützten Schriftsteller angewendet wird, gar leicht es dahin bringt, daß die abgeschmacktesten Gründe für die beste Sache von der Welt aufgeführt werden, und gleichwohl denjenigen, der in solch' einer Manier von Schlüssen sich gefällt, zu dem Glauben verführt, er habe entschiedene Siege erfochten.

Daß V. eine solche Gesinnung beseelt, zeigen uns nur zu deutlich jene großsprecherischen Disputationen, von welchen er selbst schreibt, daß er mit ungemeinem Siegerruhme sie den Atheisten entgegengehalten habe. Denn aus verschiedenen Stellen, welche wir über die vorgefaßte Meinung von Vanini's Atheismus, angeführt, erfahren wir, daß der possenreißerische Mann von einer ungeheuern Selbstüberschätzung getrieben und durch ein wahnsinniges Genie in ein Chaos verworrener Gelehrsamkeit geschleudert, dadurch, daß er thörichte und ganz überflüssige Hülfstruppen gegen die Beschützer der Gottlosigkeit in das Treffen geführt, Gott weiß, was alles für Niederlagen angerichtet zu haben sich einbildete. Niemand wird dieß geradewegs zu läugnen vermögen, der auch nur mit einiger Aufmerksamkeit den Charakter und Geist Vanini's in Erwägung gezogen hat. Denn die Hitze seiner Einbildungskraft reißt ihn so sehr dahin, daß er mit losgelassenen Zügeln durch Abwege der allerüberflüßigsten

Nänien streift und gleich dem Phaeton hin und her irrt, ohne zu wissen, was er sagen, was er beschließen soll, und daß eine Art von beinahe knabenhaftem Thrasonismus ihn zu Albernheiten verführt. Sollte Jemand einen Beleg für diese Behauptung wünschen, so darf er nur die eine und andere Zueignung seiner Dialogen von den Geheimnissen der Natur lesen, und wir sind überzeugt, daß er unserm Urtheile beipflichten wird.

Es wird aber aus den Narrenpossen, die er hintereinander herausgegeben, mehr als offenbar, daß er diese Fieberträume eines phantastischen Gehirnes auch auf die Dogmen selbst ausgedehnt, und eben dieselben zeigen, wie verbrannt sein Gehirn und wie unklar er mit sich selbst war. Denn wer wird nicht glauben, daß man Fieberträume ihm erzählt, wenn er Jenen die Behauptung aufstellen hört: Der Ursprung aller Religionen müsse irgend einem Gestirn und dem Einfluß der Planeten zugeschrieben werden: die Schicksale derselben hingen von der Irradation der Sterne ab; der Ursprung des christlichen Glaubens datire sich von einer Koalition des Jupiters mit der Sonne; sämmtliche Wunder ließen sich aus der Macht und Zauberkraft der Phantasie erklären u. s. w.? Wer sollte nicht aus vollem Halse lachen, wenn er unsern Philosophen über die Natur und Materie des Himmels, über die Ewigkeit und runde Figur des Himmels,

über die weder rechte noch linke Stelle des Himmels, über den farblosen Himmel, über dessen einzige Form und von Formen hervorgegangene, dessen ungeachtet keineswegs entgegengesetzte Bewegung, über die Sonne, welche durch sich selbst, und nicht durch Zufall, erwärmt wird, über den Mond, welcher nicht von der Sonne erwärmt wird, und sodann über die meisten Meteore und physische Ursachen, nach den Peripatetikern, Kabbalisten, Magikern lang und breit mit kindischen und läppischen Gründen disputiren und gleichwohl zu seinem höchlich verwunderten Schüler Alexander, welcher ausrufen hört: „O hättest du niemals den Aristoteles in dich aufgenommen; denn ich zweifle nicht, du würdest in diesem Falle ein weit kräftigeres Gebäude der Weisheit hergestellt haben.

Parker, welcher dergleichen und viel andres mehr in dem berufenen Buche vorfindliches, der Reihe nach mustert, ruft mit Recht hiebei aus: „Hört und richtet, ob es in irgend einem Zeitalter oder bei irgend einem Volke je einen thörichteren Menschen gegeben hat?“——

Daß also das überthörichte Genie Vanini's den Aberglauben dem Enthusiasmus und einer unnützigen Wortmacherei über ganz geringfügige Dinge sich hingegeben, ist um so weniger zu bezweifeln, als nur wenige Funken eines klaren Wissens hin und wieder jene Verworrenheiten durchschimmern. Mit diesen

letzteren verband sich nun noch eine ungereimte Ehrsucht, welche ihn trieb, mit seiner, alle Heroen alter und neuer Zeit überragenden Gelehrsamkeit auf eine Weise zu prahlen, daß Niemand, der es liest, des Lachens sich enthalten wird. Man vergleiche, um nur ein Beispiel hievon anzuführen, die Stelle, wo Alexander seinen Cäsar folgendermaßen herausstreicht: „Nicht werde ich den Thomas Morus hierin nachahmen, welcher, als er mit Erasmus, ohne ihn zu kennen, in eine äußerst scharfsinnige Erörterung gezogen worden, endlich ausrief: Entweder bist du der Teufel oder Erasmus! So könnte ich in Bezug auf dein Urtheil ebenfalls rufen: „Entweder bist du Gott selbst, oder Vanini.“ Hierauf erwiedert unser Julius Cäsar: „Der bin ich!“ Dieß Wenige aus dem Vielen, was bewährte Männer mit Fleiß gesammelt, möge hinreichen, um uns zu überzeugen, daß das Gehirn Vanini's der Nießwurz mehr als bedürftig war und daß dieser Mann das Brandmal der äußersten Verrücktheit sich zuziehen mußte. Das Unglück einer ausschweifenden Einbildungskraft ohne leitendes Urtheil, welches ihm beschieden worden, mußte sich nothwendigerweise noch aus dem Grunde verstärken, daß er solch' abgeschmackte Lehrer, wie die Bücher und Systeme von Pomponatius und Cardanus, erhalten hatte, welche vorzogen, Oel in's Feuer zu gießen, statt dasselbe durch Wasser zu

löschen. Durch sie ganz und gar verdorben, wußte Vanini selbst nicht mehr recht, was er thun, und über was er fest bei sich abschließen sollte; ohne philosophischen Geist flatterte er deßhalb hin und her, zog Gutes und Schlechtes, Rechtes und Ruchloses, Wahres und Falsches in den zweideutigen Kreis seiner Disputierlust, sich selber vielleicht nicht ganz bewußt, daß auf solche Weise die Mauern der Frömmigkeit und der geoffenbarten Religion zusammenstürzen.

Was also Vanini immer gegen die Philosophie, wie gegen den christlichen Glauben gesündigt haben mag — und wir behaupten, daß der leichtsinnige und oberflächliche Schriftsteller sehr viel dagegen gesündigt — ist unserer Ansicht nach nicht so fast einer direkten und systematischen Ruchlosigkeit, als dem höchsten Grade von Wahnsinn eines hirnverrückten Mannes zuzuschreiben, und hätte wohl das Zuchthaus nicht aber den Scheiterhaufen verdient. Wir geben daher in diesem Sinne gerne zu, daß er von der Schuld des Atheismus freizusprechen sey, wogegen der Vorwurf des Mangels an Urtheil und der Verwirrung begriff unsichern nach beiden Seiten hin frivol in den Tag hineindisputirenden Verstandes nicht von ihm wegzubringen seyn wird, und seine Verdienste um natürliche und geoffenbarte Theorie wohl schwerlich geltend gemacht werden dürften.

Gewiß ist dieses Urtheil allzuhart und die pedantische, wenn auch gründliche Schulweisheit hat das Genie und die Originalität nach allzu ängstlichem Maasstabe hier gemessen. Aber wenn auch die „Gespräche über die Geheimnisse der Natur“ und das „Amphitheater der Welt“ längst vergessen oder blos noch unter den Curiositäten des philosophirenden Geistes aufgeführt seyn dürften, so wird doch die heilige Flamme des „Gesanges an Gott“ begeisternd fortlodern und dem unglücklichen Verfasser ein Andenken unter fühlenden Menschen sichern, selbst für den Fall, daß sein tragisches Geschick die Wenigsten rührt. Aus diesem Gesange spricht das bessere Wesen, siegreich durch die Vermummungen der Eitelkeit und des geräuschliebenden äußern Menschen sich Bahn brechend, und er wiegt die Folianten von mehr als einem, selbst berühmteren, Philosophen auf.*)

---

*) Während des Abdrucks dieser Biographie erhielt ich das Werk: „Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini ꝛc.“ von W. D. F. (Leipzig 1800.) Allein trotz reichen literar-historischen Gelehrsamkeit und der vielen biographischen Notizen macht es eine nochmalige Bearbeitung des anziehenden Stoffes nicht überflüssig.

Gedichte auf Vanini *).

1.

Jean Gonter.

Cäsar besiegte mit grimmigen Waffen einst den Pompejus;
Den Aristoteles schlug dieser Cäsar durch Geist.
Jenem Julius halfen das Glück und die Schaaren erprobter
Krieger; doch diesem errang einzig den Sieg sein Genie.
Um wie viel höher darum der Geist erstrahlt, als die
Waffen,
Um so mehr überstrahlt jenen Cäsar der hier.

2.

Johann Scheffers

Epigramm auf das Amphitheater des hochberühmten und hochgelehrten Mannes, Dr. J. C. Vanini.

Nimmermehr preiset die Wunder mir des Tarpeischen Roms,
noch
Amphitheater, die auf sieben der Hügel erbaut.

---

*) Diese übertriebene schmeichlerische Gedichte mußten die Phantasie des eiteln Mannes noch mehr verwirren, und könnten beinahe wie Satyren betrachtet werden, wenn man nicht vom Ernste ihrer Verfasser, von denen übrigens keiner besonders poetische Anlage verräth, überzeugt gewesen wäre.

Denn ein edleres Amphitheater raget empor hier,
Und ein größeres Werk schenkte Vanini der Welt.
Auf den Theatern Roms haust' einst der grimmige Tod nur,
Aber in diesem erblüht kräftiges Leben allein.
Alle Theater darum überstrahlt dies Amphitheater,
Wie an Güte und Glanz weichet dem Leben der Tod.

3.

P. V.

Auf das Amphitheater des höchst scharfsinnigen Vanini.

Denkmal der Freundschaft.

Wenn in unserer Zeit nun lebete Julius Cäsar,
Würd' er lernen, wie ihm einst zu siegen, geziemt.

4.

Vital Carles

auf das Amphitheater des überaus vortrefflichen Theologen Julius Cäsar Vanini.

Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht.

Vor Alexanders Statue weinete Thränen einst Cäsar,
Denn ihn ergriff die Schaam, daß er so weit unter ihm.
Aber könnt' er das Bild von unserem Cäsar erschauen,
Welchen Thränen wohl nicht gäb' er und Seufzern sich hin!

5.

Gabriel de Prades.

Zeichen der Verehrung gegen einen um jede Wissenschaft hochverdienten Mann.

Welche Triumphe verschafften dir nicht, die Waffen, o Cäsar,
Welche, mein Cäsar von jetzt schafft dein Theater dir erst!

Ewiges Leben schufen die Amphitheater Seleukus;
Aber dies ewige Werk schaffet dir ewigen Ruhm.

Denn dem Geiste weichet die Kraft, dem Hohen das Niedre
Und so besiegst du durch dein's alle Theater der Welt.

6.

G. Certan.

Preis J. C. Vanini's.

Geistgewaltig, der erste unter Sophia's Geweihten
Bleibt Vanini, des Ruhms leuchtender Stern seinem Volk *).

*) Das Gedicht enthält zwar noch eine Menge Verse; doch bezieht sich der Rest mehr auf den Marschall v. Bassompierre.

V.

Die

Aqua Tofana in Rom

unter

Pabst Alexander VII.

und

der Todtengräber zu Gürau

in

Nieder-Schlesien.

Noctes atque dies patet atri janua Ditis.
Virgil.

Der Frühling des Jahres 1656, welches in die Zeit der Regierung des Pabstes Alexander VII., eines vor vielen seiner Vorgänger ausgezeichneten Mannes, fiel, hatte Rom und mehreren Städten in der Runde statt lebensvoller Blüthen, eine verheerende Pest gebracht, welche eine Menge von Menschen jedes Alters, Standes und Ranges dahin raffte, ohne daß die Kunst der berühmtesten Aerzte zu steuern vermochte. Die edelsten Familien befanden sich in einem Zustande tiefster Trauer und Bestürzung; die Geschäfte ruheten, der Verkehr stockte, das Genie erschlaffte und die Tugendhaften wie die Verbrecher schreckte der rasch und unerbittlich daherschreitende Todesengel. Allein gleichwie in jenen Tagen des Boccacio diese physischen Schrecknisse statt zur Reue und Buße zu bekehren, die Ge-

müther der Menschen nur um so mehr verhärteten und den Genüssen der Lust bis zu ihrem wildesten Taumel zuwendeten, also hatte auch das öffentliche Elend in der Periode, von welcher wir so eben geredet, eine Rückwirkung ganz unerwarteter Art und das schwärzeste aller Verbrechen brütete sich, unerschüttert durch den Anblick gehäufter Särge, in der Hauptstadt der christlichen Welt aus; ein Verbrechen, ähnlich jenem der Locusta und Genossen, welches die Historiker des Zeitalters der Cäsaren mit so schwarzen Farben beschrieben, und dessen sich in neuerer Zeit, besonders seit dem berüchtigten Handel der Marquisin von Brinvilliers die Phantasie so manches leeren Romanschreibers bemächtigt hat, um bei Abgang sonstigen lehrreichen und unterhaltenden Stoffes auf das Grauen zu speculiren, welches die menschliche Brust bei der Aufzählung solcher in mystisches Dunkel gehüllten Werke der Hölle zu durchziehen pflegt.

Schon vor einiger Zeit hatte man das Dasein eines Giftes von feinster Zubereitung jedoch fast unausmittelbaren Bestandtheilen erkundet, als dessen erste Erfinderin eine verrufene Frau, genannt Tofania oder Tofana, genannt wurde, welche nach einigen Berichterstattern in Palermo ihren verdienten Lohn durch Henkershand gefunden, nach andern aber noch bis zum Jahr 1730 in einem Gefängnisse geschmachtet

haben soll.*) Mit ihr war jedoch das Geheimniß keineswegs vernichtet, sondern durch Helfershelferinnen, die sie in ihre schwarzen Künste eingeweiht, auch nach andern Städten Italiens, zumal Neapel, Venedig und Rom verpflanzt worden. Ueber die in den zwei ersteren Städten verübte Gräuelthaten findet man bei verschiedenen Schriftstellern Nachricht; in letzterer dagegen erreichte das Entsetzliche wo möglich einen noch höheren Grad. Täglich begaben sich Todesfälle, deren Veranlassung man sich gar nicht zu deuten wußte; sie trafen besonders das männliche Geschlecht, welches darin ein beklagenswerthes Privilegium erhalten hatte. Die gewöhnlichsten Symptome waren allmählige Abnahme der physischen Kräfte, Ueberdruß des Lebens, Mangel an Eßlust, und Brechreitz abwechselnd mit einem so ungeheuern Durste, daß die Ergriffenen wähnten, sie müßten das Meer austrinken. Die Geständnisse einiger von ihrem Gewissen nicht ganz verlassenen Personen leiteten von fern auf die Ueberzeugung, daß von weiblicher Hand das Verderben vorzugsweise bereitet werde und seine letzte Quelle in einer Ruchlosigkeit habe, welche für verübte Untreue

---

*) Ist letztere Behauptung die richtigere, so kann dieß einen Begriff von der damaligen Justiz in jenem Lande gegenüber einer solchen modernen Medea, geben, welche mehrere hundert Personen gemordet hatte.

und Orgieen der Wohllust keinen passenderen Schleier wußte, als den Tod in einer Weise, welche das Verbrechen jeder Berechnung und Wachsamkeit der Bedrohten, und jeder Ahndung und Züchtigung der bürgerlichen Gerichte entzog. Der Beichtstuhl war das hiezu sich darbietende Mittel, hieher flüchteten jene Angstgejagten, Zerrissenen. Allein ihre Aussagen und Bekenntnisse waren meistentheils so vag und allgemein, und bewegten sich meist nur auf der Oberfläche der Thatsachen, daß höchstens einzelne und niemals die letzten Fäden des Zusammenhangs erlangt werden konnten. Der Pabst Alexander VII., welchem man allerlei nützliche Gesetze, Administrationsmaaßregeln und Reformen verdankte, wendete sein äußerstes an, um näheres Licht in der Sache zu erhalten; der Gedanke, daß während seines Pontificates mehr Leute durch Gift sterben sollten, als durch die Pest geschehen war, däuchte ihm unerträglich. Der Jammer aus den angesehensten Familien drang immer stärker zu ihm. Er bekleidete deßhalb den Governadore von Rom, Monsignore Ballanzano, mit unbeschränkter Vollmacht zur Erforschung dieser Giftmischereien, und die Polizeiagenten, Sbirren und Späher erhielten doppelten Sold und das Versprechen der glänzendsten Belohnungen für glückliche Entdeckungsfälle.

Die Polizei spann nun in der That, so viel es

sich nur thun ließ, ein einziges großes Netz um den Verkehr und das Privatleben der Römer; alle Anstalten waren auf's sorgfältigste getroffen, daß nichts Ungewöhnliches ihrer Aufmerksamkeit entging. Besondere Wachsamkeit aber hegte man gegen alle wegen schlechter Lebensart oder übler politischer Gesinnung verdächtige Personen, an welchen Rom freilich damals, wie zu allen Zeiten, mehr Ueberfluß hatte.

Es ging nicht lange, so gerieth man auf eine Spur, die man alsbald weiter zu verfolgen beschloß. In Tordinona, ganz nahe den öffentlichen Gefängnissen, wo die groben Verbrecher aufbewahrt wurden, wohnte eine Wittwe, eine Spinnerin oder Weberin, welche zwei hübsche Töchter hatte, von denen die ältere Erminia, die andre aber Armellina hieß. Erstere war eine Sängerin und gab in kleineren Gesellschaften und bei öffentlichen Festen, bei denen der große Haufen sich erlustigte, Barkarolen und Improvisationen zum Besten; die andere beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten. Beide zogen aus ihrem Lebensberufe großen Gewinn, aber er brachte sie auch mit den Leidenschaften und dem Luxus der bürgerlichen Gesellschaft in nähere Berührung und erzeugte Bedürfnisse weit über ihren Stand hinaus. Sie hatten sich beide mit wackeren jungen Leuten verheirathet und schienen mit diesen im Ganzen glücklich zu leben. Plötzlich ward

jedoch der eine von ihnen eines Morgens von einem Fieber überfallen, welches langsam zwar, aber zerstörend in seinem Innern wüthete, und von einem so furchtbaren Brechen begleitet war, daß er nach wenigen Tagen unter ungeheuern Schmerzen den Geist aufgab. Acht Tage darauf starb auch sein Schwager, und als man ihn zu St. Salvator del Lauro aussetzte, zeigte sich das Gesicht von einer so ungewöhnlich frischen Röthe gefärbt, als läge er noch lebend da, in seiner ganzen Jugendkraft und in Fülle der Gesundheit.

Dieser doppelte Todesfall, begleitet von so seltsamen Umständen, erregte, wie sich erwarten ließ, den Argwohn der Polizei; auch mochte dieselbe durch erhaltene Notizen von außerehelichem Umgange der einen und anderen dieser jungen Frauen auf allerlei Vermuthungen gekommen seyn. Man beobachtete fortan genau, wer bei ihnen selbst oder bei ihrer Mutter aus- und einging. Endlich bemerkte man, daß eine schon ältliche Frau, gekleidet wie eine Betschwester, das Haus oft zu besuchen pflegte und als eine vertraute Freundin der alten Spinnerin galt. Bei näherer Nachforschung zeigte es sich, daß sie als Magd bei einer ebenfalls in Jahren schon vorgerückten Frau, Namens Jerönima Spara, diente, welche aus Sizilien gebürtig, seit einiger Zeit in Rom ansäßig

und ihres Wahrsager-Talentes wegen, dem herrschenden Aberglauben der Zeit und des Landes gemäß, von Leuten hohen und niedern Standes, besonders aber von Weibern, fleißig kultivirt war. Diese Wahrsagerin bewohnte ein kleines Haus in der Alla Longara, und breitete durch ein eigenthümliches, unheimliches Wesen bei ihren Nachbarinnen einen Nimbus um sich, ohne daß es gerade schien, als ob sie absichtlich das Bekanntwerden gesucht habe.

Als die Sbirren an Don Balanzoni diese Kunde überbracht, hielt dieser sich überzeugt, daß man hier auf Wasser gestoßen sey, welches sicher zur Quelle des Geheimnisses führen dürfte. Allein da die bisherigen Anzeichen noch lange nicht hinreichten, um eine gewaltsame Maaßregel zu begründen und so fein gesponnene Fäden, wie die des großen Verbrechens, ebenfalls nur auf feine Weise erfaßbar schienen, so verfiel der Governadore auf ein Stratagem, welches der Erfolg völlig rechtfertigte. Er ließ sich eine Liste jener gutmüthigen Geschöpfe reichen, welche im Rufe standen, daß sie mit bewunderungswürdiger Selbstverläugnung ganz dem Berufe sich hingaben, den leichtsinnigeren Theil des männlichen Geschlechtes, ohne fesselnde Eide für die Zukunft, glücklich zu machen, und er wählte von ihnen diejenige aus, welcher man außer einer liebreizenden äußeren Gestalt die meiste Dreistigkeit, Gewandheit

und Verschlagenheit zuerkannte. Sie ward von ihm und seinen Leuten gehörig in die Schule genommen und durch brillante Verheißungen, wenn ihre Dienste zu Resultaten führen würden, kühn und entschlossen zu allem dem gemacht, wozu man sie bestimmt hatte. Man kleidete sie sonach in kostbare Gewänder, hing ihr Geschmeide um und gab ihr Equipage und Bedienung, so daß sie als eine Dame von Rang erscheinen konnte; dann schickte man sie in dieser Vermummung zur Spara, wo sie sich als eine Person anmelden ließ, welche etwas Verlornes mit Hülfe der Wahrsagerkunst zu erlangen komme. Da es für die Alte nichts ungewöhnliches war, dergleichen Damen bei sich zu sehen, so empfing sie die Fremde ganz ohne Argwohn, und versprach ihr, den Ring von großem Werthe, welchen jene auf ihrer Flucht während eines Abentheuers, oder auch durch Diebstahl, verloren zu haben behauptete, gegen ein gutes Geschenk, wieder zu verschaffen; sie lud demnach ihren Gast zum Wiederbesuche nach einigen Tagen ein.

Während dieser Zeit lauerte die Polizei noch eifriger auf die Betschwester wie auf die Jeronima, somit Magd und Frau, und bemerkte, daß erstere nicht nur die Spinnerin, sondern auch mehrere andere Weiber, zumal eine Färberin und eine Fleischerin besuchte, und daß eine Aufkäuferin, Namens Graciosa, bisweilen

zur Spara kam. Alle diese Frauen waren Wittwen; ein Umstand, welcher die Reihe von Verdachtgründen durch einen, obgleich immer sehr entfernten, mehr zu verstärken diente.

Als die angebliche Dame wiederum bei Spara erschien, erklärte ihr diese, daß es bis jetzt unmöglich gewesen, den Ring herbeizuschaffen, äußerte jedoch, sie scharf fixirend, Zweifel, ob sie auch wirklich nur einen solchen verloren habe. Darauf gestand ihr jene mit affektirter Schüchternheit und Verlegenheit, daß der Ring allerdings nur einen Vorwand gebildet, um die Bekanntschaft der berühmten Spara zu machen, von welcher man wohl wisse, daß sie mit Geistern im Bunde stehe oder doch wenigstens geheimnißvolle Kräfte der Natur kenne, durch die ihr das Wichtigste gelinge und bedrängten Menschen unverhoffter Beistand geleistet werde. Die eigentliche Veranlassung aber, warum sie diese Bekanntschaft gesucht, sey eine ganz andere, als der schlechte Ring. Sie erzählte ihr nun einen sehr kunstreich geschlungenen Roman her, in welchen sie sich verwickelt, und dessen Ausgang gleich gefahrvoll für ihr Leben wie für ihre Ehre sey. Nur ein außerordentliches Mittel könne sie vor den Mißhandlungen, ja vor den Dolchen eines erzürnten Gatten retten, dessen Rückkehr mit jenem Tage bevorstehe. Alle Fragen der Spara beantwortete sie mit solch ge-

schwätziger Ausführlichkeit und mit einer so ungezwungenen Miene, daß die Alte ihr völlig Glauben beimaß. Die Kostbarkeiten, welche sie die Spara sehen ließ und welche sie aus dem Hause ihres Mannes genommen zu haben behauptete, ferner die volle Börse, die sie ihr für den Fall antrug, daß sie eine Maaßregel ihr ausfinde, durch welche ihre vollständige Befreiung von ihrem Tyrannen erwirkt werden könnte, benahmen der geizigen Vettel die letzten Zweifel und sie verhieß ihre besten Dienste, wenn sie anders nur sicher wäre. Auf dieses zog die Dame einen Diamantring vom Finger, und gab ihn der Alten, mit feierlichen Schwüren die strengste Verschwiegenheit angelobend, als vorläufiges Pfand ihrer unbegränzten Dankbarkeit; zugleich versprach sie ihr nach vollbrachter That noch fernere reichliche Geschenke; doch wünschte sie vorläufig das Mittel zu kennen, welches zum erwünschten Ziel sie führen und so demjenigen den Tod bringen sollte, welcher selbst so grausamer Weise nach ihrem Leben trachte.

Spara erklärte ihr: dieses Mittel sey ein Trank, in welchen sie ein von ihr auf das Feinste zubereitete Gift zu gießen habe. Die Dame bemerkte, daß es nicht an Leuten fehlen werde, welche die Sache besorgen würden, und bat sie, ihr das Gift immerhin in ihre Wohnung zu schicken, welche sie sohin genau be-

zeichnete. Zuerst sollte die Probe seiner Wirksamkeit an einem Hunde gemacht werden. Spara gab ihr den Tag an, an welchem sie ihren Wünschen entsprechen würde, und so nahmen denn die Beiden Abschied von einander.

Bereits hatten die Polizei und das Inquisitionstribunal ein schön meublirtes Haus in einer entlegenen Straße gemiethet und der angeblichen Dame zum Bewohnen eingeräumt. Alle Anstalten zum Empfange der Magd wurden bestens getroffen. Im Zimmer, welches zunächst an das Besuchzimmer stieß, waren ein Richter, ein Notar, mehrere Häscher und Zeugen verborgen. Nachdem die Magd angekommen, ward der Versuch des Giftes mit einem Hunde wirklich angestellt und derselbe verschied alsbald. In diesem Augenblicke stürzten jene aus dem Nebenzimmer hervor, banden die Person und führten sie in's Gefängniß ab. Zu gleicher Zeit wurden auch die Spara, die Färberin uud die Fleischerin, endlich auch die Spinnerin und ihre beiden Töchter nebst einer großen Anzahl anderer, jungen und alten, Wittwen, welche Verdacht auf sich geladen, verhaftet; nur der Aufkäuferin Graciosa konnte man nicht gleich habhaft werden; denn diese war mit einem Mal verschwunden und jede Anstrengung der Polizei, ihre Spur zu entdecken, längere Zeit umsonst. Allein sie entging ihrem Schicksal

dennoch nicht; denn im Wahne, man werde sie bereits vergessen haben und ihr Name in dem bevorstehenden Prozesse gar nicht genannt werden, kehrte sie in die Stadt zurück, aus der sie sich geflüchtet und begab sich unbemerkt in ihr Haus. Da Niemand sich um sie zu bekümmern schien, so hatte sie die Kühnheit, sogar auf dem Vatikane wieder zu erscheinen, wo sie unter dem großen Haufen sich völlig sicher hielt. Allein der Zufall fügte es, daß, als sie bei der Rückkehr ganz sorglos an den Gefängnissen der Tordinona vorüberging, gerade der bei dem Prozesse gebrauchte Notarius, Mariotti, aus derselben herauskam. Die Physiognomie der Person, welche etwas vom inneren Seelenzustande ausdrückte, fiel ihm auf und eine Ahnung von der Identität der entwichenen Graciosa mit derselben durchfuhr ihn. Er wendete sich rasch deßhalb zu einigen Häschern, welche so eben einen Gefangenen führten und befahl ihnen, diese Frau zu fragen, ob sie nicht Dorothea heiße; im bejahenden Fall sollten sie dieselbe ohne weiteres verhaften. Die Häscher gingen auf sie los und stellten die Frage; worauf sie erwiederte: „ich heiße nicht Dorothea, sondern Graciosa!“ Wild jubelnd riefen jene: „Die gerade suchen wir!“ So ward denn auch die Aufkäuferin eingebracht und man konnte die Verhöre mit aller Ausführlichkeit vornehmen.

Der Governadore saß der Untersuchung in eigener

Person vor, unterstützt von dem Obernotar Gennenti. Jeden Tag mußte man dem Pabste ausführlichen Bericht über ihren Fortgang erstatten. Eine Menge Zeugen wurden vorgeladen; nur Jeronima Spara, als die letzte Urheberin derselben und Erfinderin des Giftes bezeichnet, läugnete standhaft. Man hielt deßhalb mehrere heimliche Kongregationen und faßte in einer derselben den Beschluß, die verstockte Verbrecherin auf die Folter spannen zu lassen.

Als Spara hievon in Kenntniß gesetzt wurde, besiegte die weibliche Schwäche die Ungezähmtheit des Gemüthes; sie brach in bittere Thränen aus und rief: „Wo sind nun all' die Principe's, die Marchesen, die Barone Roms, welche mich bei so vielen Anlässen ihres Schutzes versichert? wo die hohen Damen, welche mir ihre Gunst betheuert und denen ich in ihrer Noth geholfen? Wie? ich soll auf die Corda gespannt werden? Wehe mir! Keines von meinen Kindern, die ich in so glänzende Umstände versetzt, erscheint jetzt, um mich zu retten. Ja, und wenn sie auch erschienen, an wen sollen sie sich wenden, wen um Fürsprache für ihre Mutter angehen?"

Die Folterknechte brachten sie in die furchtbare Kammer und begannen bereits sie auszukleiden; allein Spara ließ es nicht zum Aeußersten kommen, sondern gestand sowohl die Thatsache ein, daß sie das Gift

bereitet, welches so vielen Menschen das Leben gekostet, als auch gab sie die Materialien an, woraus die Fabrikation geschehen war.

Alexander VII. hatte an diesem Geständniß genug und seltsamer Weise drang man nicht weiter in die ruchlose Wahrsagerin, auch die Personen anzugeben, welche sich ihrer Hülfe zu ihren abscheulichen Intriguen bedient hatten. Vermuthlich befürchtete man in die Verhältnisse von allzu vielen, hochgestellten Familien einzudringen und ein Uebel, noch schlimmer, als das Geschehene, dadurch hervorzurufen, wenn die Gerechtigkeit allzu genau unterrichtet würde. Oder auch gab man zum mindesten den Thatsachen, welche nicht auf die bereits Verhafteten selbst sich bezogen, keine Oeffentlichkeit. Das Wichtigste, was man vorläufig zu thun sich gedrungen fühlte, schien die einstweilige Verhinderung der Fortschritte des Meuchelmords. Auf allen öffentlichen Plätzen wurde daher ausgerufen und an allen Straßen-Ecken angeschlagen, daß Niemand von welchem Stand' er auch seyn möchte, bei Galeerenstrafe es wagen sollte, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Governadore von Rom und des Tribunals, von irgend einem Distilleur in der Hauptstadt sowie in der Umgegend Scheidewasser oder eine Essenz dieser Art, oder auch nur Ingredienzen dazu zu kaufen.

Die Aussagen der Spara lieferten nun die ab-

scheulichsten Aufschlüsse über das, was vorgegangen und besonders über die Art und Weise der Zubereitung des Giftes. Es war aus den feinsten Bestandtheilen zusammengesetzt und die Berechnung seiner Wirkung, je nach der stärkeren oder geringeren Mischung so sicher, daß die Monate und Wochen, ja Tage und Stunden angegeben werden konnten, in welchen der dem Tod Geweihte erliegen würde. Jeronima hatte das Geheimniß bei ihrer Landsmännin und Meisterin, Tofania, in Palermo selbst gelernt und nach Rom gebracht, wo sie allmählig einige andere Frauen ihres Gelichters in's Geheimniß zog und das Ganze sofort leitete. Gerade der Umstand, daß die Zeit des Verscheidens stets von ihr so genau angegeben worden, ohne daß sie gerade beim Abgang aller äußern Zeichen, in den Verdacht als Urheberin beim Publikum fiel, hatte ihren Ruf als Wahrsagerin bei den Personen begründet, welche sie für frevelhafte Zwecke suchten und durch eine gewisse Sympathie, in der sie sich nicht getäuscht sahen, zu ihr hingezogen wurden.

Das Tribunal beschränkte sich darauf, das Todesurtheil über die fünf Personen, welche als Hauptverbrecherinnen und Verführerinnen des übrigen überwiesen worden, nämlich die Spara, die Färberin, die Fleischerin, eine Fleckenausziehерin und die Graciosa,

zu fällen und Alexander VII. bestätigte dasselbe ohne Verzug.

Auf dem Campo di Fiore wurden in aller Frühe hohe Galgen aufgerichtet, und damit der Menge desto mehr Raum verstattet würde, das blutige Schauspiel mit anzusehen, sämmtliche Kramladen auf diesem Platze niedergerissen. Man wünschte ein so großes Publikum dabei, als möglich, um durch die Strafe für die Zukunft abzuschrecken. Die Wohnungen auf dem Campo di Fiore waren so sehr angefüllt, daß viele Damen Fenster bis zu dreißig Ducatis mietheten, andere aber beinahe erdrückt wurden, oder vor Hitze erstickten, nur um in eitler Neugier die Schande ihres Geschlechts vorüberziehen und gerichtet zu sehen.

Nachdem den Delinquentinnen die Sentenz verlesen worden, übergab man sie der frommen Priesterschaft der Confortatoris, welche sie zum Tode vorbereiteten. Aller Trotz war ihnen gebrochen und sie zeigten sich so zerknirscht und reumüthig und erhoben ein solch' entsetzliches Weheklagen und Geheul, daß das öffentliche Mitleid sicherlich ihnen zu Theil geworden seyn würde, wären es gerade nicht Missethäterinnen von solch ausgefeimter Ruchlosigkeit gewesen, welche hier ihrem Schicksal entgegengingen. Spara allein zeigte noch bis zur Stunde, wo man sie aus dem Kerker führte, einige Haltung; sie hoffte standhaft

ihre Rettung, in Folge der Fürsprache irgend eines mächtigen Hauses, welches, ihrer Meinung nach, Verbindlichkeiten gegen sie hatte. Vielleicht auch hatte man blos durch solche allgemeine Verheißungen weitere Geständnisse zum Nachtheile von Dritten bisher verhindert, wenn nicht der Pabst selbst, wie man vermuthen darf, dieselben mit Absicht fern gehalten.

Auf fünf mit Ochsen bespannten Karren wurden die Verurtheilten aus der Tardinona von vermummten Personen nach der Richtstätte gebracht; jede der fünf Frauen war von zwei Confortatoris begleitet, welche mit ihrem geistlichen Zuspruch bis zum Augenblicke der Vollziehung des Spruches fortfuhren. Ein Diener des Scharfrichters ritt dem Zuge voran mit einer Trompete, aus der er von Zeit zu Zeit einen Stoß that, unter dem Ausruf: „Seht hier diese Weibsleute, welche hingerichtet werden, weil sie nicht nur ihre eigenen Männer, sondern auch noch andere Personen um's Leben gebracht haben!“ Diese Trompetenstöße und die ganze schauerliche Zeremonie bewirkten einen Eindruck auf das Volk, wie der Pabst ihn gewünscht. Die Schuldigen und die Unschuldigen zitterten gleich sehr, da Niemand wußte, ob nicht im Schoose seiner eigenen Familie noch irgend ein Nachtrag des schwarzen Verbrechens sich offenbaren, oder die Gerechtigkeit den einen oder andern Nachbar von der

Seite reißen und zu gleicher Bestrafung abführen werde.

Nur mit Mühe konnten die Armensünderkarren auf das Campo de Fiore gelangen, so ungeheuer war das Gedränge des Volks. Die Confortatoris halfen den Unglücklichen, als sie den Schaffotten endlich nahe gekommen, herab. Spara wollte sich von ihrem Wagen herabstürzen, ward aber zurückgehalten. Das Urtheil hatte verfügt, daß sie die Hinrichtung ihrer vier Schwestern mit ansehen und zu allerletzt gehängt werden sollte. Graciosa eröffnete den Reihen, uud als es endlich an Spara kam, blickte diese nochmals mit flehentlichen Blicken umher, ob nicht Gnade erscheine. Aber die hohen Herren und Damen, denen diese Blicke galten, hatten für gut gefunden, des Pabstes Milde preisend, sich völlig still zu halten, und frohlockten, mit dem Werkzeuge ihrer Verbrechen diese zugleich selbst vielleicht in ewige Vergessenheit verschwinden zu sehen. Noch ein Glas Wasser erbat sich die Alte, und setzte, als man sie heraufzog,, einen Fuß in die Leiter, was ihre Schmerzen vergrößerte. Unter gräßlichen Zuckungen gab sie den Geist auf. Der Wunsch, ihre Kinder noch vor ihrem Ende zu sehen, war aus dem Grunde unmöglich gemacht worden, weil dieselben, um der Schmach zu entfliehen, schon vor dem Tage der Execution nach Neapel gereist waren. Die Leichname

blieben etwa eine Stunde lang am Galgen; darauf wurden sie nach der Piazza S. Giovanni Decolleto gebracht und daselbst beigesetzt.

Einige Monate später erfolgte, da das blutige Schauspiel nicht alle Lust zum Giftmischen vernichtet, abermals eine Hinrichtung durch den Strang, und es waren wiederum zwei Wittwen, die ihre Männer durch Aqua Tofana getödtet. Eine dritte, eine Betschwester, ward mit Ruthen gestrichen. Einige Zeit darauf wurden noch fünf Frauen des Landes verwiesen und eine Anzahl von jüngeren und älteren Personen, welche zum mindesten in hohem Grade des Verbrechens sich verdächtig gemacht, ebenfalls mit Ruthen gepeitscht. Mit solcher ungewöhnlichen Milde verfuhr man in demselben Rom, welches die schuldlose und engelschöne Beatrice Cenci und ihre Familie für eine That der gerechtesten Nothwehr des schaucrvollsten Todes sterben sah.

Der Pabst war durch die entsetzlichen Ergebnisse der Untersuchung des vielverzweigten Verbrechens so angegriffen, daß er die Prozeßakten in der Engelsburg verwahren ließ, um das Geheimniß der raffinirten Giftmischung selbst dem Publikum zu entziehen; denn es schien, trotz der tragischen Scene auf dem Campo de Fiori, ein eigenthümlicher Reiz in der Verübung der bestraften That zu liegen, welcher in psycholo-

gischer Hinsicht und als trauriger Beitrag zur Kulturgeschichte betrachtet wurde und daher eher zur Verhüllung als Veröffentlichung der Einzelnheiten bestimmte. Noch hie und da ereigneten sich Fälle, wie die angedeuteten, und das Verbrechen nahm blos, wo möglich, noch künstlichere Formen an und wußte sich aller menschlichen Wachsamkeit durch verstärkte Vorsicht zu entziehen. Erst später fand man ein Gegenmittel für die Aqua Tofana, nämlich in Citronensäure und scharfem Essig. Durch einen Zufall hatte sich damit der Gatte einer schönen aber buhlerischen Frau das Leben erhalten; er war großmüthig genug, durch die Fürbitte einer einflußreichen Dame von hohem Rang, die Todesstrafe von der Verbrecherin abzuwenden. Sie ward in ein Kloster gebracht.

Der Pabst aber ließ öffentlich auf jenes Gegenmittel aufmerksam machen und die nöthigen Sanitätsmaaßregeln in vorkommenden Fällen vorschreiben. Der fürchterliche Höllentrank selbst, von dem hier seitdem die Rede war, ist in den Verhören und in den Geschichten der Medizin als ein klares, geschmackloses Wasser beschrieben worden, wovon 5 — 6 Tropfen hinreichten, um demjenigen den Tod zu geben, welcher ihn hinuntergeschlürft. Während Einige ihn von dem Schaum aus dem Munde von Erhängten und Erdrosselten oder absichtlich zum Wahnsinn Gereitzten,

mit allerlei abentheuerlichen Anekdoten die Sache ausschmückend, hinstellten, ersahen Andere in ihm nichts als eine Auflösung von kristallisirtem Arsenik, als Hauptbestandtheil, ohne jedoch die Möglichkeit noch fernerer Zusätze zu läugnen.

Eine Art Gegenstück zur Acquetta, wie die Aqua Tofana mit einem schauderhaften Diminutiv bisweilen genannt worden ist, wenn in der Form auch verschieden, erlebte man beinahe um dieselbe Zeit (1656) zu Gürau, einer Stadt in Niederschlesien. Eine fürchterliche Pest, deren Ursprung und näheren Charakter Niemand anzugeben wußte, nahm in diesem Orte mit solcher Schnelligkeit zu, daß binnen kurzer Zeit über 2400 Personen von jedem Alter, Geschlecht und Stande, dahin gerafft wurden. Wer nur über die Straße ging, fiel um, gleich Fliegen, und ein einziges Familienglied steckte alle übrigen an. Oft starben ganze Häuser zusammt aus, und jede Hülfe, wenn sie auch gebracht werden wollte, war vergebens. Die Kinder erlägen über und neben ihren Eltern dem grausenvollen Geschick und Schwestern und Bräute hatten kaum den geliebten Gegenständen den letzten Abschiedsgruß gespendet, als sie selber nachfolgten und ein Grab sie zugleich verschloß. Zuletzt fehlte es nicht nur an Aerzten und Priestern, sondern selbst an Handwerksleuten, welche die allernöthigsten Lebensmittel

lieferten und eine gräßliche Hungersnoth verband sich mit der würgenden Seuche und drohte der Stadt eine vollständige Ausrottung. Wer sein Leben liebte, suchte sich dadurch zu retten, daß er den Ort ganz verließ und in benachbarten Dörfern sich einquartirte oder auf freiem Felde Hütten aufschlug.

Ein Zufall verrieth endlich die Quelle dieses allgemeinen Elends und Jammers. Dem Todtengräber des Ortes entlief ein Schwein und suchte das Weite, seinen Weg nach jenen Hütten nehmend. Der Eigenthümer eilte dem Thiere nach und gedachte bereits, es eingefangen zu haben, als ein Schuß ganz in seiner Nähe es darniederstreckte. Die Geflüchteten, welche angstvoll den unsauberen Gast erblickt und eine Ansteckung ihres Asyles durch das Thier, in welchem der Peststoff bereits stecken konnte, befürchtet, hatten auf solche Weise der ihnen drohenden Gesellschaft sich entlediget.

Der Todtengräber kehrte voll Zorn zurück, erschien aber bald wieder zu Pferd nahe vor den Hütten und stellte mit allerlei Scheltworten die Vollbringer der an ihm geübten Rechtsverletzung zur Rede. Dieselben schrieen ihm zu, zurück zu bleiben, indem sie sonst ihm ein gleiches Loos, wie seinem Schweine, bereiten würden. Der Mann, vom Weine taumelnd und vom Zorn dahin gerissen, erlaubte sich

jetzt die Aeußerung: er gedenke bald mit der Stadt vollends aufzuräumen, und man möge sich nur inzwischen die Mühe nicht geben, ihn zu verlangen. Diese Worte fielen ungemein auf und wurden alsbald dem Rathe überbracht.

Ein zweiter Vorfall, welcher wenige Tage darauf sich ereignete, erregte noch größere Aufmerksamkeit. Die Frau eines der vornehmsten Einwohner, voll Schönheit, Liebenswürdigkeit und Tugend, war gestorben. Man hatte den Sarg bereits auf den Friedhof gebracht und der Todtengräber ihn in Empfang genommen, um ihn in die Erde zu versenken. Als er den Gatten nun trostlos und aufgelöst in den wildesten Schmerz darneben erblickte, tröstete er ihn mit teuflischem Hohngelächter und sagte zu ihm: „Seyd ruhig, lieber Herr! Bald seyd Ihr Beide wiedervereint. Heute begrab' ich Euere Frau; morgen hole ich Euch selbst!“ Auch diese Rede ward an die Obrigkeit berichtet. Und nun ertheilte dieselbe Befehl, den Todtengräber, welcher immer unheimlicher sich gebehrdete, gefangen zu setzen nnd ließ ein strenges Verhör mit ihm anstellen. Allein erst auf der Folter gestand er: der böse Geist habe ihm eingegeben, vergiftetes Pulver zu bereiten und dasselbe nicht nur in die Brunnen, sondern auch auf die Straßen zu schütten. In Speise und Trank breitete es auf solche Weise Verderben und da die über die Stra-

ßen Wandelnden mit ihren, damals langen, Kleidern den Giftstaub auffingen, so kam es auch auf diesem Wege in die Häuser. Der Bösewicht bekannte ferner, daß er die Sache nicht nur für sich allein getrieben, in der Hoffnung, ein reicher Mann zu werden und nach und nach die ganze Stadt zu beerben, sondern auch seine Kollegen in mehreren Städten Nieder-Schlesiens damit versehen habe, wofür sie ihm großen Dank gewußt hätten, da die Kundschaft beträchtlich sich vermehrt und durch den gesteigerten Diensterwerb sie vermöglich gemacht habe. Er behauptete: der Todtengräber zu Brausnitz allein habe über 700 Menschen, in Folge der Wirkung seines Giftes, begraben.

Die Strafe des Mörders war der Größe des Verbrechens und den Sitten der Zeit angemessen; doch schien sie Vielen noch allzu mild und keine physische Qual hart genug für den beispiellosen Missethäter. Man zwickte ihn mit glühenden Zangen, schnitt Riemen aus seinem Leibe, und verbrannte ihn endlich, um was er selbst gebeten haben soll, zu Pulver.

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs.

Indem ich bemerke, daß von einigen der angeführten Quellenschriftstellern aus Uebersehen bisweilen nur der Name, statt der ganze Titel des Werkes, wie an den andern Stellen angegeben worden, habe ich noch anzuführen, daß die Sammlung The British Plutarch mir zu spät in die Hände gekommen ist, um ihn noch benützen zu können und er mir blos an einzelnen Stellen während des Druckes noch Dienste leistete. Man findet in der darin enthaltenen obgleich kurzen Biographie verschiedene interessante Thatsachen, besonders in Bezug auf das Privatleben und die letzten Augenblicke Sir Walters, die an den König und an seine Gattin unmittelbar vor der Hinrichtung geschriebenen, herzergreifenden Briefe, welche wir, beengt durch den Raum dieses Bandes, hier nachträglich mitzutheilen verhindert werden.

Ebenso liefert der British Plutarch auch, sowohl für die Biographie Raleighs, als jene des berühm-

ten Spencers, (B. II.) allerlei Literarhistorisches und es geht aus diesen, wie auch aus mehreren Biographien Shakespeare's hervor, daß der „Pierre l'Hermit des mers“ *) seinen Einfluß bei der Königin Elisabeth stets auf die würdigste Weise, zu Gunsten der Wissenschaft und der schönen Künste, mittelst Unterstützung dürftiger Schriftsteller und Dichter, geltend zu machen bemüht war.

Selbst als Dichter, (obgleich dieß vielleicht seine schwächste Seite war **) stiftete er einen Sirenen-Orden ***) von dem auch Shakespeare Mitglied war †). Spencer, welcher ihn als den „Schäfer des Oceans“ zu begrüßen pflegte, hat in verschiedenen Gedichten ihn verherrlicht und ihm treue Freundschaft sein Leben lang bewahrt.

---

*) So nennt Chateaubriand in einer seiner neuesten Schriften W. Raleigh, wie auch Fr. Drake.

**) Der britt. Plutarch liefert seine Vision of the fairy Queeu.

***) (Berliner) Magazin für die Literatur des Auslandes. Jahrg. 1836.

†) Der Umstand, daß Graf Essex ebenfalls sein Gönner war, schadete ihm nichts bei Raleigh.

Ende des ersten Bandes.

Inhalts-Anzeige

des

ersten Bandes.

Seite

Vorwort. 5

I. Sir Walter Raleigh. 11

II. Die Liebe Pfalzgraf Friedrichs III. und Leonorens von Oesterreich 245

III. König Christiern II., das Täublein von Amsterdam und Mutter Sigbrit 285

Seite

IV. Giulio Cesare (Lucilio) Vanini 321

V. Die Aqua Tofana in Rom unter Pabst Alexander VII. und der Todtengräber zu Gürau in Nieder-Schlesien 455

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs 481

Seite

IV. Giulio Cesare (Lucilio) Vanini 321

V. Die Aqua Tofana in Rom unter Pabst Alexander VII. und der Todtengräber zu Gürau in Nieder-Schlesien 455

Nachtrag zur Biographie Walter Raleighs 481

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Münch, Ernst Hermann Joseph,

Biographisch-historische Studien

Bd.: 1

Stuttgart (1836)
H.misc. 220 o-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739070-7